

Die **C** Agatha Christie Schattenhand

Kein Rauch ohne Feuer –
sagt das Sprichwort
Keine Regel ohne Ausnahme –
sagt sich Miss Marple





Agatha Christie

Die Schattenhand

Scherz

Bern - München -Wien

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Englischen

Titel des Originals: »The Moving Finger«

Schutzumschlag von Heinz Looser

Foto: Thomas Cugini

12. Auflage 1981

ISBN 3-502-5021 7-X

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 1944 by Scherz Verlag Bern und München

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Endlich nahm man mich aus dem Gips heraus, die Ärzte zenterten mich nach Herzenslust hin und her, die Krankenschwestern forderten mich zum vorsichtigen Gebrauch meiner Glieder auf und schwatzten in neckischen Kindertönen auf mich ein, bis mir ganz übel wurde. Zuletzt erklärte Marcus Kent, ich müsse mich irgendwo draußen auf dem Lande niederlassen.

»Gute Luft, Ruhe, Faulenzen - da haben Sie Ihr Rezept! Ihre Schwester wird für Sie sorgen. Sie haben doch eine Schwester? Schön. Essen, Schlafen, mit einem Wort, ein Schlaraffenleben.«

Ich habe ihn nicht gefragt, ob ich je wieder werde fliegen können. Es gibt Dinge, nach denen man nicht fragt, weil man sich vor der Antwort fürchtet. Aus demselben Grund habe ich während der letzten fünf Monate niemals danach geforscht, ob ich mein ganzes Leben hindurch dazu verdammt sein würde, auf dem Rücken zu liegen. Ich fürchtete mich vor der fröhlichen, heuchlerischen Antwort meiner Pflegerin: »Aber, aber! Was sind denn das für garstige Fragen? Unsere Patienten müssen schön brav sein und dürfen nicht so häßlich reden!«

Ich habe also nicht gefragt - und das war gut. Ich muß nicht als hilfloser Knüppel weiter vegetieren. Erst konnte ich meine Beine ein wenig bewegen, dann darauf stehen und schließlich ein paar Schritte tun. Und wenn ich mir auch wie ein unternehmungslustiges Baby vorkam, das mit wackeligen Knien und unsicheren Füßen seine ersten, taumelnden Schritte tut - nun, das war nur Schwäche und Mangel an Training und würde vorübergehen.

Marcus Kent - wirklich ein idealer Arzt - beantwortete mein Schweigen.

»Sie werden sich wieder vollständig erholen. Bis zum letzten Dienstag, an dem wir Sie nochmals von oben bis unten geröntgt haben, waren wir nicht ganz sicher. Jetzt aber kann ich es Ihnen

mit absoluter Bestimmtheit zusagen. Allerdings - die Rekonvaleszenz wird eine langwierige Sache sein. Langwierig und, wenn ich so sagen darf, mühsam. Wenn es sich darum handelt, kaputte Nerven und Muskeln auszuheilen, dann muß das Hirn dem Körper beistehen. Jede Ungeduld, jeder Arger wird Sie zurückwerfen. Was immer Sie auch tun mögen, bilden Sie sich ja nicht ein, Sie müßten mit Energie schnelle Genesung erzwingen. Ein Versuch in dieser Richtung - und Sie liegen wieder im Sanatorium. Sie müssen alles leicht und gemütlich nehmen. Das Tempo Ihres Lebens heißt jetzt: Adagio. Denn nicht nur Ihr Körper muß sich erholen, auch Ihre Nerven sind von der Notwendigkeit, lange Zeit schwere Mittel zu nehmen, ziemlich geschwächt.

Darum sage ich: Ziehen Sie aufs Land hinaus. Mieten Sie ein Häuschen, befassen Sie sich mit der Dorfpolitik, mit den kleinen Skandalen und Klatschereien der Gegend. Interessieren Sie sich brennend für das Leben Ihrer Nachbarn und stecken Sie Ihre Nase in alles, was Sie nichts angeht. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, gehen Sie irgendwo hin, wo Sie keine Freunde in der Nähe haben.«

Ich nickte. »Das habe ich mir schon vorgenommen.«

Nichts wäre mir unerträglicher gewesen, als Bekannte aus meinem früheren Kreis zu treffen, die mir mit herzlicher Teilnahme begegnen und nur von ihren eigenen Angelegenheiten erzählen würden.

»Aber Jerry, du siehst ja großartig aus! Sieht er nicht glänzend aus? - Glänzend! - Mein Lieber, ich muß dir etwas erzählen: dieser Buster - stell dir vor, was der getan hat ...!«

Gott behüte mich vor solchen Belästigungen. Hunde sind klug. Sie verkriechen sich in einsame Winkel, lecken ihre Wunden und kehren erst ins Leben zurück, wenn sie wieder ganz gesund und stark sind.

So kam es, daß Joanna und ich unter all den Prospekten, die uns die Grundstücksagenten sandten und die sämtliche freistehenden Landhäuser auf der ganzen Insel in verführerischen Farben zu schildern wußten - daß wir aus all dem Wust das Häuschen

»Waldheim« in Lymstock als eine der Möglichkeiten auswählen; hauptsächlich deshalb, weil wir nie in Lymstock gewesen waren und niemanden in jener Gegend kannten. Als Joanna das »Waldheim« sah, erklärte sie sofort, dies sei genau das, was sie wolle

Es lag etwa eine halbe Meile von Lymstock entfernt und war ein einfaches, niedriges weißes Haus mit einer altmodischen, grün gestrichenen Veranda. Von dort aus hatte man eine hübsche Aussicht über leicht abfallendes Heideland; links unten sah man noch die Kirchturmspitze von Lymstock.

Der Besitz hatte fünf Schwestern gehört, den Misses Barton, vornehmen alten Jungfern, von denen nur noch die jüngste, Miss Emily, am Leben war.

Miss Emily Barton war eine ganz reizende kleine alte Dame, die unglaublich gut zu ihrem Haus paßte. Mit leiser Stimme, als müsse sie um Entschuldigung bitten, erklärte sie Joanna, daß sie ihr Haus noch nie zuvor vermietet habe, ja, sie hätte wirklich niemals an diese Möglichkeit gedacht, »aber sehen Sie, mein liebes Kind, heute ist alles so anders - die Steuern natürlich und dann meine Aktien und Obligationen - so sicher, habe ich immer geglaubt - ja, der Bankdirektor selbst hat mir einige empfohlen - aber es scheint, daß sie überhaupt nichts mehr abwerfen - es sind natürlich ausländische! Und dadurch ist jetzt alles so schwer. Man läßt ja nicht gern fremde Leute in sein Haus - Sie verstehen mich sicher, mein liebes Kind, und sind nicht beleidigt, Sie sehen ja so freundlich aus - aber etwas muß geschehen, und wirklich, seit ich Sie gesehen habe, bin ich ganz froh, daß Sie hier sein werden - dieses Haus braucht ein wenig junges Leben, wissen Sie. Und ich muß gestehen, die Vorstellung, daß - Männer hier wohnen sollten, hat mich erschreckt!«

Daraufhin mußte Joanna natürlich mit der Nachricht von meiner Existenz herausrücken. Miss Emily hielt sich tapfer.

»Ach Gott, ja, ich verstehe. Wie traurig! Mit dem Flugzeug abgestürzt? Diese wackeren jungen Leute! Nun, ihr Bruder wird ja schließlich ein Invalide sein -«

Dieser Gedanke schien die nette kleine Dame zu trösten. Offenbar würde ich nun nicht zu der rohen männlichen Kraftentfaltung fähig sein, die Emily Barton sosehr fürchtete. Sie erkundigte sich schüchtern, ob ich rauche.

»Wie ein Schlot«, erwiderte Joanna. »Aber leider - ich auch.«

»Natürlich, natürlich. Wie dumm von mir. Wissen Sie, ich bin, fürchte ich, nicht recht mit der Zeit gegangen. Meine Schwestern waren alle älter als ich, und meine liebe Mutter erreichte ein Alter von siebenundneunzig Jahren - denken Sie nur! - und war sehr heikel. Ja, ja, heutzutage rauchen alle. Das Schwierige ist nur - es gibt keine Aschenbecher im Haus.«

Joanna versprach, unzählige Aschenbecher mitzubringen, und versicherte lächelnd:

»Wir werden die Zigarettenstummel nicht auf Ihre hübschen Möbel legen, das verspreche ich Ihnen. Nichts macht mich selbst so wütend, als wenn ich das bei anderen Leuten sehe.«

So wurde also alles abgemacht, und wir mieteten das »Waldheim« zunächst auf 6 Monate, mit einer Option auf weitere drei Monate. Emily Barton erklärte, daß sie selbst es sehr behaglich haben werde, denn sie würde in die Wohnung ihres alten Dienstmädchens ziehen, »meiner treuen Florence, die geheiratet hat, nachdem sie fünfzehn Jahre bei uns war. Ach so ein nettes Mädchen! Ihr Mann arbeitet im Baugewerbe. Sie haben ein hübsches Haus in der Hauptstraße und zwei wunderschöne Zimmer im ersten Stock, wo ich es sehr gemütlich haben werde. Meine Florence ist froh, daß ich zu ihr komme.«

So schien alles befriedigend geordnet, der Vertrag wurde unterschrieben, und bald übersiedelten Joanna und ich in das »Waldheim« und richteten uns dort ein. Da Miss Emily Bartons Haushälterin, Miss Partridge, eingewilligt hatte, bei uns zu bleiben, waren wir gut versorgt und engagierten nur noch ein »Aushilfemädchen«, das jeden Morgen kam. Es schien etwas dumm, aber recht brav zu sein.

Miss Partridge, eine hagere, mürrische Person mittleren Alters, kochte himmlisch und mißbilligte schwere Speisen für das A-

bedessen (Miss Emily pflegte nur ganz leicht zu dinieren, ein gekochtes Ei etwa). Trotzdem paßte sie sich unserem Geschmack an und ging so weit, zuzugeben, ich müsse offenbar gut gefüttert werden, um wieder zu Kräften zu kommen.

Ungefähr eine Woche nach unserem Einzug ins »Waldheim« erschien Miss Emily Barton feierlich an der Haustüre und gab ihre Karte ab. Ihrem Beispiel folgten Mrs. Symmington, die Gattin des Rechtsanwalts, Miss Griffith, die Schwester des Arztes, Mrs. Dane Calthrop, die Pfarrersfrau, und Mr. Pye von der »Ermitage«.

Joanna war sehr beeindruckt.

»Ich wußte nicht«, meinte sie kläglich, »daß man heutzutage noch richtig »Besuch macht« - mit Visitenkarten!«

»Weil du eben nichts vom Leben auf dem Lande weißt, mein liebes Kind«, klärte ich sie auf.

»Unsinn! Unzählige Weekends habe ich mit Freunden auf dem Land verbracht.«

»Das ist durchaus nicht dasselbe«, beharrte ich.

Ich bin fünf Jahre älter als Joanna. Ich erinnere mich an unsere Kindheit in dem großen, gelben, unordentlichen Haus mit dem Grundstück, das bis hinunter zum Fluß ging. Ich weiß noch, daß ich oft, vom Gärtner unbemerkt, unter die Netze kroch, die über die Himbeerstauden gebreitet waren. Ich erinnere mich an den Staubgeruch im Hof bei den Ställen, an die Tigerkatze, die hin- und herlief, an die Hufschläge der Pferde aus dem Stall.

Als ich jedoch sieben und Joanna zwei Jahre alt war, zogen wir nach London zu einer Tante; dort verbrachten wir auch später unsere Weihnachts- und Osterferien, durften in Theater- und Kinovorstellungen gehen, im Kensington Garden bootfahren oder eislaufen. In den Sommerferien nahm man uns in einen Badeort am Meer mit.

Während ich über all dies nachdachte, fühlte ich Gewissensbisse, und es kam mir zum Bewußtsein, welch ein egoistischer, egozentrischer Patient ich geworden war.

Nachdenklich wandte ich mich zu Joanna:

»Ich fürchte, du wirst es hier recht scheußlich finden und dein gewohntes Leben sehr vermissen.«

Denn Joanna ist sehr hübsch und sehr fröhlich; sie liebt Tanz, Cocktails, Flirts und tolle Autoausflüge in herrlichen Wagen. Joanna lachte und erklärte, es gefalle ihr hier sehr gut.

»Ehrlich gesagt, ich bin froh, aus allem rauszukommen. Ich habe wirklich genug von der ganzen Gesellschaft und - wenn du auch kein Verständnis für mich haben wirst - die Sache mit Paul hat mir wirklich sehr zugesetzt. Ich werde lange brauchen, um darüber hinwegzukommen.«

Dieser Versicherung stand ich einigermaßen skeptisch gegenüber. Joannas Liebesgeschichten nehmen immer den gleichen Verlauf. Sie wird von einer tollen Leidenschaft für irgendeinen albernem jungen Schwächling erfaßt, der ein verkanntes Genie ist. Seinen endlosen Klagen hört sie geduldig zu und arbeitet sich ab, um ihm Anerkennung zu verschaffen. Wenn er sich undankbar zeigt, ist sie tief verwundet und erklärt, ihr Herz sei gebrochen - bis der nächste melancholische Jüngling auftaucht, was meistens etwa drei Wochen später geschieht.

Ich nahm also Joannas gebrochenes Herz nicht allzu tragisch. Aber ich merkte, daß unser Landleben für meine reizende Schwester ein neues, lustiges Spiel bedeutete.

»Jedenfalls«, meinte sie, »sehe ich doch richtig ländlich aus?« Ich musterte sie kritisch und konnte ihr nicht beistimmen.

Joanna war (von Mirotin, haute couture) pour Je Sport gekleidet. Das will sagen, sie trug einen Rock mit riesengroßen, verrückten Karos, eng wie eine Haut, dazu einen lächerlichen, kleinen, kurzärmeligen Pullover in Tirolerart. Sie hatte hauchdünne Seidenstrümpfe an und tadellose, aber nagelneue Bergschuhe.

»Nein«, murkte ich, »alles an dir ist falsch. Du solltest einen ganz alten Wollrock fragen, am besten schmutziggrau oder beigebraun. Dazu einen dicken Sweater und vielleicht eine Windjacke. Außerdem solltest du noch einen Filzhut haben, dicke Strümpfe und alte Schuhe. Dann und nur dann wärest du der Umgebung hier angepaßt und würdest nicht abstecken wie jetzt. Auch dein Gesicht ist ganz falsch hergerichtet.«

»Wieso? Ich habe Ocre rost Nr. 2 aufgelegt.«

»Das ist es ja gerade! Wenn du eine richtige Lymstockerin wärest, dann hättest du nur ein wenig Reismehl auf der Nase, damit sie nicht zu sehr glänzt und vielleicht - vielleicht! - eine Spur Lippenrot, nicht sehr geschickt aufgestrichen.

Und ganz sicher hättest du ganze Augenbrauen anstatt nur ein Viertel davon.«

Joanna kicherte und schien sich großartig zu amüsieren.

»Glaubst du, sie werden mich hier gräßlich finden?«

»Nein, nur sonderbar.«

Joanna sah die Visitenkarten durch, die unsere Besucher hinterlassen hatten. Nur die Frau Pfarrer war so glücklich - oder vielleicht so unglücklich - gewesen, meine Schwester zu Hause anzutreffen.

Joanna murmelte: »Das ist beinahe wie aus einem Roman von Charles Dickens, nicht wahr? Die Gattin des Anwalts, die Schwester des Arztes und so weiter.« Entzückt fügte sie hinzu: »Ich glaube, wir haben uns da einen reizenden Ort ausgesucht, Jerry! So gemütlich und komisch und altmodisch. Man kann sich überhaupt nicht vorstellen, daß hier irgend etwas Häßliches passiert. Hab' ich nicht recht?«

Und obwohl ich genau wußte, daß sie kompletten Unsinn sprach, stimmte ich ihr doch zu. An einem Ort wie Lymstock konnte nichts Häßliches passieren. Merkwürdig, wie überzeugt wir davon waren; und dabei bekamen wir genau eine Woche später den ersten Brief.

Ich merke, daß ich meine Geschichte nicht richtig begonnen habe. Zunächst hätte ich Lymstock beschreiben sollen; denn ohne zu wissen, was es für ein Ort ist, kann man das Folgende nicht verstehen.

Lymstocks große Zeit liegt weit zurück. Etwa in den Tagen des normannischen Eroberers spielte dieser Ort eine bedeutungsvolle Rolle; diese Bedeutung bestand hauptsächlich in seiner kirchlichen Macht, in seinem Kloster, das von einer langen Reihe ehrgeiziger und herrischer Prioren zur Blüte gebracht worden war. Lords und Barone in weitem Umkreis beglichen ihre Rechnungen mit dem Himmel, indem sie dem Kloster üppige Teile ihrer Ländereien hinterließen. So wuchs der Reichtum und die Größe des Klosters von Lymstock, und es ward eine Macht im Lande, die durch viele Jahrhunderte währte. Dessen ungeachtet mußte es unter der Regierung Heinrichs des Achten das Schicksal seiner Zeitgenossen teilen.

Von da an beherrschte der Adel die Stadt. Noch war sie bedeutend, noch besaß sie Privilegien, Einfluß und Reichtum.

Dann aber - irgendwann im siebzehnten Jahrhundert - ließ der allgemeine Fortschritt die alte Stadt am Wege zurück. Die Adelsschlösser verfielen. Weder Eisenbahnen noch Hauptstraßen berührten Lymstock. Es wurde ein kleiner Provinzflecken. Unwichtig und vergessen lag es inmitten von Wäldern und weitem Heideland, umgeben von bescheidenen Gehöften und sanften Feldern.

Einmal in der Woche wurde auf dem Hauptplatz ein Markt abgehalten. An diesem Tag begegnete man in allen Straßen und Gassen blökenden Viehherden. Zweimal jährlich gab es sogar Rennen, bei welchen allerdings nur die zweifelhaftesten Pferde starteten.

Lymstock hatte eine wunderschöne Hauptstraße mit vornehmen alten Fachwerkhäusern, in deren Erdgeschoß in stiller Weise kleine Läden ihre Brötchen und Kuchen, Gemüse oder Früchte ausstellten. Ferner gab es ein Stoffgeschäft mit vielen Schau- fenstern, einen großen imposanten Eisenladen, ein anspruchsvolles Postamt, eine Reihe verstreuter, kleiner Kramläden, zwei Metzger (eifersüchtige Konkurrenten) und sogar ein Meines Warenhaus. Es gab einen Arzt, eine Anwaltskanzlei (Messrs. Galbraith, Galbraith & Symmington), eine herrliche und überraschend große Kirche mit der Jahrzahl 1420, einige Überbleibsel aus der Keltenzeit, ein neues riesiges Schulhaus und zwei Gasthäuser.

Das war Lymstock.

Miss Emily Barton hatte das Zeichen gegeben, und daraufhin hatte jeder, der sich zu den Honoratioren rechnen durfte, bei uns Besuch gemacht. Joanna kaufte sich ein Paar Glacéhandschuhe und ein Samtbaret, das sie für reichlich spießbürgerlich hielt, in dem sie aber nur noch mondäner aussah. So ausgestattet machte sie sich daran, die Besuche zu erwidern.

Für uns war das alles ganz neu und amüsant. Wir waren ja nicht für den Rest unseres Lebens hierher gekommen. Dieser Aufenthalt bedeutete uns nur ein Intermezzo. Ich machte mich daran, die Vorschriften meines Arztes zu befolgen und meine Nase in die Angelegenheiten der Nachbarn zu stecken. Joanna und ich hatten großen Spaß daran.

Ich erinnerte mich wohl an Marcus Kents Rat, mich mit den Dorfklatschereien und Skandalgeschichten abzugeben. Ganz gewiß aber habe ich nicht vermutet, in welcher Art sich diese Skandalgeschichten mir präsentieren würden.

Das Seltsame bei der Sache ist, daß jener Brief uns zunächst mehr als alles andere amüsierte.

Soviel ich mich erinnere, saßen wir gerade beim Frühstück, als er eintraf. Ich drehte ihn müßig hin und her, wie man das so macht, wenn die Zeit langsam vergeht und jedes winzige Ereignis bis zur äußersten Möglichkeit ausgekostet werden muß. Es

war, wie ich feststellte, kein auswärtiger Brief; die Adresse war mit der Schreibmaschine geschrieben.

Ich öffnete ihn vor den beiden Briefen mit dem Londoner Stempel, von denen der eine die Rechnung eines Lieferanten und der andere die Ergüsse eines todlangweiligen Cousine enthielt.

Das Kuvert enthielt ein Stück Papier, beklebt mit Worten und Buchstaben, die aus einem Buch ausgeschnitten sein mußten. Ein paar Minuten starrte ich darauf, ohne den Inhalt zu erfassen. Dann blieb mir der Mund offen stehen.

Joanna, die mit gerunzelter Stirn einige Rechnungen studiert hatte, blickte auf.

»Hallo«, rief sie, »was ist los? Du siehst ja ganz verdutzt drein.«

Der Brief strotzte von den gemeinsten Ausdrücken und behauptete, Joanna und ich seien nicht Schwester und Bruder. »Ein ganz besonders dreckiger anonymer Brief«, verkündete ich. Es war ein Schock. Auf dergleichen war man im stillen Hafen von Lymstock nicht gefaßt.

Joanna zeigte sofort lebhaftes Interesse.

»Wahrhaftig? Was steht denn darin?«

Ich habe beobachtet, daß man in Romanen unanständige anonyme Briefe wenn irgendmöglich vor den Frauen verheimlicht. Es wird angedeutet, daß die Damen um jeden Preis vor dem furchtbaren Schock bewahrt werden müssen, den ihr zartes Nervensystem beim Anblick eines solchen Elaborates erleiden könnte.

Ich muß leider gestehen, daß ich nicht im Traum daran dachte, den Brief Joanna vorzuenthalten. Ich gab ihn augenblicklich. Mein Vertrauen in ihre robuste Konstitution wurde glänzend gerechtfertigt, denn die einzige Gemütsregung, die ich an ihr wahrnehmen konnte, war amüsierte Heiterkeit.

»Das ist aber ein nettes Häufchen Unrat! Vieles habe ich von anonymen Briefen gehört, aber noch nie habe ich einen gesehen. Ob sie alle so sind?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Es ist auch meine erste Erfahrung auf diesem Gebiet.«

Joanna kicherte.

»Du hast doch wohl recht gehabt mit meinem Make-up, Jerry. Wahrscheinlich glauben sie, wenn man so geschminkt ist wie ich, muß man unbedingt ein ruchloses Frauenzimmer sein!«

»Richtig«, pflichtete ich bei. »Dazu noch die Tatsache, daß unser Vater groß, brünett und knochig war und Mutter klein, blond, blauäugig und zart, und daß ich ganz und gar nach ihm geraten bin und du nach ihr.«

Nachdenklich nickte Joanna. »Ja, wir sehen einander kein bißchen ähnlich. Niemand wird uns für Bruder und Schwester halten.

»Ein gewisser Jemand hat es bestimmt nicht getan«, sagte ich beziehungsvoll.

Joanna erklärte, sie finde es wahnsinnig komisch. Sie nahm den Brief vorsichtig zwischen zwei Finger, schwenkte ihn hin und her und fragte, was wir damit anfangen sollten.

»Will man sich in so einem Falle korrekt benehmen«, belehrte ich sie, »so muß man das Zeug mit einem heftigen Ausruf des Widerwillens ins Feuer werfen.«

Ich ließ den Worten die Tat folgen, und - Joanna applaudierte. »Das hast du großartig gemacht, Jerry! Du solltest zur Bühne gehen. Gott sei Dank haben wir noch Kaminfeuer, nicht wahr?«

»Ja, der Papierkorb wäre viel weniger dramatisch. Natürlich hätte ich es auch mit einem Streichholz anzünden können und langsam zusehen können, wie es verbrennt - oder zusehen, wie es langsam verbrennt.«

»Briefe brennen nie so recht, wenn man damit Eindruck schinden will«, bemerkte Joanna sachverständig. »Wahrscheinlich hättest du ein Streichholz nach dem anderen entzündet, dir die Finger verbrannt und die ganze schöne Wirkung verpatzt.«

Sie erhob sich, trat ans Fenster und blickte hinaus. Dann wandte sie brüsk den Kopf.

»Wer mag es geschrieben haben?«

»Das werden wir wohl nie erfahren.«

»Das glaube ich auch.« Sie schwieg einen Augenblick, dann murmelte sie: »Ich weiß nicht, wenn ich länger darüber nachdenke, dann finde ich es letzten Endes gar nicht so komisch. Weißt du, ich hab mir eingebildet, wir - wir seien hier beliebt.«

»Das sind wir auch«, tröstete ich sie, »das ist sicher nur ein halbverrückter Außenseiter ...«

»Wahrscheinlich. Uff - ekelhaft!«

Ich zündete mir meine Frühstückszigarette an, sah meiner Schwester nach, wie sie hinaus in den sonnigen Garten lief, und dachte: Sie hat vollständig recht, es ist ekelhaft. Jemand nahm unsere Anwesenheit hier übel - jemand nahm Joanna ihre fröhliche Jugend, ihre kunstvoll gepflegte Schönheit übel.

Jemand wollte uns weh tun. Lachend darüber hinwegzugehen war vielleicht das Klügste - aber tief innen empfand man es doch als seltsam.

An diesem Morgen besuchte mich Dr. Griffith. Wir hatten besprochen, daß er mich einmal wöchentlich untersuchen solle. Ich hatte Owen Griffith gerne. Er war schwarzhaarig, linkisch, hatte ungeschickte Bewegungen und gewandte, sehr sanfte Hände. Er sprach abgehakt und war sehr schüchtern.

Mit den Fortschritten, die ich in meiner Genesung machte, war er an diesem Morgen recht zufrieden.

»Sie fühlen sich doch auch wirklich wohl?« fragte er. »Bilde ich mir's ein oder sind Sie heute ein wenig verstimmt?«

»Nicht ernsthaft, aber ein besonders blöder anonymen Brief kam mit der Morgenpost«, gestand ich, »und davon habe ich noch einen schlechten Geschmack im Mund zurückbehalten.« Er ließ seine Tasche zu Boden fallen. Sein schmales dunkles Gesicht war erregt.

»Wollen Sie damit sagen, daß auch Sie so einen bekommen haben?«

Das interessierte mich.

»Geht das hier so in der Gegend um?«

»Ja, seit einiger Zeit.«

»Aha, ich verstehe«, rief ich. »Ich habe geglaubt, daß wir als Fremde hier nicht gerne gesehen sind.«

»Nein, nein, damit hat es nichts zu tun. Nur —« Er brach ab, dann fragte er: »Was stand denn drin? Wenigstens —«

Plötzlich wurde er ganz rot und verlegen: »Das ist wohl indis-kret von mir?«

»Ich erzähle es Ihnen mit Vergnügen«, versicherte ich. »Es stand ganz einfach darin, die geschminkte Dirne, die ich hierher gebracht habe, sei gar nicht meine Schwester - nicht einmal meine Stiefschwester! Gemein, wie? Und dabei erzähle ich es Ihnen schon »in einer Bearbeitung für die reifere Jugend.«

Er glühte vor Zorn.

»Niederträchtig! Ihre Schwester ist doch nicht - sie kränkt sich doch hoffentlich nicht?«

»Joanna sieht zwar aus wie ein Christbaumengel«, lächelte ich, »aber sie ist außerordentlich modern und sehr robust. Sie fand es riesig amüsant. So etwas ist ihr noch nie passiert.«

»Das will ich hoffen«, rief Griffith warm.

»Jedenfalls«, stellte ich fest, »ist es am klügsten, die ganze Sache von der komischen Seite zu nehmen, als etwas durchaus Lächerliches.«

»Gewiß«, Owen Griffith zögerte. »Nur —«

Er hielt inne, und ich fiel ihm schnell ins Wort:

»Ganz richtig, »nur« ist das richtige Wort!«

»Das Arge ist nur, wenn so etwas einmal anfängt, dann greift es immer mehr und mehr um sich.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Es ist natürlich pathologisch.«

Ich nickte: »Haben Sie eine Ahnung, wer es sein könnte?«

»Nein. Ich wollte, ich wüßte es. Sehen Sie, diese Krankheit des anonymen Briefschreibens wird von zwei Ursachen hervorgerufen. Wenn es persönliche Briefe - an eine bestimmte Person oder einen bestimmten Kreis von Personen gerichtet -sind, gibt es immerhin ein Motiv. Der Schreiber hat einen ausgesprochenen Groll gegen jemand und lebt ihn auf diese häßliche und hinterhältige Weise aus. Das zeugt von Gemeinheit und Unsau-berkeit, muß aber keineswegs ein Zeichen für geistige Anomalie sein, und gewöhnlich ist es ziemlich leicht, den Schreiber ausfindig zu machen - ein entlassener Diensthote, eine eifersüchtige Frau - und so weiter. Sind aber die Briefe allgemeiner Art, das heißt, werden sie wahllos an die verschiedensten Personen gerichtet und sind voll Schmutz, voll sinnloser, grundloser Beschuldigungen - dann ist die Sache schon ernster. Derartige Briefe entspringen einem ganz unpersönlichen, aber um so intensiveren Haßgefühl. Sie wollen nichts als Verwirrung, Kränkung und Unheil schaffen -ganz egal bei wem. Wie gesagt, das ist vollständig krankhaft. Es ist eine Besessenheit, die dauernd zunimmt. Schließlich faßt man natürlich den Schuldigen - meistens ist es jemand, von dem man es nie im Leben vermutet hätte. Voriges Jahr gab es am anderen Ende der Grafschaft einen ganz bösen Ausbruch dieser Krankheit. Es stellte sich heraus, daß es die Direktrice eines großen Modesalons war. Eine ruhige, kultivierte Frau - seit Jahren in der gleichen Stellung. Ich erinnere mich auch an ein ähnliches Erlebnis im Norden von London, wo ich früher meine Praxis hatte. Aber damals war eine ganz persönliche Feindschaft die Ursache. Immerhin - ich kann sagen, daß ich in dieser Beziehung schon manches erlebt habe, und, offen gestanden, es macht mir Angst!«

»Spukt es schon lange hier in der Gegend?« fragte ich.

»Ich glaube kaum. Es ist natürlich schwer zu sagen, denn wenn jemand so einen Brief kriegt, hängt er es nicht an die große Glocke, sondern wirft ihn ins Feuer.«

Er machte eine Pause. Dann gestand er:

»Ich selbst habe auch einen bekommen. Auch Symmington, der Rechtsanwalt. Und ein oder zwei meiner ärmeren Patienten haben mir davon erzählt.«

»Wahrscheinlich sind alle so ziemlich von der gleichen Sorte?«

»Ja, gewiß. Es ist direkt ein Wühlen in sexuellen Intimitäten. Ein charakteristischer Zug.« Er grinste: »Symmington zum Beispiel wurde beschuldigt, mit seiner Sekretärin ein Verhältnis zu haben - die arme, alte Miss Ginch, sie ist mindestens sechsundvierzig und hat Zähne wie ein Kaninchen und einen Zwicker. Symmington brachte den Brief sofort zur Polizei. Ich selbst wurde angeklagt, meine Stellung als Arzt mißbraucht und meine Patientinnen vergewaltigt zu haben.

Natürlich waren haarsträubende Details erwähnt. Das ist alles kindisch und absurd, aber giftig und böseartig.« Sein Gesicht veränderte sich, wurde ernst. »Wirklich, ich habe Angst. Solche Dinge können gefährlich werden, wissen Sie.«

»Ja, das glaube ich.«

»Sehen Sie«, fuhr er fort, »wenn es auch nur ein roher, kindischer Haß ist - eines Tages wird jemand davon ins Mark getroffen sein. Und dann - weiß Gott, was passiert! Ich fürchte auch die Wirkung auf die schwerfälligen, mißtrauischen, ungebildeten Gemüter. Wenn die etwas schwarz auf weiß sehen, so halten sie es für wahr. Da können alle möglichen Komplikationen entstehen.«

»Eigentlich war es ein ganz ungebildeter Brief«, bemerkte ich nachdenklich. »Ein völlig ungebildeter Mensch muß ihn geschrieben haben.«

»Tatsächlich?« machte Owen. Dann ging er fort.

Als ich später darüber nachdachte, fand ich dieses »Tatsächlich?« ziemlich irritierend.

Ich kann nicht leugnen, daß unser anonymer Brief einen unangenehmen Nachgeschmack hinterließ. Nichtsdestoweniger entglitt er meinem Gedächtnis bald wieder. Zu diesem Zeitpunkt nahm ich die Geschichte nämlich noch gar nicht ernst.

Wie ich mich erinnere, sagte ich zu mir selbst, daß derartige Dinge in entlegenen Ortschaften wahrscheinlich recht häufig vorkommen. Vermutlich steckte irgendeine hysterische Frau dahinter, die sich in dramatischer Weise aufspielen wollte. Wie dem auch sei, wenn alle Briefe so kindisch und albern waren wie der, den wir erhalten hatten, dann konnten sie wohl keinen Schaden anrichten.

Das nächste Ereignis - wenn man es so nennen darf - fand etwa eine Woche später statt. Mit fest zusammengepressten Lippen teilte mir Miss Partridge mit, unser Aushilfsmädchen würde heute nicht kommen.

»Ich glaube, Sir, daß die Kleine - verstört ist.«

Ich war nicht sicher, was Miss Partridge damit andeuten wollte, und hielt diese Verstörtheit (irrtümlicherweise) für eine Verdauungsstörung, die genauer zu umschreiben Miss Partridge zu delikat war. Ich erwiderte also, es tue mir leid, und ich hoffe, unsere Hilfe werde bald wieder wohler sein. »Das Mädchen ist ganz gesund, Sir«, klärte mich die Haushälterin auf. »Sie ist in ihren Gefühlen verletzt!«

»Oh!« machte ich unsicher.

»Infolge eines Briefes, den sie erhielt«, fuhr unsere Perle fort, »eines Briefes, der, soviel ich verstehe - Beschuldigungen enthält.«

Miss Partridges grimmiges Augenfunkeln und der strafende Ton, mit dem sie das Wort »Beschuldigungen« aussprach, brachten mir zum Bewußtsein, daß diese Beschuldigungen

offenbar mit mir zu tun hatten. Beatrices Anwesenheit in unserem Haus war von mir so völlig unbeachtet geblieben, daß ich sie bei einer plötzlichen Begegnung in der Stadt wohl kaum erkannt hätte; deshalb empfand ich bei dieser Andeutung begreiflichen Ärger. Als Krüppel an zwei Stöcken humpelnd, fühlte ich mich für die Rolle eines Verführers der unschuldigen Dorfmadchen schlecht geeignet. Unwillig rief ich:

»Was für ein Unsinn!«

»Genau meine Worte! Genau das habe ich der Mutter des Mädchens gesagt«, beteuerte die Partridge, »solche Geschichten hat es in diesem Haus nie gegeben, sag' ich zu ihr, und wird es nicht geben, solange ich hier in Stellung bin. Was Beatrice betrifft, sag' ich, so sind heutzutage die Mädchen anders, und was für Geschichten anderswo vorgehen, das kann ich natürlich nicht sagen, sag' ich. Aber es ist eben so, Sie, daß Beatrices Freund aus der Garage - der, mit dem sie geht - auch so einen häßlichen Brief bekommen hat. Und er benimmt sich gar nicht vernünftig.«

»In meinem ganzen Leben habe ich noch nie etwas so Albernes gehört«, rief ich ärgerlich aus.

»Meiner Meinung nach können wir ganz zufrieden sein, Sir, daß wir das Mädchen los sind. Ich sage Ihnen, sie würde sich garnicht so aufregen, wenn sie nicht doch irgend etwas zu verbergen hätte. Kein Rauch ohne Feuer. Das ist meine Meinung.«

Damals hatte ich keine Ahnung, wie unendlich überdrüssig dieses Sprichwortes ich noch werden sollte ...

4

An diesem Morgen entschloß ich mich unternehmungslustig, zu Fuß ins Dorf hinunter zu gehen. (Joanna und ich nannten es immer »Dorf«, obwohl Lymstock eigentlich eine Stadt war und über unsere Bezeichnung empört gewesen wäre.) Die Sonne

schien. Die Luft war kühl und frisch, erfüllt von den Düften des Frühlings. Ich nahm meine Stöcke, machte mich auf den Weg und lehnte Joannas Angebot, mich zu begleiten, entschieden ab.

»Nein«, sagte ich, »ich will nicht, daß ein Schutzengel dauernd neben mir herflattert und ermutigend zwitschert. »Der Starke ist am mächtigsten allein.« Ich habe viel Geschäftliches zu erledigen. Erst gehe ich zu Galbraith & Symmington und unterschreibe die Briefe wegen des Transfers, dann besuche ich den Bäcker und reklamiere wegen des Korinthenbrottes, und dann bringe ich das Buch zurück, das wir ausgeliehen haben. Zur Bank muß ich auch noch gehen. Weib, laß mich von hinnen ziehen, der Tag ist kurz.«

Es wurde besprochen, daß Joanna mich um die Mittagszeit mit dem Wagen abholen und heimbringen sollte. »Du wirst genug Zeit haben, um dich mit ganz Lymstock zu unterhalten.«

»Ich zweifle nicht, daß ich alles, was Rang und Namen hat, treffen werde«, erwiderte ich. Denn die Hauptstraße war am Vormittag ein richtiger Rendezvous-Platz, wo man sich beim Einkaufen begrüßte und Neuigkeiten austauschte. Schließlich wanderte ich doch nicht ohne Begleitung der Stadt zu. Ich war etwa dreihundert Meter gegangen, da hörte ich die Glocke eines Fahrrades hinter mir, das Quietschen der Bremsen - und dann fiel Megan Hunter von ihrem Velo herunter, direkt mir vor die Füße.

»Hallo«, rief sie atemlos, stand auf und klopfte sich den Staub von den Kleidern.

Ich mochte Megan gut leiden und empfand immer ein seltsames Mitleid mit ihr.

Sie war Rechtsanwalt Symmingtons Stieftochter, Mrs. Symmingtons Tochter aus erster Ehe. Von Mr. (oder Kapitän) Hunter wurde kaum gesprochen; man hielt es wohl für das beste, ihn zu vergessen. Angeblich hatte er Mrs. Symmington sehr schlecht behandelt. Sie hatte sich ein oder zwei Jahre nach der Heirat von ihm scheiden lassen. Als Frau mit etwas eigenen

Mitteln ließ sie sich mit ihrer kleinen Tochter in Lymstock nieder, »um zu vergessen«, und heiratete den einzig annehmbaren Junggesellen am Platz, Richard Symmington. Der zweiten Ehe entsprossen zwei von den Eltern sehr geliebte Knaben. Ich kann mir vorstellen, daß Megan sich oft als fünftes Rad am Wagen fühlte. Ganz gewiß glich sie in nichts ihrer Mutter, einer kleinen, anämischen Frau, deren hübsches Gesicht welk war und die mit dünner, melancholischer Stimme über Dienstbotenschwierigkeiten und über ihre Gesundheit klagte.

Megan war ein großes, linkisches Mädchen. Obwohl sie tatsächlich schon zwanzig Jahre zählte, glich sie einem sechzehnjährigen Schulkind. Sie hatte eine Fülle unordentlicher brauner Haare, grüne Augen, ein schmales, knochiges Gesicht und ein unerwartet reizendes Lächeln. Ihre Kleidung war nachlässig, farblos und unvorteilhaft. Meist trug sie Baumwollstrümpfe mit großen Löchern darin.

Sie glich - so fand ich an jenem Morgen - viel eher einem Pferd als einem menschlichen Wesen. Mit etwas Pflege wäre sie tatsächlich ein sehr hübsches Mädchen gewesen.

Wie gewöhnlich sprach sie in atemloser Hast.

»Ich war oben auf der Farm - Sie wissen doch, bei Lashers -, um zu sehen, ob sie nicht Enteneier hätten. Die haben einen ganzen Haufen reizende kleine Schweinchen. Süß! Mögen Sie Schweine? Ich schon. Sogar den Geruch.«

»Gut gehaltene Schweine dürfen nicht riechen«, belehrte ich sie.

»Nicht? Hier in der Gegend riechen sie alle. Gehen Sie in die Stadt hinunter? Ich hab' gesehen, daß Sie allein sind. Ich hab' gedacht, jetzt halt ich an und geh mit Ihnen. Nur habe ich etwas zu plötzlich angehalten.«

»Sie haben ein Loch im Strumpf«, tadelte ich.

Schuldbewußt betrachtete Megan ihr rechtes Bein.

»Ja, ich hab' ein Loch im Strumpf. Aber er hat sowieso schon zwei Löcher, es ist also nicht so schlimm, wie?«

»Stopfen Sie denn nie Ihre Strümpfe. Megan?«

»Doch. Wenn Mami mich erwischt. Aber sie kümmert sich nicht viel um mich - das hat auch sein Gutes, wie?«

»Sie scheinen sich nicht klar darüber zu sein, daß Sie erwachsen sind.«

»Sie meinen, ich sollte lieber so aussehen wie Ihre Schwester? Geschminkt und aufgeputzt?«

Diese Beschreibung von Joanna war mir nicht angenehm.

»Immerhin ist sie sauber und ordentlich, und es ist angenehm, sie zu betrachten«, entgegnete ich verstimmt.

»Bildhübsch ist sie«, nickte Megan, »Ihnen sieht sie kein bißchen ähnlich, wie? Warum nicht?«

»Bruder und Schwester müssen einander nicht immer ähnlich sehen.«

»Nein. Ich gleiche Brian oder Colin auch nicht sehr. Und Brian und Colin gleichen einander kaum.« Sie hielt inne. »Merkwürdige Sache, nicht?«

»Was ist merkwürdig?« Kurz entgegnete Megan: »Familien.« Nachdenklich stimmte ich ihr zu.

Ich fragte mich, was wohl in ihr vorgehen mochte. Schweigend schritten wir weiter: dann begann Megan wieder mit etwas scheuer Stimme: »Sie sind Flieger, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und beim Fliegen sind Sie verletzt worden?«

»Ja. Ich bin abgestürzt.«

Megan meinte: »In unserer Gegend hier fliegt niemand.«

»Nein, das kann ich mir vorstellen. Würden Sie gerne fliegen, Megan?«

»Ich?« Megan schien überrascht. »Mein Gott, nein! Ich würde seekrank werden. Sogar in der Eisenbahn werde ich seekrank.«

Sie machte eine Pause. Dann fragte sie mit einer unbefangenen Offenheit, die man sonst nur bei Kindern trifft:

»Werden Sie sich ganz erholen und wieder fliegen können? Oder werden Sie immer ein wenig verkrüppelt sein?«

»Mein Arzt sagt, ich komme wieder ganz in Ordnung.«

»Ja, aber lügt er Sie nicht an?«

»Ich glaube nicht. Wirklich, ich bin ganz sicher, daß er ehrlich ist. Ich habe Vertrauen zu ihm.«

»Dann ist es ja gut. Aber die meisten Menschen lügen.«

Ich nahm diese unleugbare Feststellung einer bekannten Tatsache schweigend entgegen.

Ruhig und sachlich erklärte Megan:

»Das freut mich. Ich hatte schon Angst, Sie seien so mürrisch, weil Sie Ihr ganzes Leben lang ein Krüppel bleiben müssen. Aber wenn Sie von Natur aus so sind, dann ist es freilich etwas anderes.«

»Ich bin nicht mürrisch«, widersprach ich kühl.

»Nun also dann: nervös.«

»Nervös bin ich, weil ich es eilig habe, wieder gesund zu werden. Und in diesen Dingen nützt eben Eile nichts.«

»Wozu regen Sie sich dann auf?«

Ich mußte lachen.

»Mein liebes Kind, sind Sie nie ungeduldig, daß etwas Bestimmtes geschieht?«

Das Mädchen überlegte.

»Nein. Warum sollte ich? Es gibt nichts, um ungeduldig zu sein. Bei mir geschieht nie etwas.«

Es lag etwas Verlorenes in ihren Worten, das mich berührte. Freundlich fragte ich sie:

»Was treiben Sie eigentlich den ganzen Tag?« Sie zuckte die Achseln.

»Was kann man hier schon treiben?«

»Haben Sie kein Steckenpferd? Treiben Sie Sport? Haben Sie Freundinnen in der Gegend?«

»Ich bin ungeschickt in jedem Sport. Und er macht mir auch keine Freude. Es gibt wenig junge Mädchen hier, und die paar, die da sind, mag ich nicht. Mich finden sie gräßlich.«

»Unsinn. Warum sollten sie das?«

Megan schüttelte den Kopf.

»Waren Sie überhaupt in keiner Schule?« forschte ich weiter.

»Doch, vor einem Jahr bin ich zurückgekommen.«

»Hat es Ihnen dort gefallen?«

»Es war nicht schlecht. Aber der Unterricht war so schrecklich blöd.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ja - alles wurde uns nur stückweise und tropfenweise beigebracht. Man hüpfte und wechselte immer von einem Gegenstand zum anderen. Es war eine billige Schule, wissen Sie, die Lehrer waren nicht sehr gut. Nie konnten sie eine Frage richtig beantworten.«

»Das können die wenigsten Lehrer.«

»Warum eigentlich? Das sollten sie können.«

Ich stimmte ihr zu.

»Natürlich bin ich auch ziemlich dumm«, sprach Megan weiter, »und so viele Dinge kommen mir ganz albern vor. Geschichte zum Beispiel. Die ist doch in jedem Buch ganz verschieden!«

»Das ist ja gerade das Interessante daran.«

»Und Grammatik«, fuhr Megan fort, »und dumme Aufsätze. Und all das übertriebene sentimentale Zeug, das Shelley geschrieben hat. Was der angibt wegen einer Lerche! Und Wordsworth, der ganz außer sich gerät über ein paar blöde Narzissen. Und Shakespeare.«

»Was paßt ihnen bei Shakespeare nicht?« forschte ich interessiert.

»Der gibt sich Mühe, alles so kompliziert auszudrücken, daß man kaum versteht, was er meint. Immerhin - ein paar Sachen von Shakespeare gefallen mir ganz gut.«

»Dafür wäre er Ihnen bestimmt riesig dankbar.«

Megan besaß überhaupt kein Gefühl für Ironie. Ihr Gesicht hellte sich auf, während sie das Thema arglos weiter verfolgte.

»Goneril und Regan zum Beispiel, die hab' ich gern!«

»Warum gerade diese beiden? Lears böse Töchter ...«

»Ach, ich weiß nicht. Ihre Art ist irgendwie - befriedigend. Was glauben Sie, warum waren sie so?«

»Wie?«

»So wie sie eben waren. Ich meine, etwas muß sie doch dazu gemacht haben?«

Ich war zum erstenmal verwundert. König Lears ältere Töchter waren für mich (wie für alle Welt) einfach zwei abscheuliche Frauenzimmer gewesen, und ich hatte nicht weiter über sie nachgedacht. Aber Megans Frage nach ihren Beweggründen interessierte mich.

»Ich werde darüber nachdenken«, versprach ich.

»Ach, es ist nicht so wichtig. Ich war nur neugierig. Schließlich ist es ja nur englische Literatur, nicht wahr?«

»Gewiß, gewiß. Haben Sie irgendeinen Gegenstand besonders gern?«

»Nur Mathi.«

»Mathematik?« rief ich überrascht.

Megans Augen leuchteten auf.

»Ich liebe Mathi! Aber der Unterricht war auch darin nicht besonders gut. Ich hätte gerne einmal wirklich guten Mathi-Unterricht. Es ist himmlisch. Ich finde Zahlen überhaupt etwas Himmlisches - Sie nicht auch?«

»Das habe ich nie empfunden«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. Nun waren wir auf der Hauptstraße angekommen.

Megan sagte heftig:

»Da kommt Miss Griffith. Widerliche Person.«

»Haben Sie sie nicht gern?«

»Ich hasse sie. Sie ist immer hinter mir her und will, daß ich zu ihren ekelhaften Pfadfinderinnen gehe. Ich hasse die Pfadfinderei. Wozu soll man sich verkleiden und in Rudeln umherziehen und sich Abzeichen anstecken und alles mögliche treiben, was man doch nicht richtig gelernt hat. Ich finde das alles blödsinnig.«

Im ganzen war ich eigentlich Megans Ansicht. Aber Miss Griffith hatte uns erreicht, bevor ich meine Zustimmung äußern konnte.

Die Schwester des Arztes hörte auf den anspruchsvollen, nicht besonders zutreffenden Namen Aimée. Sie besaß all die selbstbewußte Sicherheit, die ihrem Bruder fehlte. Sie war eine hübsche Frau mit männlich rauhem Wesen und einer warmen tiefen Stimme.

»Hallo, ihr beide«, rief sie uns entgegen. »Herrlicher Tag, nicht wahr? Megan, dich wollte ich gerade sprechen. Mi brauche jemanden zum Adressenschreiben für die Gesellschaft der Konservativen.«

Megan murmelte etwas Unverständliches, lehnte ihr Fahrrad gegen die Bordschwelle und verschwand schleunigst in einem Geschäft. Miss Griffith blickte ihr nach.

»Ungewöhnliches Kind. Stinkfaul. Tut nichts als herumlungern. Das muß ein schweres Kreuz für die arme Mrs. Symmington sein. Ich weiß, ihre Mutter hat mehr als einmal versucht, sie für irgendeine Beschäftigung zu interessieren - Stenographie, wissen Sie, oder Kochen oder Kaninchenzucht. Man muß sich doch für irgend etwas im Leben interessieren.« Ich dachte, dies sei vermutlich wahr, aber auch ich hätte an Megans Stelle allen Vorschlägen von Aimée Griffith den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt, aus dem einfachen Grund, weil ihre aggressive Art zum Trotz reizte.

»Müßiggang ist mir verhaßt«, fuhr Miss Griffith fort »ganz besonders bei jungen Menschen. Und außerdem ist Megan weder hübsch noch charmant. Manchmal glaube ich beinahe, das Mädchen ist etwas schwachsinnig. Eine große Enttäu-

schung für ihre Mutter. Wissen Sie, ihr Vater«, sie senkte die Stimme, »war ganz entschieden ein übler Geselle. Ich fürchte, das Kind gerät ihm nach. Sehr schmerzlich für die Mutter. Nun ja, des Herrgotts Tiergarten ist groß.«

»Glücklicherweise«, gab ich zurück.

Aimée Griffith brach in herzerquickendes Gelächter aus.

»Gewiß. Es würde mir auch nicht gefallen, wenn wir alle gleich geraten wären. Aber es kränkt mich immer, wenn ich jemand sehe, der das Leben nicht so gründlich wie möglich genießt. Ich selbst bin voller Lebensfreude und wünsche allen meinen Mitmenschen das gleiche. Oft sagt man zu mir: »Sie müssen sich todlangweilen, das ganze Jahr auf dem Land!«

»Nicht im geringsten«, sage ich darauf, »ich bin immer beschäftigt, immer glücklich!« Es geht immer etwas vor, hier auf dem Land. Mein Tag ist ausgefüllt mit meinen Pfadfinderinnen, dem Frauenclub und verschiedenen Komitees - ganz zu schweigen von Owen, für den ich ja zu sorgen habe.« In diesem Augenblick entdeckte Miss Griffith eine Bekannte auf der anderen Straßenseite. Sie begrüßte die Dame mit stürmischen Rufen, kreuzte den Fahrdamm und gab mich frei, so daß ich meinen Weg zur Bank fortsetzen konnte, Ich fand Miss Griffith immer ziemlich anstrengend, obwohl ich ihre Energie und Vitalität bewunderte. Die strahlende Zufriedenheit mit ihrem Platz im Leben, die sie ständig zur Schau trug, war erfreulich und bedeutete einen angenehmen Gegensatz zu dem gewohnheitsmäßigen Jammern und Klagen so vieler Frauen.

Ich hatte meine Angelegenheit bei der Bank gut erledigt und begab mich nun in die Kanzlei von Galbraith, Galbraith & Symmington. Ob noch irgendein Galbraith existierte, weiß ich nicht. Ich habe jedenfalls nie einen gesehen. Man führte mich in Richard Symmingtons Büro, das von jener angenehm muffigen Atmosphäre erfüllt war, die man in ehrwürdigen alten Firmen immer findet. An den Wänden standen lange Reihen von Briefordnern; ich las Aufschriften wie: Lady Hope, Sir Everard Carr, William Yatesby-Hoares, Esq., verstorben, usw.; man merkte,

auch der vornehme Landadel vertraute dieser soliden, altbewährten Anwaltskanzlei.

Ich beobachtete Mr. Symmington; während er sich über die Dokumente beugte, die ich mitgebracht hatte, und ich mußte mir sagen, wenn Mrs. Symmingtons erste Ehe auch eine Debakel war - mit der zweiten Heirat hatte sie sich gewiß auf Lebenszeit gesichert. Richard Symmington war der Inbegriff ruhiger Ehrbarkeit. Er gehörte zu den Männern, die ihren Frauen niemals nur einen Augenblick der Unruhe bereiten. Ein langer Hals mit vorstehendem Adamsapfel, ein kränkliches Gesicht und eine lange, dünne Nase. Ohne Zweifel ein freundlicher Mann, ein guter Gatte und Vater, aber nicht jemand, der die Herzen höher schlagen läßt.

Soeben begann Mr. Symmington zu sprechen. Er redete klar und langsam und entwickelte viel gesunden Menschenverstand und beträchtlichen Scharfsinn. Wir erledigten die Angelegenheit, derentwegen ich gekommen war, und ich erhob mich, um Abschied zu nehmen, wobei ich bemerkte:

»Ihre Stieftochter hat mich auf dem Weg zur Stadt begleitet.«

Einen Augenblick lang sah Mr. Symmington so aus, als wüßte er nicht, wer seine Stieftochter eigentlich sei. Dann lächelte er.

»Ach ja, natürlich, Megan. Sie - hm - ist seit einiger Zeit aus dem Pensionat zurück. Wir denken daran, etwas für sie zu finden, eine Beschäftigung - ja, eine Beschäftigung. Aber freilich, sie ist noch sehr jung. Und sie ist hinter ihrem Alter zurückgeblieben, wie ich höre. Ja, so hat man mir erzählt.« Ich ging. Im vorderen Büro saß ein ganz alter Mann und schrieb langsam und mit Anstrengung an einer Tabelle. Ein kleiner Junge mit frechem Gesicht war irgendwie beschäftigt, und eine Frau in mittleren Jahren mit gebrannten Locken und einem Zwicker tippte hastig auf einer Schreibmaschine.

Wenn das Miss Ginch war, dann mußte ich Owen Griffith recht geben: ein Liebesverhältnis zwischen ihr und ihrem Arbeitgeber schien außerordentlich unwahrscheinlich.

Ich begab mich zum Bäcker und sagte dort mein Sprüchlein wegen des schlechtgebackenen Korinthenbrot her. Darauf erfolgten die bei solchen Anlässen üblichen Ausrufe des ungläubigen Staunens, und man legte mir ein neues Korinthenbrot in den Arm - »soeben frisch aus dem Ofen« - woran ich bei der unangenehmen Hitze des an meine Brust gepreßten Paketes nicht zweifeln konnte.

Ich trat aus dem Geschäft und blickte die Straße auf und ab, in der Hoffnung, Joanna mit dem Wagen zu entdecken. Der Weg hatte mich sehr ermüdet, außerdem fühlte ich mich mit meinen beiden Stöcken und dem großen Brotlaib äußerst unbeholfen.

Aber noch war keine Spur von Joanna zu sehen.

Mit einemmal wurde mein Blick in seliger, fassungsloser Überraschung festgehalten.

Über das Trottoir kam eine Göttin auf mich zugeschwebt. Es gibt wirklich kein anderes Wort für diese Erscheinung.

Vollkommen schöne Züge, seidige goldene Locken, ein hochgewachsener, herrlich geformter Körper! Und sie schritt auch daher wie eine Göttin, mühelos und unirdisch, scheinbar ohne den Boden zu berühren. Ein wundervolles, ein unwirklich schönes - ein atemberaubendes Mädchen!

Meine Erregung war so heftig, daß irgend etwas vorfallen mußte. Und was fiel? Das Korinthenbrot. Es glitt mir aus dem Arm, ich machte eine Bewegung, um es zu halten, verlor meinen Stock, der geräuschvoll auf den Asphalt hinkrachte - ich glitt aus und wäre beinahe selbst gefallen.

Es war der starke Arm der jungen Göttin, der mich auffing und festhielt. Ich begann zu stottern:

»T-t-tausend Dank! Ich b-b-bedaure unendlich ...«

Sie las das Brot auf und reichte es mir zugleich mit meinem Stock. Dann lächelte sie freundlich und sagte heiter:

»Aber bitte, bitte. Nicht der Rede wert.«

Und ,der Zauber schwand völlig dahin, als ihre schrille, gewöhnliche Stimme erklang.

Ein nettes gesundes, gut gewachsenes Mädel - weiter nichts. Ich begann darüber nachzugrübeln, was wohl geschehen wäre, hätten die Götter Helena von Troja mit dem gleichen unschönen Akzent bedacht. Wie seltsam, daß ein Mädchen einen bis ins tiefste Herz erschüttern kann, solange sie den Mund hält; und daß im Augenblick, in dem sie spricht, der ganze Reiz verfliegt, als wäre er nie gewesen.

Den umgekehrten Vorgang hatte ich schon erlebt. Ich hatte eine Frau gekannt, mit einem kleinen, traurigen Affengesichtchen, nach der man sich niemals zum zweiten Mal umsehen wurde. Dann hatte sie den Mund aufgetan - und war mit einemmal von Entzücken und Bewunderung umblüht; es schien, als wäre Cleopatra in ihrem ganzen Zauber neu erstanden.

Ohne daß ich es bemerkt hatte, war Joanna herangefahren und neben mir stehen geblieben. Nun fragte sie, ob etwas los sei.

»Nichts.« Ich nahm mich zusammen. »Ich dachte nur gerade über Helena von Troja nach, über Cleopatra - und verschiedene andere.«

»Dazu hast du dir aber einen merkwürdigen Ort ausgesucht«, lachte Joanna, »schrecklich komisch hast du ausgesehen, mit dem Korinthenbrot im Arm und weit offenem Mund.«

»Ich habe aber auch einen schweren Schock erlitten. Ich bin auf den Olymp versetzt worden und wieder auf die Erde zurück. — Weißt du übrigens, wer das ist?« Ich wies auf den schönen Rücken der anmutig entschwebenden Göttin.

Joanna blickte dem jungen Mädchen nach und teilte mir mit, dies sei die Kinderpflegerin von Symingtons.

»Hat die dich so aus der Fassung gebracht? Sie ist hübsch, aber kalt wie ein Fisch.«

»Ja, du hast recht«, gab ich zu, »sie ist ganz einfach ein nettes, hübsches Mädel. Und ich hielt sie für Aphrodite persönlich.« Joanna öffnete mir die Wagentüre, und ich stieg ein.

»Das ist eine merkwürdige Sache, nicht wahr«, plauderte sie, »manche Leute sehen herrlich aus - aber sie haben keine Spur

von Sex-Appeal. So ist es mit diesem Mädchen. Eigentlich furchtbar schade.«

Ich erwiderte, da sie Kinderpflegerin sei, sei es sowieso egal.

5

An diesem Nachmittag waren wir bei Mr. Pye zum Tee eingeladen.

Mr. Pye war ein außerordentlich weiblicher, fatter Meiner Mann, liebte seine Petit-Point-Stühle, seine Meißner Porzellan-Schäferinnen und seine Sammlung von Nippes-Gegenständen. Sein Besitz hieß »Ermitage« und lag auf dem Grundstück des ehemaligen Klosters. Die »Ermitage« war gewiß ein ungewöhnlich schönes Haus; unter der liebevollen Pflege von Mr. Pye zeigte es sich von seiner besten Seite. Jedes einzelne Möbelstück war in tadellosem Zustand und nahm genau den Platz ein, an dem es am besten zur Geltung kam.

Vorhänge und Kissen waren in wunderbar aufeinander abgestimmten, zarten Farbtönen gehalten, das Material war schwerer; kostbarer Seidenstoff.

Es schien durchaus nicht das Haus eines männlichen Wesens zu sein. Mir kam es so vor, als hätte Mr. Pye seinen Wohnsitz in den Ausstellungsräumen eines historischen Museums aufgeschlagen.

Wenn Mr. Pye sein Haus sympathischen Gästen zeigen konnte, dann verlebte er die glücklichsten Stunden seines Lebens. Auch solche, die absolut kein Verständnis für ästhetische Genüsse hatten, konnten sich diesen Kunstwanderungen nicht entziehen. Selbst wenn einer so verhärtet war, daß er einen Radioapparat, eine Cocktail-Bar, ein Bad und ein Bett, umgeben von den nötigen Wänden, als die einzig wichtigen Dinge des Lebens betrachtete, verzweifelte Mr. Pye nicht und tat, was er konnte, um den Irregeleiteten edleren Zielen zuzuführen.

Seine kleinen, dicken Hände bebten vor Begeisterung, wenn er seine Schätze beschrieb, und seine Stimme erhob sich zu den höchsten kreischenden Falsettönen, wenn er die aufregenden Umstände schilderte, unter denen er sein italienisches Renaissancebett aus Verona hergebracht hatte.

Joanna und ich haben alle beide viel Sinn für Antiquitäten und Stilmöbel und waren unserem Wirt deshalb sehr sympathisch.

»Es ist wirklich eine Freude, eine große Freude, daß unsere kleine Gemeinschaft solch einen Zuwachs bekommt. Die lieben guten Menschen hier unten, wissen Sie, die sind leider, leider so bäurisch - um nicht zu sagen - provinziell! Sie verstehen überhaupt nichts. Barbaren - absolute Barbaren. Und ihre Intérieur - Sie würden weinen, verehrte Dame, ich versichere Ihnen, Sie würden darüber weinen. Vielleicht haben Sie sogar schon darüber geweint?«

Joanna gestand, ganz so weit sei sie allerdings noch nicht gegangen.

»Aber Sie verstehen doch, was ich meine? Die dummen Leute mischen alle Stilarten so schrecklich durcheinander! Mit meinen eigenen Augen habe ich in einem Salon einen entzückenden kleinen französischen Sekretär gesehen - vielleicht 1730 - so rein in den Linien - vollendet! Ein Museumsstück! Und gleich daneben ein moderner Tisch, wie man sie serienweise in den Fabriken herstellt, und außerdem ein Bücherschrank aus Eichenholz mit Brandmalerei - stellen Sie sich das vor, Brandmalerei!«

Er schauderte und murmelte klagend:

»Warum sind die Menschen so blind? Sie finden doch auch - gewiß finden Sie doch auch, daß Schönheit das einzige auf der Welt ist, worum es sich zu leben lohnt!?«

Von seinem tiefen Ernst hypnotisiert, beteuerte Joanna, ja, ja, so sei es.

»Warum also«, fragte Mr. Pye, »warum umgeben sich die Menschen dann mit so viel Häßlichkeit?«

Joanna gab zu, dies sei sehr seltsam.

»Seltsam? Verbrecherisch! Jawohl, ich kann es nicht anders nennen - verbrecherisch! Und die Entschuldigungsgründe, die sie anführen! Sie behaupten, die Sachen seien bequem. Oder gar gemütlich! Gemütlich! Was für ein scheußliches Wort!«

»Das Haus, das Sie gemietet haben«, fuhr der kleine Mann fort, »Miss Emily Bartons Haus - nun - das ist reizend. Sie hat ein paar ganz hübsche Stücke. Recht hübsche Stücke. Ein oder zwei sind sogar erstklassig. Und sie hat auch Geschmack - obschon ich dessen jetzt nicht mehr so sicher bin wie früher einmal. Manchmal fürchte ich beinahe, es sei nur Sentimentalität ... sie läßt gern alles, wie es einmal war - aber nicht pour le bon motif - nicht wegen der ästhetischen Harmonie - sondern nur, weil ihre gute Mutter es schon so hatte.«

Nun wandte er seine Aufmerksamkeit mir zu, und seine Stimme veränderte sich, wechselte von der Stimme des begeisterten Künstlers hinüber zur Stimme der geborenen Klatschbase.

»Sie haben die Familie Barton früher überhaupt nicht gekannt? So so, nur durch den Häuseragenten - ich verstehe. Ach, meine Lieben, Sie hätten diese Familie wirklich kennen sollen! Als ich hierher zog, lebte die alte Mutter noch. Eine unglaubliche Person - unglaublich! Ein Ungeheuer - verstehen Sie, was ich meine? Ein absolutes Ungeheuer. Das altmodische viktorianische Ungeheuer, das seine Jungen verschlingt. Ja, so einen Eindruck machte sie. Sie war eine monumentale Erscheinung, wissen Sie, muß neunzig Kilo gewogen haben. Immer war sie von ihren fünf Töchtern umringt.

»Die Mädels!« So hat man sie immer genannt. Die Mädels!

Und die Älteste war hoch in den Sechzig. »Diese dummen Mädels, so hat sie oft von ihnen gesprochen. Ihre Sklavinnen waren sie, weiter nichts. Wissen Sie, die Mutter verachtete ihre Töchter, weil sie sich nicht verheirateten, und doch hatte sie ihnen das Leben so eingerichtet, daß es ihnen absolut unmöglich war, jemanden kennen zu lernen. Ich glaube, Emily - oder vielleicht war es Agnes - hatte eine Affäre mit einem Hilfsgeis-

lichen. Aber seine Familie war nicht vornehm genug, und Mama machte der Sache rasch ein Ende.«

»Das klingt wie ein Roman«, rief Joanna.

»Ach, meine Lieben, es war auch ein Roman! Als dann die schreckliche alte Frau starb, war es natürlich viel zu spät. Die Schwestern lebten ganz einfach weiter wie bisher und erzählten einander mit gedämpften Stimmen, was die liebe arme Mutter wohl richtig gefunden hätte. Trotzdem genossen sie auf ihre stille Art das Leben ... aber keine hatte viel Widerstandskraft, und so starben sie, eine nach der anderen. Eine Influenza raffte Edith dahin, Minnie wurde operiert und erholte sich nicht wieder, und die arme Mabel erlitt einen Herzschlag. Emily pflegte sie alle hingebungsvoll. Wirklich, diese arme Frau hat während der letzten zehn Jahre nichts getan, als Kranke gepflegt. Ein reizendes Geschöpf - finden Sie nicht auch? Wie ein Meißner Porzellanfigürchen. Schlimm, daß sie jetzt auch noch finanzielle Sorgen hat. Freilich, alle Kapitalanlagen haben heute an Wert verloren.«

Wir begaben uns in die Halle. Als wir uns der Haustüre näherten, glitt ein Brief durch den Einwurfspalt und fiel auf den Teppich.

»Die Nachmittagspost.« Mr. Pye bückte sich danach. »Nun, meine lieben jungen Freunde, Sie werden mich bald wieder besuchen, nicht wahr? Es ist wirklich ein großes Vergnügen, Menschen mit einem weiten Horizont zu treffen. Sie verstehen mich doch. Menschen, die einen Sinn für Kunst haben. Wissen Sie, diese lieben, guten Leute hier in unserer Gegend, wenn Sie zum Beispiel das Wort Ballett aussprechen - mein Ehrenwort -, dann denken diese kindlichen Gemüter an nichts anderes als an Zehenspitzen, an Tüllröckchen und an alte Herren mit Opemgläsern aus den neunziger Jahren! Wahrhaftig, man ist hier fünfzig Jahre hinter der Zeit zurück. Ein herrliches Land, unser England. Auf dieser großen Insel gibt es noch immer kleine, weltvergessene Eilande, unberührt vom Strom der Zeit. Lymstock ist ein solches. Ganz interessant - vom Standpunkt

des Raritätensammlers aus gesehen. Wenn ich hier bin, habe ich immer das Gefühl, unter einem Glassturz zu sitzen. Ja, ein stilles Eiland, auf dem nie etwas passiert.«

Nachdem er uns mehrere Male die Hände geschüttelt hatte, half er mir mit übertriebener Fürsorge in den Wagen. Joanna ergriff den Volant; vorsichtig lenkte sie den Wagen um die Kurve, die die Auffahrt vor dem Hause beschrieb. Als wir jenseits der Grasfläche wieder am Portal vorbeikamen, hob sie die Hand, um unserem Gastgeber, der auf der Schwelle seines Hauses stand, zum Abschied zuzuwinken.

Ich beugte mich vor, um desgleichen zu tun.

Unsere freundliche Geste blieb jedoch unbeachtet. Mr. Pye hatte seinen Brief geöffnet.

Dort stand er und starrte auf das Blatt in seiner Hand nieder. Joanna hatte einmal erklärt, er sehe aus wie ein rosiger, dicker Posaunenengel. Er war noch immer dick, aber jetzt sah er nicht wie ein Posaunenengel aus. Dunkle, unnatürliche Röte bedeckte sein Gesicht, und seine Züge waren verzerrt von Zorn und fassungslosem Staunen.

In diesem Augenblick kam es mir zum Bewußtsein, daß mich an jenem Brief etwas bekannt angemutet hatte. Dies war mir nicht sofort aufgefallen - es gibt ja Dinge, die man unbewußt bemerkt und die im Gedächtnis erst später wieder auftauchen.

»Guter Gott«, riet Joanna, »was ist dem Ärmsten über die Leber gelaufen?«

»Es will mir fast scheinen«, murmelte ich, »daß hier die »Schattenhand« wieder am Werke war.«

Sie wandte mir ihr erstauntes Gesicht zu, und der Wagen schleuderte.

»Vorsicht, Mädel!« mahnte ich.

Joanna richtete ihr Augenmerk wieder auf die Straße. Sie runzelte die Stirn.

»Ein Brief, wie der, den du bekommen hast?«

»So vermute ich.«

»In was für einen Ort sind wir da geraten?« seufzte Joanna.

»Er wirkt wie der unschuldigste, schläfrigste, harmloseste Winkel von England, und man stellt sich vor, daß hier —«

»- nie etwas passiert, wie Mr. Pye sagt«, ergänzte ich.

»Er hat gerade den richtigen Augenblick für diese Worte gewählt. Es ist etwas passiert.«

»Aber wer schreibt denn dieses Zeug, Jerry?«

Ich zuckte die Achseln.

»Mein gutes Kind, wie soll denn ich das wissen? Irgendeine Dorfhexe, bei der eine Schraube los ist.«

»Aber warum nur? Es ist doch so idiotisch - so sinnlos.«

»Da mußt du schon Freud lesen und Jung, dann wirst du's vielleicht verstehen. Oder frage doch einmal unseren Dr. Owen Griffith.«

Joanna warf den Kopf zurück.

»Dr. Griffith kann mich nicht leiden.«

»Er hat dich ja noch kaum gesehen.«

»Er hat mich offenbar deutlich genug gesehen, um auf die andere Straßenseite hinüber zu fliehen, wenn er mich die Hauptstraße herunterkommen sieht.«

»Eine ganz ungewöhnliche Reaktion«, lächelte ich zärtlich. »An so etwas bist du gar nicht gewöhnt.«

Wieder bewölkte sich Joannas Stirne.

»Nein, ernsthaft, Jerry - sag mir, warum schreiben Menschen anonyme Briefe?«

»Ich hab dir's ja schon gesagt, weil eine Schraube lose ist. Es scheint irgendwelche tiefe Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn man abgewiesen oder ignoriert oder enttäuscht worden ist, wenn man ein farbloses leeres Leben führt, dann verleiht es einem, glaube ich, ein gewisses Machtgefühl, aus der Dunkelheit seine giftigen Pfeile gegen glückliche Menschen zu schnellen.«

Joanna schauderte. »Ekelhaft.«

»Ja, ekelhaft. Ich kann mir denken, daß es in solchen entlegenen Orten auf dem Lande ziemlich viel Inzucht gibt - daraus entsteht dann eine große Anzahl von Sonderlingen.«

»Es ist wahrscheinlich ein ganz ungebildeter, primitiver Mensch? Wenn man nämlich gebildet ist —«

Meine Schwester sprach nicht zu Ende, und ich schwieg. Niemals war ich imstande, mich der billigen Überzeugung anzuschließen, daß Bildung ein Allheilmittel gegen alles Böse ist. Auf unserem Weg durch die Stadt, bevor wir die Hügelstraße zum »Waldheim« emporfuhren, musterte ich neugierig die wenigen Passanten der Hauptstraße. Trug eine dieser derben Landfrauen hinter ihrer klaren Stirne eine Last von Bosheit und Haß mit sich herum - plante vielleicht gerade jetzt in diesem Augenblick einen neuen Ausbruch ihres rachsüchtigen Wahns ...?

Aber noch immer nahm ich die ganze Sache nicht ernst.

6

Zwei Tage später gingen wir zu einer Bridgegesellschaft zu Symmingtons. Es war Samstagnachmittag. Bei den Symmingtons wurde immer am Samstagnachmittag Bridge gespielt, weil die Kanzlei geschlossen war.

Zwei Tische waren aufgestellt. Es spielten: die Symmingtons, meine Schwester und ich, Miss Griffith, Mr. Pye, Miss Barton und ein Colonel Appleton, dessen Bekanntschaft wir noch nicht gemacht hatten. Er lebte in Combearce, etwa zehn Kilometer von hier, und war ein vollkommener Vertreter des »Colonel Blimp«-Typs, etwa sechzig Jahre alt, mit weißem Schnurrbart, ein sogenannter »schneidiger Bridgespieler«, wie er sich selbst nannte. (Demzufolge stand meistens eine hohe Summe zugunsten seiner Gegner über dem Strich.) Colonel Appleton war von

Joanna so tief beeindruckt, daß er den ganzen Nachmittag kein Auge von ihr ließ.

Meine Schwester war bestimmt die reizvollste Erscheinung, die man seit langer, langer Zeit in Lymstock gesehen hatte - das muß sogar ich zugeben.

Als wir ankamen, suchte Elsie Holland, die Kinderpflegerin, soeben im Schreibtisch nach ein paar neuen Paketen Bridgekarten. Sie glitt genau so unirdisch und leicht dahin, wie damals, als ich sie das erste Mal bemerkt hatte; aber der Zauber war verflogen und ließ sich kein zweites Mal beschwören. Diese Tatsache erbitterte mich fast - welch eine Verschwendung der vollkommen schönen Formen! Jetzt sah ich nur allzu deutlich die ungewöhnlich großen weißen Zähne (wie Grabsteine!) und die Art, wie sie beim Lachen das Zahnfleisch entblößte. Unglückseligerweise war sie noch dazu ein geschwätziges Mädchen.

»Sind es diese hier, Mrs. Symmington? Wie dumm von mir, daß ich mich nicht mehr genau erinnere, wo wir sie das letzte Mal hingetan haben! Es tut mir leid - es ist wirklich meine Schuld. Ich hielt die Päckchen in der Hand, und dann hat Brian geschrien, weil seine Eisenbahn umgefallen war, und ich lief hinaus, und so weiß ich jetzt nicht mehr - weil ich nämlich so plötzlich unterbrochen wurde ... ja, ich muß sie schnell irgendwo hineingestopft haben. Diese hier sind nicht die richtigen, das sehe ich jetzt - sie haben schon ein wenig gelbe Ecken. Soll ich Agnes sagen, daß sie den Tee um fünf Uhr bringt? Ich gehe mit den Kleinen zur Meierei, damit kein Lärm im Hause ist ...«

Ein nettes; freundliches, fröhliches Mädchen. Mein Blick begegnete dem meiner Schwester. Sie lachte. Ich erwiderte mit einem kühlen Hochziehen der Brauen. Joanna weiß immer, was in meinem Kopf vorgeht - zum Teufel noch mal!

Wir setzten uns zum Bridge nieder.

Bald kannte ich die Eigenart jedes Bridgespielers in Lymstock genau. Mrs. Symmington spielte ausgezeichnet und leidenschaftlich gern. Wie die meisten völlig unintellektuellen Frauen

war sie keineswegs dumm, wies vielmehr ein erhebliches Maß an gesundem Menschenverstand auf. Ihr Gatte war ein guter, geschickter Spieler, vielleicht etwas übervorsichtig. Für Mr. Pye gab es nur ein Wort: brilliant. Beim Lizitieren war ihm eine besondere psychologische Intuition eigen. Da die Gesellschaft uns zu Ehren arrangiert war, spielten Joanna und ich mit Mrs. Symmington und Mr. Pye zusammen an einem Tisch. Symmingtons Aufgabe war es, Öl auf die bewegten Wasser zu gießen und seine drei Partner in Streitfällen taktvoll zu beruhigen. Colonel Appleton war, wie ich schon erwähnt habe, »ein schneidiger Partner«. Unserer kleinen Miss Barton gebührte ohne jede Einschränkung der Rang der schlechtesten Bridgespielerin, die mir je begegnet ist; aber sie amüsierte sich immer wunderbar dabei. Aimée Griffiths Methode kann am besten durch ihre eigenen Worte charakterisiert werden: »Ich spiele gern gutes, gesundes Bridge ohne Kinkerlitzchen - laßt mich zufrieden mit diesen albernen Konventionen! Wenn ich lizitiere, dann sage ich offen und ehrlich, was ich will. Und schließlich und endlich ist es ja nur ein Spiel!« Aus all dem ersieht man, daß der Gastgeber keine leichte Aufgabe hatte.

Immerhin verlief das Spiel recht friedlich, nur ab und zu von Colonel Appletons Unaufmerksamkeit gestört, der Joanna viel intensiver als sein Blatt betrachtete.

Im Eßzimmer war der große, runde Tisch für den Tee gedeckt. Als wir die Mahlzeit beendet hatten, stürzten zwei erhitzte, aufgeregte kleine Buben herein und wurden vorgestellt. Mrs. Symmington und ihr Mann strahlten vor Elternstolz.

Später, gerade als wir vom Tisch aufstehen wollten, verdunkelte ein Schatten die Fenstertüre. Ich blickte mich um und sah Megan.

»Ach«, rief ihre Mutter, »da ist Megan!«

In ihrer Stimme schwang ein leises Staunen mit, als hätte sie Megans Existenz vollständig vergessen.

Das Mädchen trat ins Zimmer und begrüßte die Gäste, linkisch, ohne jede Grazie.

»Deinen Tee habe ich leider vergessen, mein Kind«, sagte Mrs. Symmington. »Miss Holland und die Jungens haben ihn auswärts genommen, drum gibt's heute keinen Tee im Kinderzimmer. Ich habe ganz vergessen, daß du nicht auch mit Miss Holland warst.«

Megan nickte. »Es ist schon gut. Ich gehe in die Küche.«

Sie schlurfte aus dem Zimmer. Wie gewöhnlich war sie unordentlich gekleidet und hatte große Löcher in beiden Strümpfen. Mit einem entschuldigenden Lächeln murmelte Mrs. Symmington:

»Meine arme Megan. Sie ist jetzt gerade in dem dummen Alter, wissen Sie. Die Mädels sind ja immer so unbeholfen und linkisch, wenn sie gerade aus dem Pensionat kommen und noch nicht richtig erwachsen sind.«

Ich sah, wie Joanna ihren blonden Kopf zurückwarf und wußte nun, daß sie in streitbarer Stimmung war.

»Aber Megan ist doch schon zwanzig«, rief sie, »oder nicht?«

»Ach ja, gewiß. Sie ist zwanzig. Aber sie ist natürlich sehr jung für ihr Alter. Noch ganz ein Kind. Ich finde es so nett, wenn die Mädels nicht zu schnell erwachsen werden.« Wieder lachte sie. »Ich glaube, alle Mütter wünschen sich, daß ihre Kinder ewig kleine Babies bleiben.«

»Ich verstehe nicht, warum«, widersprach Joanna. »Ich fände es gar nicht so angenehm, ein Kind zu haben, das dauernd den Verstand eines Sechsjährigen behält, während der Körper heranwächst.«

»Ach, Sie müssen nicht alles so wörtlich nehmen, Miss Burton«, lenkte Mrs. Symmington ab.

In diesem Augenblick kam es mir zum Bewußtsein, daß ich für unsere Gastgeberin nicht sehr viel übrig hatte. Hinter diesen anämischen, unbedeutenden, verwelkten Reizen barg sich - so dachte ich - ein selbstsüchtiges, gieriges Wesen. Während sie weitersprach, wurde sie mir noch unsympathischer. »Meine arme Megan. Sie ist leider ein recht schwieriges Kind. Ich habe

mich bemüht, irgendeine Beschäftigung für sie zu finden - man kann doch schriftliche Kurse nehmen in verschiedenen Gegenden - Zeichnen oder Schneidern - oder sie könnte es vielleicht auch mit Stenographie und Schreibmaschine versuchen ...«

Immer noch glomm der rote Funke in Joannas Augen. Während wir uns wieder an die Bridgetische setzten, bemerkte sie:

»Megan wird doch jetzt bestimmt in Gesellschaften gehen und zu allerhand Unterhaltungen, nicht wahr? Werden Sie einen Hausball für sie geben?«

»Einen Hausball?« Mrs. Symmington schien überrascht und amüsiert. »O nein, derartige Veranstaltungen sind hier bei uns nicht üblich.«

»Ich verstehe. Nur Tennisturniere und so.«

»Unser Tennisplatz ist seit Jahren nicht benützt worden. Weder Richard noch ich spielen. Später wahrscheinlich, wenn die Jungen einmal groß sind — Ach, Megan wird schon genug zu tun finden. Vorderhand gefällt es ihr noch ganz gut, bloß so herumzulungern. Einen Moment mal, wer hat geteilt? Zwei sans atout.«

Auf der Heimfahrt sagte Joanna - und drückte dabei so heftig auf den Gashebel, daß der Wagen einen Sprung tat -:

»Dieses Mädel tut mir furchtbar leid.«

»Megan?«

»Ja. Ihre Mutter kann sie nicht ausstehen.«

»Aber, aber Joanna! So schlimm ist es wieder nicht!«

»Doch, es ist so schlimm. Viele Mütter können ihre Kinder nicht ausstehen. Ich kann mir vorstellen, daß Megan eine etwas schwierige Hausgenossin ist. Sie fällt aus dem Rahmen - aus dem Symmington-Rahmen. Ohne sie wäre die Familie ein abgeschlossenes Ganzes. Überzählig zu sein - das ist das Schrecklichste, was es für ein sensibles Geschöpf geben kann. Und Megan ist sehr sensibel.«

»Ja, den Eindruck habe ich auch.«

Ich schwieg eine Weile.

Plötzlich lachte Joanna boshaft auf.

»Das mit der Gouvernante ist wirklich Pech für dich.«

»Ich weiß nicht, was du meinst«, wehrte ich würdevoll ab.

»Unsinn, so oft du sie angeschaut hast, stand heiliges Mannesleid in deinem Gesicht geschrieben. Übrigens bin ich ganz deiner Ansicht. Es ist wirklich eine Verschwendung.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Aber ich bin trotzdem begeistert. Es ist das erste Zeichen für deine neu erwachte Lebenslust. Im Sanatorium war ich schon ganz deprimiert - deine wunderhübsche Pflegeschwester hast du nicht ein einziges Mal angesehen. Und dabei war sie so ein charmanter Racker, wirklich eine Gottesgabe für einen kranken Mann.«

»Ich finde deine Konversation durchaus niveaulos, meine liebe Joanna.«

Ohne meinen Einwand im mindesten zu beachten, fuhr das schreckliche Mädchen fort:

»Ich bin also ganz erleichtert, daß du doch noch ein Auge für einen hübschen Rock hast. Und hübsch ist sie wirklich. Komisch, daß ihr jeder Sex-Appeal abgeht. Weißt du, Jerry, es ist wirklich eine merkwürdige Sache ... was ist es denn nur, was die eine Frau hat - und die andere nicht? Was ist es, was eine Frau so reizvoll macht, auch wenn sie nichts sagt als »elendes Wetter«, so daß jeder Mann in Reichweite sich zur ihr drängt und mit ihr über das Wetter plaudern möchte? Ich glaube, die Vor-sehung irrt sich ab und zu, wenn sie die Pakete mit Sex-Appeal abschickt. Sie hat ein Menschenkind mit Gesicht und Gestalt einer Aphrodite bedacht und natürlich mit einem ebensolchen Temperament. Aber da passiert ein Versehen, und das Temperament der Aphrodite wird einem kleinen, unhübschen Mäd-
el gesandt ... und alle anderen Frauen platzen vor Wut und schreien: »es ist mir unbegreiflich, was die Männer an ihr finden! Sie ist ja nicht einmal hübsch!««

»Bist du jetzt fertig, Joanna?«

»Aber ich habe doch recht, nicht wahr?«

Ich grinste. »Ich gebe es zu - es war eine Enttäuschung.«

»Und ich sehe niemand, der sonst für dich in Frage käme. Außer, du begnügst dich mit Aimée Griffith.«

»Gott behüte!«

»Sie sieht ganz gut aus, glaub mir.«

»Viel zu amazonenhaft für meinen Geschmack.«

»Sie scheint sich aber ihres Lebens zu freuen«, plauderte Joanna weiter, »wirklich, sie ist auf eine ekelhafte Art »frisch, fromm, fröhlich, frei«. Es würde mich nicht wundern, wenn sie jeden Morgen ein kaltes Bad nähme.«

»Na, und was fangen wir mit dir an?« fragte ich. »Mit mir?«

»Ja. Du wirst hier auch ein bißchen Zerstreuung brauchen. Ich kenne dich doch!«

»Wer ist jetzt niveaulos? Und im übrigen - du vergißt Paul.«

Sie seufzte durchaus überzeugend.

»Ich vergesse ihn nicht halb so schnell wie du. In etwa zehn Tagen wirst du sagen: »Paul? Welcher Paul? Ich habe nie im Leben einen Paul gekannt!««

»Du hältst mich also für treulos, für wankelmütig«, klagte Joanna.

»Wenn es sich um Männer wie Paul handelt, dann bin ich nur allzu froh, wenn du so bist.«

»Du mochtest ihn nie leiden. Aber er hatte wirklich etwas von einem Genie.«

»Möglich. Ich bezweifle es. Übrigens habe ich oft gehört, daß die meisten Genies besonders unsympathisch sind. Aber hier in der Gegend wirst du jedenfalls kein Genie finden.«

Joanna legte den Kopf zur Seite und dachte eine Weile nach.

»Dafür ist wenig Aussicht, das fürchte ich auch«, stimmte sie bedauernd zu.

»Du wirst dich eben mit Owen Griffith begnügen müssen«, tröstete ich sie, »er ist der einzige Junggeselle hier am Ort. Außer du rechnest den alten Colonel Appleton mit. Er hat dich den ganzen Nachmittag angestarrt wie ein hungriger Wolf.«

Joanna lachte.

»Ja, nicht wahr? Ich war schon ganz verlegen.«

»Spiel nicht Komödie. Du bist nie verlegen.«

Schweigend bog Joanna durch unser Gartentor ein und fuhr hinüber zur Garage.

Dann meinte sie:

»Es ist vielleicht etwas daran - an dem, was du vorhin gesagt hast.«

»Was meinst du?«

»Ich sehe nicht ein, mit welchem Recht ein Mann auf die andere Straßenseite hinübergeht, wenn ich daherkomme. Es ist ungezogen - ganz abgesehen von allem anderen.«

»Ich verstehe«, rief ich, »du willst auf diesen Mann Jagd machen und ihn kaltblütig zur Strecke bringen.«

»Nun ja, ich finde es eine Frechheit, wie er sich gegen mich benimmt.«

Langsam und vorsichtig stieg ich, an meinen Stöcken balancierend, aus dem Wagen. Dann versuchte ich, meiner Schwester einen weisen Rat zu erteilen.

»Ich will dir etwas sagen, mein liebes Mädel. Owen Griffith ist keiner von deinen zahmen, säuselnden Künstlerknaben. Wenn du nicht sehr gut aufpaßt, dann wirst du dich in ein Wespennest setzen. Dieser Mann kann gefährlich werden.«

Bei dieser Aussicht zeigte Joanna deutliches Vergnügen.

»Sooo? Glaubst du wirklich?«

»Laß den armen Teufel zufrieden«, bat ich ernst.

»Wie kann er es wagen, auf die andere Seite zu gehen, wenn er mich auf der Straße sieht?«

»Wir sind hierher gekommen, um Ruhe und Frieden zu finden«, mahnte ich, »und ich wünsche keine Aufregungen.«

Aber Ruhe und Friede sollten uns am allerwenigsten beschieden sein.

7

Etwa eine Woche später teilte mir Miss Partridge mit, daß Mrs. Baker mich ein paar Minuten sprechen wolle, wenn ich die Freundlichkeit hätte, sie zu empfangen.

Der Name Mrs. Baker sagte mir überhaupt nichts.

»Wer ist Mrs. Baker?« erkundigte ich mich befremdet. »Könnte nicht Miss Joanna sie empfangen?«

Es schien jedoch, daß ausdrücklich eine Unterredung mit mir gewünscht wurde. Ferner stellte es sich heraus, daß Mrs. Baker Beatricens Mutter war.

Beatrice hatte ich vollkommen vergessen. Seit vierzehn Tagen sah ich ab und zu eine Frau in mittleren Jahren mit grauen Haarsträhnen, die meistens auf den Knien lag und im Badezimmer, auf Treppen und Gängen nach rückwärts davonkroch wie eine Krabbe, sobald sie meiner ansichtig wurde.

Es schien, daß dies unsere neue Aushilfe war. Im übrigen war mir die ganze Beatrice-Geschichte völlig aus dem Gedächtnis entschwunden.

Ich konnte es nicht gut ablehnen, Beatricens Mutter zu empfangen, besonders da Joanna, wie ich hörte, ausgegangen war; aber ich muß gestehen, daß mich dieser Besuch ein wenig nervös machte. Ich hoffte von Herzen, man würde mich nicht beschuldigen, ich hätte mit Beatricens Liebe mein frevles Spiel getrieben. Innerlich verfluchte ich diese niederträchtigen anonymen Briefe, während ich gleichzeitig Beatricens Mutter zu mir bitten ließ.

Mrs. Baker war eine große, verwittrte Frau. Sogleich überschüttete sie mich mit einer Flut hastiger Worte. Erleichtert stellte ich fest, daß kein Zeichen des Ärgers oder Vorwurfs bei ihr zu sehen war.

Kaum hatte Miss Partridge die Türe geschlossen, begann mein Gast:

»Sie entschuldigen hoffentlich, daß ich so frei bin und hierherkomme, Sir. Aber ich dachte mir, Sir, Sie sind die einzige richtige Person für diese Angelegenheit, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn es Ihnen vielleicht möglich wäre, mir zu sagen, was ich unter diesen Umständen tun soll, denn meiner Meinung nach muß irgend etwas geschehen, Sir, und ich bin nie eine gewesen, die die Dinge auf die lange Bank schiebt und fünf gerade sein läßt, und ich sage immer, es nützt nichts, zu klagen und zu jammern. »Steht auf und tut desgleichen« wie der Pfarrer vorletzte Woche in seiner Predigt gesagt hat ...«

Ich war etwas verwirrt und fürchtete, in ihrer Ansprache das Wichtigste überhört zu haben.

»Gewiß, gewiß« murmelte ich, »wollen Sie sich nicht - äh - hinsetzen, Mrs. Baker? Ich werde mich sehr freuen - gewiß - sehr freuen, Ihnen - behilflich zu sein, soweit es in meiner Macht steht —«

Erwartungsvoll hielt ich inne.

»Vielen Dank, Sir.« Mrs. Baker setzte sich auf den, äußersten Rand eines Sessels. »Das ist sehr freundlich von Ihnen, ja, ja, und froh bin ich, daß ich zu Ihnen gekommen bin, denn ich sagte schon zu Beatrice, »Beatrice« sagte ich, und sie heult und weint auf ihrem Bett, »Mr. Burton wird wissen, was da zu tun ist, sag ich, der ist ja ein Londoner Gentleman, und etwas muß geschehen, denn das geht ja nicht mit diesen jungen Männern, die so starrköpfig sind und so heißköpfig sind und auf kein vernünftiges Wort hören, wie sie schon sind, diese jungen Männer, die hören gar nicht auf ein Mädel und jedenfalls, wenn ich an deiner Stelle wäre«, sagte ich zu Beatrice, »dann würd'

ich's ihm schon zeigen, und was ist mit dem Mädchen aus der Mühle.«««

Ich war verwirrter denn je.

»Verzeihung«, stotterte ich, »ich verstehe nicht ganz. Was ist geschehen?«

»Diese Briefe, Sir. Gemeine Briefe - und sogar unanständig sind sie. Was da für Ausdrücke drinnen stehen. Ausdrücke, wie ich sie noch nicht einmal in der Bibel gefunden habe.«

Ich übergab diese interessante Bemerkung und fragte verzweifelt: »Hat Ihre Tochter noch mehr Briefe bekommen?«

»Sie nicht, Sir, sie hat nur den einen bekommen. Diesen einen, wegen dem sie von hier weggegangen ist.«

»Es bestand nicht der mindeste Grund —«, begann ich, doch Mrs. Baker unterbrach mich respektvoll, aber entschlossen:

»Sie brauchen mir nicht zu sagen, Sir, daß alles, was in dem Brief stand, eine gemeine Lüge war. Miss Partridge hat mir ihr Wort darauf gegeben, und wahrhaftig - ich hätt's auch selbst gewußt. Sie gehören gar nicht zu dieser Art von Herren, Sir, diese Art von Herren kenn' ich nur zu gut, und Sie sind doch ein Invalide und überhaupt. Gemeine, verlogene Lügen waren das, aber trotzdem habe ich zu Beatrice gesagt, sie soll lieber gehen, denn Sie wissen ja, wie das ist, Sir, mit dem Gerede von den Leuten. Kein Rauch ohne Feuer, so sagen die Leute, und ein Mädels kann gar nicht vorsichtig genug sein, und außerdem hat das Mädels selbst sich ja geniert nach allem, was da in dem Brief stand, und so sag ich zu Beatrice, »ganz recht hast du«, sag ich, wie sie mir sagt, sie will nicht mehr hierher gehen, wenn es uns auch beiden sehr leid getan hat, daß wir Ihnen Unannehmlichkeiten gemacht haben, wogegen sie hinwiederum —«

Unfähig, aus diesem Satz herauszufinden, holte Mrs. Baker tief Atem und begann von neuem:

»Und ich habe gehofft, daß damit das böse Gerede aufhören würde. Aber jetzt hat George, der aus der Garage, der, mit dem Beatrice geht, der hat jetzt auch einen bekommen, einen Brief,

da drin stehen schreckliche Dinge über unsere Beatrice und wie sie's mit Fred Ledbetters Tom treibt - und ich kann Ihnen beschwören, Sir, das Mädel war nichts weiter als höflich zu ihm und hat nur ab und zu geplaudert sozusagen.«

Nun wirbelte mir der Kopf; diese neue Komplikation mit Mr. Ledbetters Tom war zuviel für mich.

»Verstehe ich Sie recht«, sagte ich mit schwacher Stimme, »Beatrices - hm - Freund hat einen anonymen Brief bekommen, der Beschuldigungen gegen sie und einen anderen jungen Mann enthält?«

»Stimmt, Sir und gar nicht schön geschrieben - scheußliche Worte kommen da vor, und darum ist der junge George toll vor Wut geworden, jawohl, toll vor Wut, und er kam zu uns herüber und sagte zu Beatrice, er läßt sich sowas nicht gefallen und er duldet nicht, daß sie sich hinter seinem Rücken mit anderen Burschen herumtreibt - und sie sagt, es ist ja alles Lüge - und er sagt, kein Rauch ohne Feuer, sagt er und stürzt davon, jähzornig wie er ist, und Beatrice, die hat's so furchtbar schwer genommen, und ich sage, jetzt setz' ich meinen Hut auf und geh' schnurstracks zu Ihnen, Sir.«

Mrs. Baker schwieg und sah mich erwartungsvoll an, wie ein Hund, der ein besonders schweres Kunststück gemacht hat und nun auf Belohnung wartet.

»Ja, aber warum kommen Sie eigentlich ausgerechnet zu mir?« wollte ich wissen.

»Ich habe gehört, daß Sie selbst auch so einen abscheulichen Brief bekommen haben, Sir, und ich dachte mir, Sir, weil Sie doch ein Gentleman aus London sind, werden Sie wissen, was man da tun kann.«

»Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ginge ich zur Polizei«, riet ich, »diese Dinge müssen aufhören.«

Mrs. Baker schien ganz entsetzt.

»Ach nein, Sir, zur Polizei kann ich nicht gehen!«

»Warum nicht?«

»Ich habe nie etwas mit der Polizei zu tun gehabt, Sir. Niemand in unserer Familie —«

»Das glaube ich gern. Aber niemand als die Polizei kann mit dergleichen fertig werden. Dazu ist sie ja da.«

»Zu Bert Rundle soll ich gehen?«

Bert Rundle war der Polizist.

»Sicher ist ein Sergeant auf der Polizeistation oder ein Inspektor.«

»Ich? Ich soll zur Polizeistation gehen?«

Mrs. Bakers Stimme klang vorwurfsvoll und ungläubig. Ich begann mich zu langweilen.

»Das ist der einzige Rat, den ich Ihnen geben kann.«

Mrs. Baker schwieg, war aber offensichtlich nicht im geringsten überzeugt. Ernst und nachdenklich sagte sie:

»Diese Briefe sollten aufhören, Sir. Sie hätten schon längst aufhören sollen. Früher oder später werden sie Unheil anrichten.«

»Mir scheint, sie haben jetzt schon Unheil angerichtet.«

»Ich meine schweres Unheil, Sir. Gewalttätigkeiten! Diese jungen Burschen werden gewalttätig, wenn ihre Gefühle verletzt sind - und bei den Alten kann das auch passieren.«

»Bekommen viele Leute diese Briefe?«

Mrs. Baker nickte.

»Es wird schlimmer und schlimmer, Sir. Mr. und Mrs. Beadle vom Blauen Bären - so glücklich haben die immer zusammen gelebt - und jetzt kommen diese Briefe - und er fängt an, sich Gedanken zu machen über Dinge - Dinge, die gar nicht so sind, wie die Briefe behaupten, Sir.«

Ich beugte mich vor.

»Mrs. Baker, haben Sie eine Ahnung, haben Sie auch nur die leiseste Ahnung, wer diese gräßlichen Briefe geschrieben haben könnte?«

Zu meinem großen Erstaunen nickte sie.

»Wir haben unseren Verdacht, Sir. Ja, wir alle haben einen ganz bestimmten Verdacht.«

»Auf wen?«

Ich hatte geglaubt, sie würde mir die Namen nicht nennen wollen, doch sie erwiderte prompt:

»Auf Mrs. Cleat - wir alle glauben, daß sie es ist. Ja, ganz sicher, es ist Mrs. Cleat.«

Ich hatte an diesem Morgen schon so viele Namen gehört, daß ich ganz verwirrt war.

»Wer ist Mrs. Cleat?« fragte ich. Ich erfuhr, daß Mrs. Cleat die Frau des alten Gärtners war und in einem kleinen Haus wohnte, an der Straße, die zur Mühle hinabführte. Mein weiteres Forschen brachte mir nur unbefriedigende Antworten. Als ich wissen wollte, warum ausgerechnet Mrs. Cleat die Briefe geschrieben haben sollte, erwiderte Mrs. Baker ausweichend: »Es würde ihr ähnlich sehen.«

Schließlich entließ ich meinen Besuch, nachdem ich meinen Rat, zur Polizei zu gehen, wiederholt hatte. Daß Beatricens Mutter nicht daran dachte, diesen Rat zu befolgen, sah man ihr an. Ich hatte das deutliche Gefühl, sie enttäuscht zu haben. Ich überdachte das, was sie mir gesagt hatte. So unmotiviert und unbewiesen der Verdacht auch schien - wenn das ganze Dorf sich darüber einig war, daß Mrs. Cleat die Schuldige sei, dann würde es wohl letzten Endes stimmen. Ich beschloß, Griffith aufzusuchen und seine Meinung in dieser Sache einzuholen. Gewiß würde er diese Mrs. Cleat kennen. Wenn er es ratsam finden sollte, dann könnte ich oder er die Polizei auffordern, dieser üblen Geschichte auf den Grund zu gehen. Ich setzte meinen Besuch zu einer Zeit an, da, wie ich vermutete, Griffith mit seiner Sprechstunde fertig war. Nachdem der letzte Patient ihn verlassen hatte, betrat ich das Ordinationszimmer.

»Hallo, Sie sind es, Burton!«

»Ja, ich möchte Sie sprechen.«

Ich berichtete von meiner Unterredung mit Mrs. Baker und von ihrer Überzeugung, daß diese Mrs. Cleat die Briefschreiberin sei. Zu einer nicht geringen Enttäuschung schüttelte Griffith den Kopf.

»So einfach ist die Sache nicht.«

»Sie glauben also nicht, Doktor, daß diese Person dahintersteckt?«

»Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, aber ich halte es für höchst unwahrscheinlich.«

»Warum glauben dann alle, daß sie es ist?«

Er lächelte. »Ach, das können Sie nicht verstehen. Mrs. Cleat ist die Dorfhexe.«

»Du lieber Gott!« rief ich.

»Ja, das klingt merkwürdig in unsrer Zeit. Trotzdem ist es so. Es setzt sich bei den Leuten der Glaube fest, daß es gewisse Personen, gewisse Familien gebe, die man besser nicht beleidigen sollte. Mrs. Cleat stammt aus so einer Familie. In jeder Generation gab es eine oder mehrere »weise Frauen«. Ich fürchte, die Gärtnersfrau hat sich sogar Mühe gegeben, die Leute in diesem Aberglauben zu bestärken. Eine merkwürdige Frau mit einer Art von bitterem, boshafte Humor. Es ist leicht genug für sie, sich aufzuspielen; wenn ein Kind sich in den Finger schneidet oder hinfällt und sich weh tut oder Mumps kriegt, da nickt sie mit dem Kopf und murmelt:

»Ja, ja, vorige Woche hat dieser Bub meine Äpfel gestohlen« oder »Hm, hm, die Kleine hat meine Katze beim Schwanz gezogen«. Bald hat sie es dazu gebracht, daß die Mütter ihre Kinder fortziehen, wenn sie vorbeikommt; andere Frauen wiederum bringen ihr Honig oder selbstgebackenen Kuchen, um sich mit ihr gut zu stellen, damit sie ihnen nichts Böses »anwünsche. Es ist abergläubisch und dumm, aber solche Dinge kommen vor. Es ist also selbstverständlich, daß die Leute jetzt glauben, sie stecke hinter der ganzen Briefgeschickte.«

»Sie hat also nichts damit zu tun?«

»O nein, sie ist nicht der Typ dazu. Es ist - es ist nicht so einfach.«

Ich betrachtete ihn neugierig. »Haben Sie irgendeine Vermutung?«

Er schüttelte den Kopf, aber sein Blick war abwesend.

»Nein«, erwiderte er. »Ich weiß nicht das geringste. Aber es gefällt mir nicht, Burton - das nimmt noch ein böses Ende.«

8

Als ich heimkam, fand ich Megan auf den Verandastufen sitzen, das Kinn auf die Knie gestützt.

Sie begrüßte mich mit der ihr eigenen unzeremoniellen Art.

»Hallo! Glauben Sie, ich könnte zum Lunch dableiben?«

»Gewiß.«.

»Wenn es Koteletts gibt oder sonst etwas ähnliches, das sich nicht strecken läßt, dann sagen Sie's mir nur«, rief Megan mir nach, während ich ins Haus ging, um der Partridge mitzuteilen, daß wir beim Lunch zu dritt sein würden.

Miss Partridge rümpfte die Nase. Es gelang ihr vorzüglich, ohne ein Wort zu sprechen ihrer geringen Meinung von dieser Miss Megan Ausdruck zu verleihen.

Ich kam auf die Veranda zurück.

»Geht's in Ordnung?« fragte Megan ängstlich.

»In Ordnung«, erwiderte ich. »Irish Stew.«

»Ach, das ist sowieso ein bequemes Futter. Ich meine, es besteht doch hauptsächlich aus Kartoffeln und Mehl, wie?«

»Ganz richtig«, erwiderte ich.

Ich nahm mein Etui heraus und bot Megan eine Zigarette an. Sie errötete.

»Wie nett von Ihnen!«

»Wollen Sie keine?«

»Nein, ich glaube nicht. Aber es ist sehr lieb von Ihnen, mir eine anzubieten - ganz so, als wäre ich eine richtige Person.«

»Sind Sie denn keine richtige Person?« fragte ich belustigt. Sie schüttelte den Kopf, dann - wie um abzulenken - streckte sie ihre langen Beine mit den staubigen Schuhen aus, um sie von mir begutachten zu lassen.

»Ich habe meine Strümpfe gestopft«, verkündete sie stolz.

Ich bin kein Fachmann in weiblichen Handarbeiten, aber es wollte mir scheinen, als wären die merkwürdigen großen Flicker aus rauher Wolle in stark abstechenden Farben kein wahres Meisterwerk.

»So ist es viel unangenehmer als mit Löchern«, klagte sie.

»Ja, das sieht man.«

»Stopft Ihre Schwester gut?«

Ich versuchte mich zu erinnern, ob ich Joanna je bei einer derartigen Beschäftigung gesehen habe.

»Ich weiß nicht«, gestand ich.

»Also was tut sie, wenn sie ein Loch im Strumpf hat?«

»Ich glaube, daß sie die Strümpfe wegwirft«, berichtete ich widerwillig, »und ein Paar neue kauft.«

»Sehr vernünftig von ihr«, lobte Megan. »Aber ich kann mir das nicht leisten. Ich bekomme jetzt die Zinsen von meinem Geld - vierzig Pfund im Jahr - damit kann man nicht viel anfangen.«

Ich stimmte ihr zu.

»Wenn ich doch schwarze Strümpfe tragen dürfte, dann könnte ich dort, wo Löcher sind, Tinte auf das Bein schmieren«, seufzte Megan. »So hab' ich's in der Schule immer gemacht. Miss Youngmouse, die Lehrerin, die unser Stopfen und Flicker beaufsichtigen mußte, machte ihrem Namen alle Ehre - sie war blind wie eine junge Maus. Für uns war das außerordentlich nützlich.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Eine Weile schwiegen wir, und ich rauchte meine Pfeife. Es war ein sehr freundschaftliches Schweigen.

Megan brach es und rief plötzlich und heftig:

»Sie finden mich wohl auch gräßlich, wie alle anderen?«

Ich war so verblüfft, daß mir die Pfeife aus dem Mund fiel. Sie hatte einen Meerschäumkopf, der gerade anfang, sich schön zu färben; er zerbrach auf den Steinen der Veranda. In meinem Ärger duzte ich Megan, ohne es zu merken:

»Schau her, was du angestellt hast!«

Anstatt bestürzt zu sein, begann dieses höchst unberechenbare Kind übers ganze Gesicht zu lachen.

»Ach, ich hab' Sie so gern«, sagte sie.

Ein herzerwärmender Ausspruch. Ich stellte mir vor, daß mein Hund so etwas sagen würde, wenn er sprechen könnte. Ich mußte denken, obwohl Megan ähnlich wie ein Pferd aussieht, hat sie doch die Wesensart eines Hundes. Gewiß gleicht sie nicht ganz einem menschlichen Wesen.

»Was sagtest du soeben, vor dieser Katastrophe?« fragte ich und las behutsam die Scherben meiner geliebten Pfeife auf.

»Ich sagte, gewiß finden Sie mich gräßlich.« Megans Stimme hatte jetzt einen ganz anderen Klang als vorhin.

»Warum sollte ich dich gräßlich finden?«

Megan sah mir ernst in die Augen.

»Weil ich gräßlich bin.«

»Sei nicht dumm«, wies ich sie scharf zurecht.

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Das ist es ja gerade. Ich bin nicht wirklich dumm. Die Leute glauben es von mir. Sie ahnen nicht, daß ich insgeheim ganz genau weiß, wie sie sind. Und daß ich die ganze Zeit nichts tue, als sie hassen.«

»Hassen?«

»Ja.«

Ihre Augen, diese melancholischen, unkindlichen Augen begegneten mit großem, geradem Blick, ohne zu blinzeln, den meinen. Mit einem langen, trauervollen Blick.

»Sie würden die Menschen auch hassen, wenn Sie so wären wie ich«, flüsterte sie. »Wenn Sie überall überflüssig wären.«

»Bist du da nicht ein bißchen pessimistisch?«

»Ja, das sagen die Leute immer, wenn man die Wahrheit spricht. Und es ist die Wahrheit. Ich bin überflüssig. Und ich weiß genau, warum. Mami hat mich kein bißchen gern. Ich erinnere sie wohl an meinen Vater. Der war grausam zu ihr und überhaupt sehr scheußlich, nach allem, was ich höre. Nur kann eine Mutter natürlich nicht sagen, daß sie ihre Kinder nicht mag, und fertig. Sie kann sie auch nicht aufessen. Eine Katze frißt ihre Kleinen, wenn sie sie nicht mag. Das finde ich riesig vernünftig. Da gibt's nichts Überflüssiges und nichts Lästiges. Aber Menschenmütter müssen ihre Kinder behalten und sich um sie kümmern. Als man mich noch einfach ins Pensionat schicken konnte, war es nicht so schlimm. Aber sehen Sie, meine Mutter wäre erst wirklich zufrieden, wenn sie allein sein könnte mit meinem Stiefvater und den Jungens.«

Ich betrachtete sie nachdenklich.

»Ich halte dich immer noch für pessimistisch, Megan. Angenommen jedoch, einiges, was du sagst, wäre wahr - warum gehst du dann nicht fort und lebst für dich allein?«

Sie lächelte müde.

»Sie meinen, ich müßte einen Beruf ergreifen? Meinen Lebensunterhalt verdienen?«

»Ja.«

»Womit?«

»Du könntest doch etwas lernen. Stenographie, Schreibmaschine, Buchhaltung.«

»Ich glaube nicht, daß ich das könnte. In all diesen Dingen bin ich so ungeschickt. Und außerdem —«

»Nun?«

Sie hatte ihr Gesicht abgekehrt, nun wandte sie es mir langsam wieder zu. Es war dunkelrot, und in ihren Augen standen Tränen. Jetzt klang kindlicher Trotz aus ihrer Stimme:

»Warum sollte ich fortgehen? Fortgetrieben werden? Sie mögen mich nicht - aber ich bleibe! Ich bleibe. Und es wird ihnen noch leid tun. Ich will schon dafür sorgen, daß alle bereuen ... Gemeine Biester! Ich hasse alle hier in Lymstock. Alle finden mich häßlich und dumm. Ich werd's Ihnen schon zeigen. Ich werd's Ihnen zeigen. Ich werde ...«

Es war ein kindischer, seltsam pathetischer Wutausbruch. Ich hörte Schritte auf dem Kies.

»Steh auf«, befahl ich barsch. »Geh ins Haus, durch den Vorraum hinauf in den ersten Stock. Am Ende des Korridors ist das Badezimmer. Wasch dein Gesicht. Schnell!«

Sie sprang stolpernd auf die Füße und fegte gerade durch die Verandatür in den Vorraum hinein, als Joanna um die Hausecke bog.

»Uff, ist mir heiß«, rief meine Schwester. Sie setzte sich neben mich und fächelte ihr Gesicht mit dem Tiroler Tüchlein, das sie um den Kopf getragen hatte. »Na, immerhin habe ich meine verdammten Schuhe endlich weich getreten. Meilen und Meilen bin ich marschiert. Etwas habe ich dabei gelernt: die Schuhe dürften nicht diese Zierlöcher haben; da kriecht der Sand hinein. Weißt du, Jerry, ich finde, wir sollten einen Hund haben..«

»Das finde ich auch. Übrigens - Megan ißt mit uns.«

»So? Fein.«

»Hast du sie gern?«

»Ich glaube, sie ist ein Wechselbalg. Jemand hat sie an eine Türschwelle gelegt, und die Trolle haben das richtige Kind weggeholt, weißt du. Ich finde es sehr interessant einen Wechselbalg näher kennenzulernen. Doch, ich muß hinaufgehen, mich waschen.«

Ich hielt sie zurück.

»Noch nicht. Megan wäscht sich.«

»Ach, ist sie auch herumgestrolcht?«

Joanna nahm ihren Spiegel hervor und unterzog ihr Gesicht einer langen, ernsthaften Prüfung. »Ich glaube doch, dieser Lippenstift ist nicht ganz das Richtige«, verkündete sie.

Megan trat aus dem Haus. Sie hatte sich beruhigt, war halbwegs sauber und zeigte keine Spuren des überstandenen Sturms. Unsicher blickte sie nach Joanna. »Hallo«, rief diese, noch immer mit ihrem Gesicht beschäftigt. »Ich freue mich schrecklich, daß Sie da sind. Gott im Himmel! Ich habe eine Sommersprosse auf der Nase! Dagegen muß etwas geschehen. Mit Sommersprossen sieht man so gesetzt und so schottisch aus.«

Miss Partridge kam und meldete mit kalter Stimme:

»Es ist serviert.«

Meine Schwester sprang auf. »Vorwärts, ich verhungere!«

Sie faßte Megan unter, und die beiden gingen zusammen ins Haus.

9

Ich sehe gerade, daß ich in meiner Erzählung etwas Wichtiges ausgelassen habe. Ich habe Mrs. Dane Calthrop kaum oder gar nicht erwähnt - und ihren Gatten, den Pfarrer Caleb Dane Calthrop ebenso wenig.

Und doch waren beide, der Vikar und seine Frau, wichtige Persönlichkeiten. Dane Calthrop selbst stand dem Alltagsleben so fern wie kein anderer Mensch, den ich je gekannt habe. Er existierte nur in seinen Büchern, in seinem Arbeitszimmer und in seinen Studien der frühkirchlichen Geschichte. Mrs. Dane Calthrop ihrerseits war in manchen Dingen beängstigend. Vielleicht habe ich den Bericht über sie absichtlich hinausgescho-

ben, weil ich mich vom ersten Moment an ein wenig vor ihr fürchtete. Sie war eine Frau von Charakter und von beinahe olympischer Weisheit. Nicht im mindesten glich sie der typischen Pfarrersfrau. Doch während ich dies niederschreibe, muß ich mich fragen - was weiß ich denn eigentlich über Pfarrersfrauen?

Die einzige, an die ich mich erinnere, war ein stilles, nichtssagendes Geschöpf und ihrem Gatten, einem großen, starken Mann, der sehr wirkungsvoll predigte, hündisch ergeben. Sie hatte so wenig andere Interessen, daß man nie wußte, worüber man mit ihr reden sollte.

Abgesehen davon beschränkte sich meine Erfahrung auf die Pfarrersfrauen in Romanen, weibliche Karikaturen, die ihre Nasen überall hineinstecken und bigotte Plattheiten äußern. Wahrscheinlich gibt es in Wirklichkeit gar keine solchen Typen. Mrs. Dane Calthrop steckte ihre Nase nie in anderer Leute Angelegenheiten, und doch hatte sie eine rätselhafte Fähigkeit, von allem zu wissen. Bald entdeckte ich, daß beinahe sämtliche Dorfbewohner Angst vor ihr hatten. Sie erteilte keine Ratschläge und mischte sich nie ein; dennoch war sie für jedes schlechte Gewißen die personifizierte Gottheit.

Nie habe ich eine Frau gesehen, die allem Äußerlichen so gleichgültig gegenüberstand. An heißen Tagen konnte sie in einem dicken Wollkostüm umherschlendern, und bei Regen, sogar bei Hagel, hatte ich sie in einem getupften Battistkleid geistesabwesend die Hauptstraße herunterschreiten sehen. Ihr Gesicht war lang und gut gebaut wie das eines Windhunds. Die Offenheit, mit der sie sich ausdrückte, war verheerend.

Am Tage nach Megans Besuch hielt mich die Frau Pfarrer auf der Hauptstraße an. Wie gewöhnlich war ich davon überrascht; denn Mrs. Dane Calthrops Fortbewegung glich mehr dem Dahingleiten eines Schiffes als einem normalen Menschengang, und ihr Blick war stets auf den fernsten Horizont gerichtet, was einem die Überzeugung gab, daß ihre Aufmerksamkeit einzig kilometerweit entfernten Dingen gelte.

»Oh«, begrüßte sie mich, »Mr. Burton!«

Dies sprach sie so triumphierend aus wie jemand, dem es gelungen ist, ein besonders schweres Rätsel zu lösen.

Ich gestand, daß ich tatsächlich Mr. Burton sei; daraufhin holte Mrs. Dane Calthrop ihren Blick vom Horizont zurück und versuchte, ihn auf mich zu fixieren.

»Warten Sie einmal«, sagte sie. »Weswegen wollte ich denn eigentlich mit Ihnen reden?«

Ich konnte ihr leider nicht behilflich sein, eine Antwort zu finden. Sie stand da, runzelte die Stirn und schien tief verstört.

«Es war etwas recht Häßliches«, sann sie.

«Ich bedaure«, murmelte ich fassungslos.

»Aha«, schrie die Dame plötzlich. »Der Affe sehr possierlich ist, zumal, wenn er vom Apfel frißt. Das habe ich mir extra gemerkt, weil die Sache mit einem A anfängt. Ja, das war's: Anonyme Briefe. Was ist denn das für eine Geschichte mit anonymen Briefen, die Sie uns da in die Gegend gebracht haben?«

«Ich habe sie nicht gebracht«, beteuerte ich. »Sie waren schon da, bevor ich kam.«

«Aber bevor Sie kamen, hat doch niemand so einen Brief bekommen«, behauptete Mrs. Dane Calthrop in anklagendem Ton.

«Doch, doch«, widersprach ich, »das Übel hatte schon begonnen.«

«Ach, du liebe Zeit«, seufzte die Dame, »das will mir nicht gefallen.«

Ihr Blick schweifte wiederum abwesend in weite Ferne. Wie zu sich selbst sprach sie:

«Ich kann mir nicht helfen, ich habe einfach das Gefühl, daß alles ganz - unwirklich ist. Wir sind nicht so, hier in Lymstock. Neid natürlich und Bosheit und all die gemeinen, ekelhaften kleinen Sünden - aber ich habe nicht geglaubt, daß jemand zu so etwas imstande wäre - nein, das hätte ich wirklich nicht ge-

glaubt. Und sehen Sie, das kränkt mich so, weil ich's doch wissen sollte.«

Ihre schönen Augen, die nun wieder mich ansahen, schienen bekümmert, voll der ehrlichen Verwirrung eines Kindes.

«Wieso sollten Sie es wissen?» fragte ich.

«Ich weiß meistens alles. Das habe ich immer als meine Pflicht empfunden. Caleb predigt ein gutes, normales Dogma und verwaltet die Sakramente. Das ist eines Priesters Pflicht. Wenn man jedoch die Ehe überhaupt für einen Priester zulässig findet, dann ist es, glaube ich, die Pflicht seiner Frau, zu wissen, was die Menschen der Gemeinde fühlen und denken - auch wenn sie nichts daran ändern kann. Und ich habe nicht die geringste Ahnung, wessen Herz so ...«

Sie brach ab und fügte zerstreut hinzu:

«Es sind auch so schrecklich dumme Briefe.«

»Haben Sie - haben Sie schon selbst - einen erhalten?«

Ich stellte diese Frage mit einer gewissen Scheu. Mrs. Dane Calthrop jedoch antwortete ganz offen, mit groß aufgeschlagenen Augen:

«Ja gewiß, schon zwei - nein drei. Ich weiß nicht mehr ganz genau, was drin stand. Irgend etwas sehr Albernese über Caleb und die Lehrerin. Ganz absurd, denn Caleb hat nicht die geringste Veranlagung zur Hurerei. Er hatte das nie. Eigentlich ein Glück, da er doch nun mal Geistlicher ist.«

»Ganz richtig«, stammelte ich, »natürlich - ganz richtig.«

«Caleb hätte ein Heiliger werden können, wenn er nicht ein ganz klein wenig zu intellektuell wäre.«

Ich fühlte mich nicht zuständig, auf diese Kritik einzugehen; außerdem sprach Mrs. Dane Calthrop sofort weiter und sprang in ihrer verwirrenden Art vom Intellekt des Pfarrers wieder zu den Briefen zurück.

»Es gibt so viele schwache Punkte, über die sich die Briefe hätten verbreiten können, aber die lassen sie unbeachtet. Das ist das Merkwürdige an der Sache.«

«Mir wäre nie eingefallen, diese Zuschriften als besonders zurückhaltend zu bezeichnen«, bemerkte ich bitter.

»Aber wer immer sie geschrieben haben mag - er scheint durchaus nichts von den Leuten hier zu wissen. Jedenfalls nichts Wichtiges.«

»Glauben Sie?«

Wieder traf ihr tiefer Blick den meinen.

»Ja, natürlich. Es gibt viel Ehebruch hier bei uns - und auch sonst alles mögliche. Schändliche Geheimnisse, so viel man nur will. Warum kümmert sich der Schreiber nicht um diese?« Sie machte eine Pause; dann fragte sie ganz abrupt:

»Was stand in Ihrem Brief?«

»Die Vermutung, meine Schwester sei gar nicht meine Schwester.«

»Und sie ist Ihre Schwester?«

Mrs. Dane Calthrop stellte diese Frage ohne jede Verlegenheit, mit freundlichem Interesse.

»Gewiß, Joanna ist meine Schwester.«

Die Frau Pfarrer nickte.

»Da haben Sie wieder einen Beweis für das, was ich eben gesagt habe. Es gibt doch ganz bestimmt noch andere Dinge —«

Ihre klaren, stillen Augen betrachteten mich nachdenklich, und plötzlich verstand ich, warum ganz Lymstock sich vor dieser Frau fürchtete.

In jedem Menschenleben gibt es verborgene Kapitel, von denen, wie man hofft, kein Mensch je erfahren wird. Mrs. Dane Calthrop schien von ihnen zu wissen.

Zum erstenmal in meinem Leben war ich ausgesprochen entzückt, Aimée Griffiths herzliche Stimme zu hören.

»Hallo, Maud. Ich bin froh, daß ich dich gerade erwische. Ich möchte unseren Basar für einen anderen Tag ansetzen. Guten Morgen, Mr. Burton.«

Sie fuhr fort: »Ich muß nur auf einen Sprung zum Metzger und - meine Bestellungen ansagen. Dann komme ich mit dir ins Waisenhaus, wenn es dir paßt.«

»Ja, gewiß, einverstanden.« Aimée Griffith stürzte in den Metzgerladen.

»Armes Ding«, murmelte Mrs. Dane Calthrop.

Ich war verblüfft. Sie bedauerte- doch nicht am Ende Aimée Griffith?

»Wissen Sie, Mr. Burton«, fuhr sie fort, »ich habe große Angst —«

»Wegen dieser Briefe?«

»Ja, sehen Sie, es bedeutet - es muß bedeuten, daß —« In Gedanken verloren hielt sie inne, ihr Blick schweifte umher. Dann sprach sie langsam, wie jemand, der ein Problem löst.

»Blinder Hall ... ja, blinder Haß. Aber auch ein Blinder kann durch Zufall ins Herz treffen ... Und was würde dann geschehen, Mr. Burton?«

Das sollten wir erfahren, bevor noch der Tag um war.

10

Natürlich war es Miss Partridge, die uns die Nachricht von der Tragödie brachte. Miss Partridge liebte Katastrophen. Sie hat so ein begeistertes Zucken um die Nase, sobald sie eine schlechte Nachricht bringen kann.

Sie trat in Joannas Zimmer, ihre Nase zuckte auf Tod und Leben, ihre Augen leuchteten, und ihre Mundwinkel waren - scheinbar bekümmert - übertrieben herabgezogen.

»Heute muß ich Ihnen etwas Schreckliches erzählen, Miss«, verkündete sie beim Aufziehen der Rolläden.

Joanna mit ihren Londoner Gewohnheiten brauchte morgens immer ein, paar Minuten, um ganz zu sich zu kommen.

»Ooaah!« machte sie und rollte sich, ohne besonderes Interesse zu zeigen, auf die andere Seite.

Die Partridge stellte die Tasse Tee auf den Nachttisch und begann von neuem.

»Es ist schrecklich! Es ist empörend! Ich konnte es kaum glauben!«

»Was ist schrecklich?« fragte Joanna und versuchte aufzuwachen.

»Die arme Mrs. Symmington.« Sie machte eine dramatische Pause. »Tot.«

»Tot?« Joanna setzte sich, jetzt völlig wach, im Bett auf.

»Jawohl, Miss. Gestern nachmittag. Und was schlimmer ist - sie hat sich selbst das Leben genommen.«

»Nein, Miss Partridge, ist das möglich?« Joanna war tief betroffen. Irgendwie war Mrs. Symmington nicht der Mensch, den man sich in eine Tragödie verwickelt vorstellen konnte.

»Jawohl, Miss, es ist wahr. Sie hat's absichtlich getan. Ich will gar nicht davon sprechen, was sie dazu getrieben hat, die arme Seele.«

»Sie dazu getrieben?« Joanna dämmerte die Wahrheit. »Doch nicht —«

Mit fragendem Blick sah sie unsere Haushälterin an, und diese nickte.

»Es stimmt schon, Miss, einer von diesen gemeinen Briefen.«

»Was stand denn darin?«

Das zu erfahren, war der Partridge zu ihrem größten Bedauern noch nicht gelungen.

»Dieses niederträchtige Zeug!« schrie Joanna. »Aber ich verstehe nicht, wie es einen zum Selbstmord treiben kann.«

Miss Partridge rümpfte die Nase und sprach bedeutungsvoll:

»Nun, wenn es wahr. ist -«

»Ach«, flüsterte Joanna.

Nachdem die Partridge sie verlassen hatte, trank sie ihren Tee aus, schlüpfte in den Morgenrock und kam herüber zu mir, um mir alles zu erzählen.

Ich mußte an das denken, was Owen Griffith mir gesagt hatte. Früher oder später würde der Schuß ins Schwarze treffen. Mrs. Symmington hatte er vernichtet. Sie, die letzte, der man es zugebraut hätte, war offenbar mit einem Geheimnis belastet gewesen. Trotz ihrer ganzen Klugheit, so überlegte ich, war sie keine sehr widerstandsfähige Frau. Ein blutarmer, unselbständiger Typus, der leicht zusammenbricht. Joanna bedrängte mich mit Fragen, was ich von der Sache halte.

Ich wiederholte ihr Owens Worte.

»Natürlich«, stichelte Joanna, »der weiß natürlich wieder alles. Dieser Mann hält sich für allwissend.«

»Er ist sehr klug«, wandte ich ein.

»Er ist eingebildet«, behauptete Joanna, »sagenhaft eingebildet!«

Nach ein paar Minuten fing sie wieder an:

»Wie entsetzlich für den Gatten - und für die Tochter. Was glaubst du, wie wird Megan es aufnehmen?«

Davon hatte ich nicht die leiseste Ahnung. Ich sprach mit Joanna darüber, wie seltsam es sei, daß man nie erraten könne, was Megan dachte oder fühlte.

Joanna nickte.

»Bei einem Wechselbalg weiß man das nie.« Nach einer Weile meinte sie:

»Glaubst du - wäre es dir recht - vielleicht würde sie gerne auf ein paar Tage zu uns ziehen? Es ist doch ein ziemlicher Schock für ein Mädchen in ihrem Alter.«

»Wir könnten hingehen und sie auffordern«, stimmte ich zu.

»Die Kinder sind gut versorgt. Sie haben diese kleine Gouvernante«, sagte Joanna.

»Aber ich könnte mir vorstellen, daß gerade so ein Geschöpf wie diese Elsie Holland Megan halb verrückt macht.«

Das konnte ich mir auch sehr gut vorstellen. Miss Holland würde eine banale Frage nach der anderen stellen und zahllose Tassen Tee anbieten. Sie war ja gewiß ein freundliches kleines Ding, aber in diesem Augenblick wohl kaum die richtige Gesellschaft für ein empfindsames Kind wie Megan.

Ich hatte selbst schon daran gedacht, Megan vom Schauplatz der Katastrophe fortzuholen. Nun war ich froh, daß Joanna dies spontan und ohne mein Zutun vorgeschlagen hatte.

Nach dem Frühstück fuhren wir zu Symmington.

Wir waren beide ein wenig nervös. Unser Besuch konnte auch als häßliche Neugier aufgefaßt werden. Glücklicherweise trafen wir an der Gartentüre Owen Griffith, der gerade aus dem Haus kam. Er schien bekümmert und zerstreut.

Trotzdem begrüßte er mich mit Wärme.

»Oh, guten Tag, Burton. Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Nun ist das eingetroffen, was ich schon die ganze Zeit erwartet habe. Verdamnte Geschichte!«

»Guten Morgen, Dr. Griffith!« Joanna sprach mit der Stimme, die sie immer bei unserer tauben Tante anwendet.

Griffith fuhr zurück und errötete.

»Oh - oh - guten Morgen, Miss Burton.«

»Ich dachte, Sie hätten mich vielleicht nicht bemerkt«, flötete Joanna.

Griffith wurde noch röter. Seine Schüchternheit umhüllte ihn wie ein Mantel.

»Bitte - bitte, verzeihen Sie - so zerstreut - nicht bemerkt.«

Erbarmungslos fuhr Joanna fort:

»Schließlich bin ich doch von normaler Lebensgröße.«

»Hör auf mit dem Quatsch«, flüsterte ich ihr streng zu. Dann wandte ich mich wieder an den Doktor.

»Meine Schwester und ich, Griffith, wir dachten, es wäre vielleicht nicht schlecht, wenn Megan auf ein paar Tage zu uns ziehen würde. Was halten Sie davon? Ich möchte mich nicht aufdrängen - aber es muß doch schlimm sein. für das arme Kind. Was glauben Sie, wie würde sich Symmington dazu stellen?«

Griffith überlegte eine Weile.

»Ich glaub', es wäre ausgezeichnet«, erklärte er schließlich.

»Sie ist sowieso ein merkwürdig nervöses Geschöpf. Es wäre gut für sie, ein wenig in eine andere Umgebung zu kommen. Miss Holland tut Wunder - sie ist wirklich eine tüchtige Person, aber sie hat schon reichlich zu tun mit den beiden Kindern und mit Symmington selbst. Er ist ganz niedergebrochen - völlig verzweifelt.«

»War es —«, ich zögerte,»- Selbstmord?«

Griffith nickte.

»Gewiß. Ein Unfall kommt nicht in Frage. Sie schrieb auf ein Stück Papier: »Ich kann nicht mehr.« Der anonyme Brief muß mit der gestrigen Nachmittagspost gekommen sein. Das Kuvert lag neben ihrem Sessel auf dem Boden, der Brief selbst war zu einer Kugel zusammengeknüllt und in den Kamin geworfen.«

»Was stand denn —«

Ich brach ab, entsetzt über mich selbst.

»Verzeihung«, murmelte ich.

Ein trauriges Lächeln glitt über Griffiths Gesicht.

«Sie können ruhig fragen. Der Brief muß dem Gericht vorgelegt werden. Das ist nicht zu vermeiden, so bitter es sein mag. Es war das übliche Geschreibsel, im gleichen elenden Stil abgefaßt wie immer, und es sprach die Beschuldigung aus, der zweite Junge, Colin, sei nicht Symmingtons Kind.«

«Halten Sie das für wahr?» rief ich ungläubig.

Griffith zuckte die Achseln.

»Darüber kann ich mir kein Urteil bilden. Ich bin erst seit fünf Jahren hier. Soviel ich sehen konnte, waren die Symmingtons

ein einfaches, glückliches Paar; sie liebten einander und liebten die Kinder. Es stimmt ja, daß der Junge seinen Eltern nicht besonders ähnlich ist - vor allem hat er dieses hellrote Haar - aber es kommt ja oft vor, daß die Eigenschaften des Großvaters oder der Großmutter eine Generation überspringen und beim Enkel wieder auftauchen.«

»Der Mangel an Ähnlichkeit hat die Person, die den Brief schrieb, wahrscheinlich auf den Gedanken gebracht, diese gemeine Beschuldigung zu äußern. Unverantwortlich.«

»Vermutlich -haben Sie recht. Bestimmt sogar. Hinter all den Behauptungen dieser Giftbriefe steht kaum ein akkurates Wissen, nur schmutzige Gehässigkeit und Bosheit.«

»Diesmal aber scheint es doch an eine heikle Stelle gerührt zu haben«, fiel Joanna ein. »Sonst hätte sie sich schließlich nicht umgebracht, nicht wahr?«

»Da bin ich nicht ganz sicher«, entgegnete Griffith. »Sie hat seit einiger Zeit gekränkt. Neurotisch, hysterisch. Wegen ihrer nervösen Zustände war sie bei mir in Behandlung. Ich halte es für möglich, daß der Schock beim Erhalt eines derartigen Briefes sie in eine solche Panik und Verzweiflung versetzt hat, daß sie zum Entschluß kam, sich das Leben zu nehmen. Sie kann sich in die Überzeugung hineingesteigert haben, daß ihr Gatte ihren Beteuerungen keinen Glauben schenken würde. Dies, zusammen mit Scham und Ekel, kann so mächtig auf sie eingewirkt haben, daß sie im Augenblick nicht mehr zurechnungsfähig war.«

»Selbstmord in momentaner geistiger Verwirrung«, stellte Joanna fest.

»Ganz richtig. Diese Diagnose werde ich mit gutem Recht der Gerichtskommission vorlegen.«

»Aha«, machte Joanna.

In ihrer Stimme schwang etwas mit, das Owen veranlaßte, in ärgerlichem Ton »Mit vollem Recht!« zu wiederholen. Dann fügte er hinzu: »Sind Sie anderer Meinung, Miss Burton?«

»Aber keineswegs«, beteuerte Joanna. »An Ihrer Stelle täte ich genau dasselbe.«

Owen sah sie zweifelnd an, dann entfernte er sich langsam, die Straße hinunter. Joanna und ich begaben uns ins Haus.

Die Eingangstüre war offen, deshalb zogen wir es vor, nicht zu läuten, besonders, da wir von innen Elsie Hollands Stimme hörten.

Sie sprach zu Mr. Symmington, der in einem Stuhl zusammengesunken dsaß und völlig benommen schien.

»Nein, wirklich, Mr. Symmington, Sie müssen etwas zu sich nehmen. Sie haben nicht gefrühstückt - jedenfalls nicht, was ich ordentlich frühstücken nenne -, und gestern abend haben Sie auch nichts gegessen. Und dazu noch der Schrecken und alles - Sie werden selbst noch krank werden. Und Sie brauchen doch Ihre ganze Kraft. Das hat der Doktor auch gesagt.«

Mit schwacher Stimme entgegnete Symmington: »Sie sind sehr freundlich, Miss Holland, aber —«

»Ein schönes Täßchen heißen Tee!« Und Elsie Holland drängte ihm energisch ihr Allheilmittel auf.

Ich persönlich hätte dem armen Teufel lieber einen steifen Whisky verabreicht, den schien er bitter nötig zu haben. Immerhin nahm er den Tee an und blickte zu seiner Pflegerin auf. »Wie kann ich Ihnen für alles danken, was Sie getan haben und noch tun, Miss Holland. Sie sind so wunderbar gut zu mir.«

Das Mädchen errötete und schien erfreut.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Mr. Symmington. Sie müssen sich in allem von mir helfen lassen. Wegen der Kinder machen Sie sich keine Sorgen - ich kümmere mich schon um sie. Die Dienstboten habe ich auch beruhigt, und wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, Briefe schreiben oder telefonieren, dann sagen Sie es mir bitte ungeniert.«

»Sie sind so gut zu mir«, murmelte Symmington wiederum.

Elsie Holland wandte sich um, erblickte uns und kam zu uns in den Vorraum geeilt.

»Ist es nicht entsetzlich?« flüsterte sie gedämpft.

Als ich sie ansah, dachte ich, daß sie wirklich ein besonders nettes Mädchen sei. Freundlich, tüchtig und einer schwierigen Situation durchaus gewachsen. Ihre herrlichen blauen Augen waren leicht gerötet, woraus man ersah, daß sie weichherzig genug gewesen, bei ihrer Herrin Tod Tränen zu vergießen.

»Könnten wir Sie einen Moment sprechen?« bat Joanna. »Wir möchten Mr. Symmington nicht stören.«

Elsie Holland nickte verständnisvoll und führte uns ins Eßzimmer, das auf der anderen Seite des Vorraums lag.

»Es ist grauenhaft für ihn«, klagte Elsie. »Ein furchtbarer Schock. Wer hätte so was je gedacht? Allerdings, jetzt kommt es mir zum Bewußtsein, daß sie schon seit einiger Zeit merkwürdig war. Schrecklich nervös, deprimiert. Ich glaubte, ihr Gesundheitszustand wäre daran schuld - obwohl Dr. Griffith immer versichert hat, daß ihr nichts Tatsächliches fehle. Aber sie war so unausgeglichen und streitsüchtig - an manchen Tagen wußte man wirklich nicht, wie man sie nehmen sollte.«

Joanna unterbrach sie:

»Eigentlich sind wir hergekommen, um zu hören, ob wir Megan für ein paar Tage zu uns nehmen dürften - das heißt, wenn sie gerne käme.«

Elsie Holland schien überrascht.

»Megan?« wiederholte sie unsicher. »Ich weiß wahrhaftig nicht. Ich will sagen, es ist wirklich riesig lieb von Ihnen, aber sie ist ein merkwürdiges Mädchen. Man weiß bei ihr nie, was sie fühlt oder denkt.«

»Ich dachte, vielleicht wäre es eine Hilfe ...«, meinte Joanna etwas vage.

»Oh, was das betrifft - ganz bestimmt! Ich habe ja noch für die Jungen zu sorgen - gerade jetzt sind sie bei der Köchin -und der arme Mr. Symmington hat es wirklich so nötig wie niemand anderer, daß man sich um ihn kümmert. Und auch sonst hab' ich so viel zu tun und zu bedenken. Ich habe wirklich nicht viel Zeit

für Megan. Sie ist, glaub' ich, oben in dem alten Kinderzimmer, im Mansardengeschoß. Es scheint, daß sie sich am liebsten von allem abschließen möchte. Ich weiß nicht, ob —«

Joanna warf mir einen heimlichen Blick zu. So rasch ich konnte, eilte ich aus dem Zimmer und die Treppe hinauf.

Die alte Kinderstube lag direkt unter dem Dach. Ich öffnete die Tür und trat ein. Das Eßzimmer unten war gegen den Garten zu gelegen, und so waren die Fensterläden offen gestanden. In diesem Zimmer jedoch, das an der Straßenfront lag, waren, wie es sich gehörte, die Rolläden herabgezogen.

Im schwachen grauen Dämmerchein sah ich Megan. Sie lag zusammengekrümmt auf einem Sofa. Ich mußte an ein geängstigtes Tier in seinem Versteck denken. Sie schien gelähmt vor Schrecken.

»Megan«, sagte ich. Ich trat ein paar Schritte vor und sprach unwillkürlich in dem Ton, mit dem man ein zitterndes Tier beschwichtigt. Eigentlich wundere ich mich, daß ich ihr nicht eine Rübe oder ein Stückchen Zucker hingehalten habe. Ich hatte große Lust dazu.

Sie starrte mich an, aber sie bewegte sich nicht, und ihr Gesichtsausdruck blieb der gleiche.

»Megan«, begann ich von neuem, »Joanna und ich sind hergekommen, um dich zu fragen, ob du nicht mit uns kommen möchtest, um eine Weile bei uns zu wohnen.«

Ihre Stimme kam hohl aus dem düsteren Zwielficht. »Bei Ihnen wohnen? In Ihrem Haus?«

»Ja.«

»Sie meinen, Sie wollen mich von hier fortbringen?«

»Ja, mein Liebes.«

Plötzlich begann sie am ganzen Körper zu zittern. Es war beängstigend und sehr rührend.

»O ja, bringen Sie mich fort, bringen Sie mich fort! Bitte! Es ist so schrecklich hier, und ich bin so ein schlechter Mensch.« Ich

ging zu ihr hinüber, und ihre Hände krampften sich in meine Ärmel.

»Ich bin ein schrecklicher Feigling. Ich hab nicht gewußt, daß ich so ein Feigling bin.«

»Schon gut, mein Tierchen«, tröstete ich, »solche Dinge setzen einem zu. Komm jetzt.«

»Können wir sofort weggehen? Noch in dieser Minute?«

»Na, du wirst ein paar Sachen zusammenpacken müssen, denk ich.«

»Was für Sachen? Wozu?«

»Mein liebes Mädel, wir können dir ein Bett anbieten und ein Bad und all das übrige - aber der Teufel soll mich holen, wenn ich dir meine Zahnbürste leihe.«

Sie lachte sehr matt und leise.

»Ja, richtig. Heute bin ich besonders dumm. Bitte kümmern Sie sich nicht darum. Ich will schnell etwas einpacken. Aber Sie - Sie gehen doch nicht fort? Sie werden auf mich warten?«

»Ich warte bestimmt«, versprach ich.

»Danke. Danke tausendmal. Es tut mir leid, daß ich mich so dumm benehme. Aber sehen Sie, es ist doch ziemlich schrecklich, wenn die Mutter stirbt.«

»Ja, ich weiß«, murmelte ich.

Ich klopfte ihr freundschaftlich auf den Rücken, und sie warf mir einen dankbaren Blick zu und verschwand in ihrem Schlafzimmer. Ich ging hinunter.

»Ich habe Megan gefunden«, berichtete ich. »Sie kommt mit uns.«

»Na also, das ist aber wirklich fein«, rief Elsie Holland aus. »Das wird sie auf andere Gedanken bringen. Sie ist ein recht nervöses Geschöpf, wissen Sie. Ein schwieriges Kind. Es ist eine große Erleichterung für mich, daß ich sie jetzt nicht auch noch betreuen muß wie alle anderen ... Es ist sehr lieb von Ihnen, Miss Burton, ich hoffe, sie wird Ihnen keine allzu große Last sein.

Ach, mein Gott, das Telefon! Ich muß es abnehmen. Mr. Symmington ist dazu nicht imstande.«

Sie eilte aus dem Zimmer.

»Ein wahrer Schutzengel«, stellte Joanna fest.

»Das sagst du sehr unnett«, tadelte ich. »Sie ist ein liebes, gutes Mädchen und offensichtlich sehr tüchtig.«

»Sehr. Und das weiß sie auch.«

»Das ist deiner nicht würdig, Joanna.«, wehrte ich ab.

»Ich kann's einfach nicht sehen, wenn jemand von sich selbst so begeistert ist«, erwiderte Joanna. »Das erweckt meine schlechtesten Instinkte. Wie hast du Megan vorgefunden?«

»Zusammengekauert in einem dunklen Zimmer wie eine verschuchte Gazelle.«

»Das arme Kind. Und sie war damit einverstanden, zu uns zu kommen?«

»Sie war begeistert.«

Ein lautes Gepolter im Vorraum kündigte Megan mit ihrem Kofferchen an. Ich ging hinaus und nahm es ihr ab. Joanna hinter mir drängte:

»Vorwärts. Ich habe schon zweimal »ein schönes Täßchen heißen Tee« abgelehnt.«

Wir gingen hinaus zum Wagen. Es ärgerte mich, daß Joanna den Koffer hineinheben mußte. Ich konnte bereits mit einem Stock gehen, jedoch keinerlei athletische Taten vollführen.

»Steig ein«, befahl ich Megan.

Sie stieg ein, ich folgte ihr, Joanna setzte den Motor in Gang und wir fuhren ab.

Wir langten beim »Waldheim« an und begaben uns ins Wohnzimmer. Megan ließ sich in einen Sessel fallen und brach in Tränen aus. Sie weinte mit der leidenschaftlichen Inbrunst eines Kindes - ich glaube, das richtige Wort dafür ist Heulen. Auf der Suche nach einem Beruhigungsmittel verließ ich das Zimmer.

Joanna blieb neben unserem Gast stehen und war, wie mir schien, völlig ratlos.

Ich hörte Megan mit erstickter Stimme murmeln:

»Verzeihen Sie, bitte. Ich bin ein Idiot.«

Freundlich beruhigte sie Joanna:

»Durchaus nicht. Da hast du ein frisches Taschentuch.«

Ich kehrte zu den beiden zurück und reichte Megan ein Glas, das bis zum Rand gefüllt war.

»Was ist das?«

»Ein Cocktail.«

»Ein Cocktail? Wahrhaftig?«

Megans Tränen versiegten augenblicklich.

»Noch nie hab ich einen Cocktail getrunken.«

»Man muß mit allem einmal anfangen«, belehrte ich sie.

Megan nippte vorsichtig an dem Getränk, dann erhellte ein strahlendes Lächeln ihr Gesicht, sie legte den Kopf in den Nacken und trank das Glas in einem Zug leer.

»Wundervoll«, seufzte sie. »Darf ich noch einen haben?«

»Nein«, entschied ich.

»Warum nicht?«

»In ungefähr zehn Minuten wirst du's wahrscheinlich wissen.«

»Oh!« Jetzt wandte Megan ihre Aufmerksamkeit Joanna zu.

»Es tut mir wirklich schrecklich leid, daß ich mich so dumm benommen habe. So drauflos zu heulen! Ich weiß wirklich nicht, warum. Furchtbar albern von mir - wo ich doch so froh bin, hier zu sein.«

»Schon gut, schon gut«, tröstete sie Joanna. »Wir sind auch sehr froh, dich bei uns zu haben.«

»Das kann doch gar nicht sein. Das ist nur Ihre Güte. Aber ich bin sehr dankbar dafür.«

»Ach, sei doch nicht dankbar«, bat Joanna, »das macht mich befangen. Ich sage die Wahrheit, wir freuen uns wirklich, daß

du da bist. Jerry und ich haben schon unseren ganzen Gesprächsstoff aufgebraucht. Es fällt uns überhaupt nichts mehr ein, was wir einander sagen könnten.«

»Jetzt aber werden wir alle möglichen interessanten Diskussionen führen können«, verhiess ich, »über Goneril und Regan und solche Sachen.«

Megans Gesicht hellte sich auf.

»Darüber habe ich nachgedacht, und ich glaube, ich weiß jetzt die Erklärung. Alles kam daher, daß dieser scheußliche alte Vater von ihnen immerfort so viel umschmeichelt werden wollte. Wenn man dauernd »danke« sagen muß und »wie freundlich« und so weiter, dann fühlt man sich nach einer Weile ganz flau und elend und möchte sich zur Abwechslung einmal niederträchtig benehmen. Hat man dann wirklich einmal Gelegenheit dazu, dann steigt es einem wahrscheinlich zu Kopf und man geht zu weit. Der alte Lear war wirklich sehr ekelhaft, wie? Ich meine, er hat es schon ein bißchen verdient, daß Cordelia ihm so eine Antwort gab.«

»Ich merke schon, daß wir viele interessante Gespräche über Shakespeare führen werden«, lächelte ich.

»Ich merke schon, daß Ihr beide schrecklich gebildet tun werdet«, spöttelte Joanna. »Mir kommt Shakespeare leider immer furchtbar langweilig vor. Diese langweiligen Szenen, wo alle betrunken sind und die komisch sein sollen.«

»Apropos betrunken«, wandte ich mich an Megan. »Wie fühlst du dich?«

»Sehr wohl, danke.«

»Nicht ein bißchen schwindlig? Du siehst nicht vielleicht zwei Joannas vor dir oder so etwas Ähnliches?«

»Nein. Ich hab nur das Gefühl, daß ich gerne sehr viel reden würde.«

»Ausgezeichnet«, lobte ich. »Du hast offenbar eine natürliche Begabung zum Trunkenbold. Das heißt, wenn das wirklich dein erster Cocktail war.«

»Das war er bestimmt.«

»Ein klares, widerstandsfähiges Hirn gereicht jedem menschlichen Wesen zum Vorteil«, dozierte ich.

Joanna brachte Megan nach oben, damit sie auspacken könne. Miss Partridge kam herein, machte ein saures Gesicht und erklärte, sie habe nur zwei Koteletts zum Lunch - was war da zu machen?

11

Die Totenschaukommission hielt drei Tage später ihr Verhör ab. Es wurde festgestellt, daß Mm. Symmingtons Tod zwischen drei und vier Uhr nachmittags eingetreten sein mußte. Sie befand sich allein im Haus. Symmington war in seinem Büro, die Mädchen hatten Ausgang. Elsie Holland ging mit den Kindern spazieren, und Megan hatte eine Velofahrt unternommen. Der Brief mußte mit der Nachmittagspost gekommen sein. Mrs. Symmington hatte ihn offenbar aus dem Briefkasten geholt, hatte ihn gelesen - und war dann in einem Zustand höchster Erregung zur Hausapotheke gegangen, hatte das Zyankali geholt, das man zum Vertilgen von Wespennestern dort aufbewahrte, hatte es in Wasser aufgelöst und getrunken, nachdem diese letzten, verzweifelten Worte von ihr hingeschrieben worden waren: »Ich kann nicht mehr ..

Owen Griffith machte als medizinischer Sachverständiger seine Aussage und vertrat die Ansicht, die er uns bereits angedeutet hatte. Er schilderte Mrs. Symmingtons nervöse Zustände und ihre geringe seelische Widerstandskraft.

Der Kommissar war taktvoll und diskret. Von ihm geführt, fällte die Kommission das unvermeidliche Urteil: Selbstmord in momentaner Geistesverwirrung.

Der Kommissar hatte getan, was er konnte - Owen Griffith ebenfalls - nach der Verhandlung jedoch, eingekeilt in die Schar

aufgerechter Dorffrauen, vernahm ich jenes widerliche Gezische und Geflüster, das ich nun schon so gut kannte:

»Kein Rauch ohne Feuer - das ist meine Meinung!« - »Etwas Wahres muß doch dran sein - sicher und gewiß. Sonst hätte sie's bestimmt nicht getan ...«

Einen Augenblick haßte ich Lymstock, seine engen Geister, seine klatschenden, tuschelnden Frauen.

12

Der nächste wichtige Markstein war natürlich Oberinspektor Nashs Besuch. Vorher jedoch erschienen die verschiedensten Mitglieder der Gemeinde Lymstock bei uns. Jeder einzelne Gast war auf seine Weise interessant, und was er beleuchtete die Charaktere der vom Unglück betroffenen Familie immer wieder von einer neuen Seite. Am Morgen nach der Urteilsverkündung besuchte uns Aimée Griffith. Wie immer schien sie strahlend vor Gesundheit und Kraft, und wie immer gelang es ihr augenblicklich, mir mächtig auf die Nerven zu fallen.

Joanna und Megan waren ausgegangen, also machte ich die Honneurs.

»Guten Morgen«, begann Miss Griffith. »Ich höre, Sie haben Megan Hunter hier.«

»Jawohl.«

»Das ist sehr gut von Ihnen, wahrhaftig. Sie muß Ihnen schrecklich lästig fallen. Ich bin hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß wir bereit sind, sie bei uns aufzunehmen, wenn Sie möchten. Seien Sie überzeugt, ich werde schon Mittel und Wege finden, Megan im Haus nützlich zu beschäftigen.«

»Wie reizend von Ihnen«, gab ich zur Antwort. »Aber wir haben Freude an Megans Besuch. Sie treibt sich ganz vergnügt im Haus herum.«

»Das glaube ich Ihnen. Sie treibt sich überhaupt viel zu gerne herum, diese Kleine. Allerdings kann sie wohl kaum etwas dafür, daß sie tatsächlich schwachsinnig ist.«

»Ich finde sie ungewöhnlich intelligent«, widersprach ich. Aimée Griffith starrte mich forschend an. »Noch nie habe ich gehört, daß jemand das von ihr behauptet hätte. Du lieber Gott, wenn man mit ihr spricht, so schaut sie durch einen hindurch, als ob sie kein Wort verstehen würde.«

»Wahrscheinlich ist sie nur gelangweilt«, bemerkte ich.

»Wenn das der Fall ist, dann scheint sie mir unglaublich ungezogen«, ereiferte sich Aimée Griffith.

»Mag sein. Aber schwachsinnig ist sie nicht.«

Scharf fiel mir Miss Griffith ins Wort.

»Wir dreschen leeres Stroh. Was Megan nötig hat, ist regelmäßige harte Arbeit - eine Arbeit, durch die sie Interesse am Leben gewinnt. Megan ist viel zu alt, um ihre Tage mit Herumtreiben und Müßiggang zu verbringen.«

»Bis jetzt war es recht schwer für sie, irgend etwas zu tun« wandte ich ein. »Mrs. Symmington schien immer noch zu glauben, daß Megan erst zwölf Jahre alt sei.«

»Ich weiß. Ich hatte wenig Geduld mit Mrs. Symmingtons Haltung in dieser Sache. Freilich, jetzt ist sie tot, die Arme, man will also nichts Böses über sie sagen. Aber sie war die vollkommene Vertreterin des Typs, den ich »das unintelligente Hausfrauen« nenne. Bridge und Klatsch und ihre Kinder und sogar die hat sie fast ganz der kleinen Holland überlassen. Leider hab' ich nie sehr viel von Mrs. Symmington gehalten, obwohl ich natürlich die Wahrheit nicht ahnen konnte.«

»Die Wahrheit?« fragte ich scharf.

Miss Griffith errötete. »Dick Symmington tut mir entsetzlich leid. Daß alles bei der Totenschaukommission. so zutage gekommen ist, war furchtbar für ihn.«

»Aber Sie haben doch natürlich auch gehört, wie er sagte, daß kein wahres Wort an dem Brief sei - daß er davon fest überzeugt sei.«

»Natürlich hat er das gesagt. Das stimmt. Ein Mann muß für seine Frau eintreten. Nie hätte Dick anders gehandelt.« Sie hielt inne. Dann erklärte sie: »Sehen Sie, ich kenne Di Symmington schon seit langem.«

»Wirklich?« sagte ich »Ich verstand Ihren Bruder so, daß die Praxis erst vor ein paar Jahren gekauft hat.«

»Gewiß, aber Dick Symmington kam oft in die Gegend, wo wir früher wohnten. Ich kenne ihn schon seit Jahren.«

Neugierig betrachtete ich Aimée. Immer noch in diesem sanften Tonfall fuhr sie fort »Ich kenne Dick sehr genau ... Er ist ein stolzer Mann und sehr zurückhaltend. Aber er ist auch ein Mann, der sehr eifersüchtig werden könnte.«

»Das würde erklären, warum Mrs. Symmington Angst hatte, ihm den Brief zu zeigen oder ihm davon zu erzählen«, setzte ich ihr auseinander. »Sie fürchtete, er würde - da er ein eifersüchtiger Mensch ist - ihrem Leugnen keinen Glauben schenken.«

Miss Griffith warf mir einen zornigen und verächtlichen Blick zu. »Du lieber Gott«, fauchte sie. »Glauben Sie, eine Frau wird eine Portion Zyankali schlucken wegen einer Beschuldigung, die nicht wahr ist?«

»Der Kommissar hielt es immerhin für möglich. Auch Ihr Bruder —«

»Alle Männer sind gleich. Alle wollen den Schein wahren. Aber mich werden Sie nicht dazu bringen, diesen Unsinn zu glauben. Wenn eine unschuldige Frau einen schmutzigen anonymen Brief bekommt, dann lacht sie und wirft ihn weg. Das habe ich jedenfalls —« Sie brach ab, dann schloß sie: »Das hätte ich jedenfalls getan.«

Aber ich hatte die Pause und die Korrektur wohl bemerkt.

»Aha«, sagte ich freundlich, »Sie haben also auch so einen Brief bekommen?«

Sie zögerte einen Augenblick - dann errötete sie.

»Nun also - ja. Aber ich habe mir nichts daraus gemacht.«

»War er sehr scheußlich?« erkundigte ich mich teilnahmsvoll.

»Natürlich. Scheußlich sind diese Briefe immer. Ausbrüche eines Verrückten. Ich las nur ein paar Worte, um was es ging, und warf den Wisch stracks in den Papierkorb.«

»Sie haben nicht daran gedacht, ihn der Polizei zu bringen?«

»Damals nicht. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, sagte ich mir.«

Ich fühlte einen Drang in mir, zu sagen: »Kein Rauch ohne Feuer!« Aber ich hielt mich zurück.

»Haben Sie eine Ahnung von Megans finanzieller Lage?« erkundigte ich mich. »Es ist keine pure Neugier von mir. Ich möchte nur wissen, ob sie es nötig hat, möglichst sofort ihren Unterhalt zu verdienen.«

»Daß es unbedingt nötig ist, glaube ich eigentlich nicht. Ihre Großmutter, die Mutter ihres Vaters, hinterließ ihr, soviel ich weiß, eine kleine Rente. Und in jedem Fall würde sie bei Dick Symmington jederzeit ein Heim und Unterhalt finden, sogar wenn ihre Mutter - ihr nicht extra etwas ausgesetzt hat. Nein, hier geht es mehr um das Prinzipielle.«

»Was meinen Sie damit?«

»Arbeit, Mr. Burton. Nichts ist so wichtig und so gut für einen Menschen wie Arbeit - sei es Mann, Frau oder Mädchen.«

Ich erhob mich und nahm von meinem Schreibtisch ein Bild, das mich überallhin begleitete, eine Reproduktion meines liebsten chinesischen Gemäldes.

»Das war in einer chinesischen Ausstellung«, erzählte ich ihr, »es hat mich fasziniert. Darf ich vorstellen, dieses Bild heißt »Alter Mann genießt die Freuden des Müßiggangs«.«

Aimée Griffith blieb unbeeindruckt von meinem herrlichen Bild.

»Na ja, wir wissen ja alle, wie die Chinesen sind«, brummte sie.

»Es gefällt Ihnen nicht?«

»Ehrlich gesagt, nein. Ich interessiere mich leider nicht sehr für die Kunst. Ihre Haltung, Mr. Burton, ist typisch männlich. Der Gedanke an eine arbeitende Frau, an die Frau als Konkurrentin, ist Ihnen zuwider —«

Ich war verblüfft. Da hatte ich's ja mit einer Frauenrechtlerin zu tun.

»Ihnen scheint es unbegreiflich, daß auch Frauen Karriere machen wollen. Auch meinen Eltern schien es unbegreiflich. Ich wünschte mir so sehr zu studieren. Ich wollte Ärztin werden. Meine Eltern wollten nichts davon hören und mir das Studium nicht bezahlen. Für Owen jedoch zahlten sie bereitwillig alles. Und doch wäre ich ein besserer Arzt geworden als mein Bruder.«

»Das tut mir wirklich leid«, murmelte ich. »Das muß sehr hart für Sie gewesen sein. Wenn man etwas tun möchte, das —«

Sie fiel mir schnell ins Wort:

»Ach, jetzt bin ich darüber hinweg. Ich habe sehr viel Willenskraft. Mein Leben ist aktiv und ausgefüllt. Ich bin einer der glücklichsten Menschen von Lymstock. Immer schrecklich viel zu tun. Aber dieses dumme, altmodische Vorurteil, die Frau gehöre nur ins Haus, das bringt mich immer in Harnisch.«

»Es tut mir leid, wenn ich Sie verletzt habe«, entschuldigte ich mich. »Aber das ist eigentlich gar nicht mein Standpunkt. Und Megan kann ich mir überhaupt in einer hausfraulichen Rolle nicht vorstellen.«

»Ach nein, das arme Kind. Ich fürchte, sie wird in allem und jedem versagen. Ihr Vater, Sie wissen doch —«

»Alle Leute sagen immer ihr Vater« und senken die Stimme, und das ist alles. Was hat der Mann denn eigentlich angestellt? Lebt er noch?«

»Ich weiß wirklich nicht. Ich weiß, fürchte ich, überhaupt nichts Bestimmtes. Aber ganz entschieden war er ein übler Geselle. Im Gefängnis war er auch, glaube ich. Und er muß Zeichen starker Anomalie aufgewiesen haben. Deshalb würde es mich auch

nicht weiter überraschen, wenn Megan nicht ganz richtig im Oberstübchen wäre.«

»Megan ist durchaus im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte«, widersprach ich, »und, wie schon gesagt, ich halte sie für besonders intelligent. Der Ansicht ist auch meine Schwester. Joanna hat sie riesig gern.«

»Ich fürchte, Ihre Schwester muß es hier bei uns sehr langweilig finden«, lenkte Aimée ab.

Und bei diesen Worten entdeckte ich noch etwas anderes: Aimée Griffith konnte meine Schwester nicht ausstehen.

»Wir alle wundern uns darüber, daß Sie beide sich hier an solch einem weltfremden Ort begraben haben.«

Dies war eine Frage, und ich gab die Antwort.

»Ärztlicher Befehl. Ich sollte für einige Zeit irgendwo hingehen, wo es ganz still ist und wo niemals etwas passiert

Ich brach ab. Dann schloß ich: »Das kann man allerdings von Lymstock augenblicklich nicht behaupten.«

»Nein, nein, wahrhaftig nicht.«

Sie schien bekümmert und erhob sich, um zu gehen.

»Wissen Sie - das muß jetzt aufhören«, erklärte sie energisch, »- all diese Gemeinheiten! Das darf nicht so weitergehen.«

»Tut denn die Polizei nichts dagegen?«

»Ich glaube schon. Aber ich finde, wir sollten die Sache selbst in die Hand nehmen.«

»Wir sind in diesen Dingen nicht so versiert wie die Polizei.«

»Unsinn! Wir sind wahrscheinlich viel vernünftiger und intelligenter! Ein wenig Entschlossenheit - das ist alles, was dazu gehört.«

Sie verabschiedete sich abrupt und ging.

Als Joanna und Megan von ihrem Spaziergang heimkamen, zeigte ich Megan mein chinesisches Bild. Ihr Gesicht leuchtete auf.

»Himmlisch schön, nicht wahr?«

»Ja, das finde ich auch.«

Ihre Stirn zog sich zusammen, auf eine Art, die mir nun schon wohlbekannt war.

»Das ist aber eine schwere Sache, wie?«

»Der Müßiggang?«

»Nein, nicht der Müßiggang - aber die Freuden des Müßiggangs zu genießen. Dazu muß man sehr alt sein —«

Sie hielt inne.

»Dieser Mann ist ja alt«, wandte ich ein.

»Ich meine nicht alt auf diese Weise. Nicht ein alter Mensch. Ich meine alt in in ...«

»Du meinst, man muß eine hohe Kulturstufe haben, um zu derartigen Erkenntnissen zu gelangen - auf eine Stufe differenzierter, sublimiertester Geistigkeit. Ich glaube, Megan, ich werde deine Bildung vervollständigen, indem ich dir etwa hundert aus dem Chinesischen übersetzte Gedichte vorlese.«

13

Etwas später am gleichen Tag begegnete ich Symmington in der Stadt.

»Sind Sie damit einverstanden, daß Megan noch eine Weile bei uns bleibt?« erkundigte ich mich. »Sie leistet Joanna ein wenig Gesellschaft - meine Schwester fühlt sich manchmal etwas einsam hier, ohne ihre Freundinnen.«

»Ach - hm - ja, Megan? O ja, das ist sehr nett von Ihnen.«

Damals ergriff mich eine Antipathie gegen Symmington, die ich nie ganz überwinden konnte. Er hatte Megan offensichtlich vollkommen vergessen. Symmingtons völlige Indifferenz in allem, was seine Stieftochter betraf, wurmte mich außerordentlich.

»Was haben Sie mit ihr für Pläne?« fragte ich ihn.

»Mit Megan?« Er schien sehr verwundert. »'Nun, sie wird weiterhin daheim wohnen. Ich meine, es bleibt natürlich ihr Heim - selbstverständlich.«

14

Gerade als der Tee abgetragen wurde, erschien Emily Barton. Sie wollte mit uns über den Garten sprechen. Ungefähr eine halbe Stunde lang sprachen wir also über den Garten. Dann gingen wir wieder ins Haus zurück.

Als wir eintraten, senkte sie die Stimme und flüsterte:

»Ich hoffe, dieses Kind - die arme Kleine, ist nicht allzu verstört durch diese schrecklichen Geschichten?«

»Sie meinen den Tod ihrer Mutter?«

»Ja, natürlich, das auch. Aber eigentlich dachte ich an die - die unerfreulichen Nebenerscheinungen.«

Ich war neugierig. Ich wollte sehen, wie Miss Barton reagierte.

»Was halten Sie eigentlich davon? Beruht diese Beschuldigung auf Wahrheit?«

»Ach nein, nein, bestimmt nicht. Ich bin ganz sicher, daß Mrs. Symmington nie - daß es nicht -«, die kleine Miss Barton war rot und verwirrt, »- ich meine, es ist sicher erlogen, aber andererseits kann es natürlich eine Heimsuchung sein.«

»Eine Heimsuchung?« Ich starrte sie an.

Emily Bartons Gesicht war über und über rosig; sie glich mehr denn je einem Meißner Porzellanfigürchen.

»Ich kann nicht umhin zu denken, daß all diese schrecklichen Briefe, daß der Kummer und Schmerz, den sie verursacht haben, uns in einer gewissen Absicht zugesandt worden sind.«

»Die Briefe sind in einer gewissen Absicht gesandt worden, allerdings«, bestätigte ich grimmig.

»Das eine ist mir unverständlich: zu welchem Zweck schreibt ein Mensch solche Briefe? Und warum?«

»Aus purer Niedertracht.«

»Das finde ich sehr traurig.«

»Das finde ich nicht traurig, das finde ich verdammenswert.«
Die Röte war aus Miss Bartons Wangen gewichen. Jetzt war sie sehr bleich.

»Aber warum nur, Mr. Burton, warum? Was für ein Vergnügen kann ein Mensch daran finden?«

»Nichts, was Sie oder ich verstehen könnten - Gott sei Dank.«
Emily Barton senkte die Stimme.

»Man sagt, daß Mrs. Cleat - aber das kann ich wirklich nicht glauben.«

Ich schüttelte den Kopf. Erregt fuhr sie fort:

»Noch nie ist hier etwas Ähnliches passiert - niemals, soweit ich mich zurückerinnern kann. Es war so eine glückliche kleine Gemeinde. Was hätte meine liebe Mutter dazu gesagt? Ach, man muß dankbar sein, daß ihr dies alles erspart geblieben ist.«

»Sie haben doch nicht - eh - selbst so einen Wisch bekommen?«

Sie wurde dunkelrot.

»Oh nein - oh nein. Ich bitte Sie, das wäre ja entsetzlich. Oh!«

Ich entschuldigte mich hastig, sie jedoch verabschiedete sich mit immer noch verstörter Miene.

Ich ging ins Haus. Joanna stand vor dem Kamin im Wohnzimmer, in dem sie soeben ein Feuer entzündet hatte, denn die Abende waren noch kühl.

Sie hielt einen offenen Brief in der Hand.

Als ich eintrat, wandte sie rasch den Kopf.

»Jerry! Das hier hab' ich in unserem Briefkasten gefunden -es ist persönlich eingeworfen worden. Es beginnt: »Du angemalte Dirne ..

»Was steht sonst noch drin?«

Joanna schnitt eine Grimasse. »Der gleiche alte Quatsch.«

Sie warf den Brief ins Feuer. Mit einer schnellen Bewegung, die mir im Rücken wehtat, erwischte ich das Papier, knapp bevor es in Flammen aufging.

»Nicht doch«, wehrte ich, »wir könnten es noch brauchen.«

»Brauchen?«

»Für die Polizei.«

15

Am nächsten Morgen besuchte mich Oberinspektor Nash.

Gleich im ersten Augenblick faßte ich eine herzliche Sympathie für ihn. Er war einer der besten Vertreter seiner Gattung.

Hochgewachsen, soldatenhaft, mit ruhigen, nachdenklichen Augen und offenem, bescheidenem Wesen.

»Guten Morgen, Mr. Burton«, begann er. »Sie können sich wohl vorstellen, weshalb ich zu Ihnen komme.«

»Ja, ich glaube. Wegen dieser Briefgeschichte.«

Er nickte. »Wie ich höre, haben Sie auch einen erhalten?«

»Jawohl, kurz nachdem wir hierher kamen.«

»Was stand darin?«

Ich dachte eine Minute nach, dann wiederholte ich gewissenhaft und möglichst genau den Wortlaut des Briefes.

Mit unbewegtem Gesicht lauschte der Oberinspektor und gab kein Zeichen irgendwelcher Gemütsbewegung. Als ich geendet hatte, nickte er wieder.

»Sie haben diesen Brief nicht aufbewahrt, Mr. Burton?«

»Leider nein. Sehen Sie, ich glaubte, es sei nur ein einmaliger Bosheitsakt gegen uns Neuankömmlinge gewesen.«

Er murmelte nur kurz: »Schade.«

»Im übrigen«, ergriff ich wieder das Wort, »gestern hat meine Schwester noch einen erhalten. Ich konnte sie gerade noch daran hindern, ihn ins Feuer zu werfen.«

»Vielen Dank, Mr. Burton. Das war sehr vernünftig.«

Ich ging an meinen Schreibtisch und sperrte die Lade auf, in welche ich den Brief getan hatte. Er war - so dachte ich - für Miss Partridges neugierige Augen nicht geeignet. Jetzt übergab ich ihn Nash.

Er las ihn. Dann blickte er auf und fragte mich:

»Sieht dieser hier genauso aus wie der erste?«

»Ich glaube wohl - soweit ich mich erinnern kann.«

»Der gleiche Unterschied zwischen der Adresse auf dem Umschlag und der Schrift im Brief?«

»Jawohl«, versicherte ich, »die Adresse war mit Maschine geschrieben. Der Brief selbst bestand aus gedruckten Worten, die aus einem Zeitungsblatt geschnitten sein mußten.«

Nash nickte und steckte das Papier in die Tasche.

»Hätten Sie wohl etwas dagegen, mit mir ins Polizeibüro zu kommen, Mr. Burton? Wir könnten dort eine Besprechung abhalten. Das würde viel Zeit und Verwirrung ersparen.«

»Gewiß. Möchten Sie, daß ich jetzt gleich komme?«

»Wenn es Ihnen recht ist.«

Auf dem Polizeibüro fanden wir Symmington und Griffith bereits vor. Ich wurde einem großen Mann mit kräftigem Kinn vorgestellt, Inspektor Graves.

Inspektor Graves lächelte schmerzlich.

»Sie sind alle gleich, diese Fälle«, verkündete er mit tiefer, klagender Stimme. »Sie würden sich wundern. Die Ausdrücke in den Briefen und das, was sie sagen - alle gleich.«

»Wir hatten schon vor zwei Jahren so einen Fall«, warf Nash ein, »und dabei hat uns Inspektor Graves auch geholfen.«

Einige Briefe waren vor Graves auf dem Tisch ausgebreitet. Er hatte sie offenbar soeben untersucht.

»Die Schwierigkeit liegt immer darin, die Briefe von den Empfängern zu bekommen«, erklärte Nash. »Entweder werfen die Leute sie ins Feuer, oder sie geben gar nicht zu, ein solches Schreiben erhalten zu haben. Dummheit, verstehen Sie, und Angst, irgend etwas mit der Polizei zu tun zu haben.«

»Immerhin haben wir für den Anfang schon ganz nettes Material«, stellte Graves fest.

Nash holte den Brief, den ich ihm gegeben hatte, aus der Tasche und reichte ihn Graves hinüber.

»Ich glaube, wir haben jetzt genug, um damit etwas anzufangen«, meinte Inspektor Graves. »Und ich bitte Sie nur um eines, meine Herren: Sollten Sie noch mehr derartige Post bekommen, dann bringen Sie mir sie sofort. Auch wenn Sie von jemandem anderen derartiges hören sollten - besonders Sie, Herr Doktor, haben bei Ihren Patienten gewiß Gelegenheit - dann tun Sie, bitte, was Sie können, um die Leute dazu zu bestimmen, mit dem Zeug zu uns zu kommen. Bis jetzt habe ich —«, er blätterte mit dicken Fingern in den Beweisstücken, »einen an Mr. Symmington, erhalten vor zwei Monaten, einen an Dr. Griffith, einen an Miss Ginch, einen an Mrs. Mudge, die Frau des Metzgers, einen an Jennifer Clark, Barmädchen in den »Drei Kronens«, dann noch den einen den Mrs. Symmington zuletzt erhielt, und jetzt diesen hier an Miss Burton - ach ja, und einen hat mir noch der Bankdirektor gebracht.«

»Haben Sie sich schon eine bestimmte Meinung über den Schreiber gebildet?« erkundigte sich Symmington.

Graves räusperte sich und zog ein kleines Schriftstück hervor.

»Es gibt eine Reihe von Kennzeichen, die all diesen Briefen gemein sind. Ich werde sie aufzählen, meine Herren, für den Fall, daß sie Ihnen irgend etwas ins Gedächtnis rufen. Der Text dieser Briefe besteht aus Worten, die aus einzelnen Buchstaben zusammengesetzt wurden. (Es ist ein altes Buch, ungefähr aus dem Jahre 1830, will mir scheinen.) Offensichtlich ist dies geschehen, um der Gefahr aus dem Wege zu gehen, daß die Handschrift identifiziert werden könnte, was - wie die meisten

Leute wissen - heutzutage eine einfache Sache ist. Das sogenannte Verstellen einer Schrift nützt nichts, sobald ein guter Graphologe die Sache in die Hand nimmt. Auf den Briefbögen und den Kuverts finden sich keine Fingerabdrücke von bestimmtem Charakter. Das heißt, natürlich findet man die Spuren der Postbeamten und der Empfänger und noch andere verschiedene Fingerabdrücke, jedoch keine, die allen Briefen gemeinsam wären, woraus wir ersehen, daß die Person, die schrieb, vorsichtig genug war, Handschuhe zu tragen. Die Adressen sind mit einer Maschine, Marke Windsor 7, geschrieben, ein ziemlich abgebrauchtes Ding, auf welchem das a und das t aus der Zeile rutschen. Die meisten Briefe sind hier am Ort aufgegeben oder direkt in den Hausbriefkasten geworfen. Sie wurden von einer Frau geschrieben,, nach meiner Ansicht von einer Frau in mittleren Jahren oder älter und wahrscheinlich - wenn auch nicht bestimmt - unverheiratet.« Ein paar Minuten verharrten wir in respektvollem Schweigen.

Dann ergriff ich das Wort.

»Die Schreibmaschine ist Ihr bester Trumpf. Es dürfte nicht schwer sein, sie an einem kleinen Ort wie Lymstock zu finden.«

Inspektor Graves schüttelte traurig den Kopf. »Da irren Sie, Sir.«

»Die Schreibmaschine«, mischte sich Oberinspektor Nash ein, »ist leider eine allzu einfache Sache. Es ist eine alte Maschine aus Mr. Symingtons Büro, die er dem Frauenverein geschenkt hat; dort kann sie ohne weiteres jeder gebrauchen. Alle Damen hier gehen häufig in das Vereinshaus.«

»Kann man denn nichts aus dem - dem - Anschlag schließen? So nennt man das doch, nicht wahr?«

Wiederum nickte Graves.

»Jawohl, das kann man. Aber diese Adressen sind alle von jemandem geschrieben, der nur mit einem Finger getippt hat.«

»Also von jemandem, der das Maschinenschreiben nicht gewöhnt ist?«

»Nein, das möchte ich nicht behaupten. Es mag jemand gewesen sein, der sehr gut schreiben kann, aber nicht will, daß wir es bemerken.«

»Wer immer es gewesen sein mag - er war sehr schlau«, meinte ich nachdenklich.

»Sehr schlau, Sir, sehr schlau«, bekräftigte Graves. »Mit allen Wassern gewaschen.«

»Ich hätte nicht gedacht, daß eine dieser Bauernfrauen hier so viel Verstand und Raffinement besitzt«, gestand ich.

Graves hustelte.

»Ich habe mich wohl nicht deutlich ausgedrückt. Diese Briefe stammen von einer gebildeten Frau.«

»Was? Von einer Dame?«

Nash verstand sofort. Ihm bedeutet das Wort Dame noch etwas.

»Es muß nicht unbedingt eine Dame sein, bestimmt aber ist es keine Bauerin. Die sind hier fast alle sehr ungebildet, kennen keine Orthographie und können sich bestimmt nicht fließend ausdrücken.«

Ich schwieg, denn ich erschrak. Die Gemeinde war so klein. Unbewußt hatte ich mir die Schreiberin dieser Briefe als eine Mrs. Cleat vorgestellt oder als einen ähnlichen Typus, als eine boshafte, schlaue Schwachsinnige.

Symmington kleidete meine Gedanken in Worte:

»Damit wird ja der Kreis der Verdächtigen bis auf etwa ein halbes Dutzend Personen reduziert!«

»Stimmt.«

»Das kann ich nicht glauben.«

Dann blickte er starr vor sich hin und sagte mit einer gewissen Anstrengung, als wäre ihm selbst der Klang seiner Worte zuwider:

»Sie haben meine Aussage vor der Totenschaukommission gehört. Für den Fall, daß Sie glauben sollten, meine Angaben

wären von dem Wunsch bestimmt, das Andenken meiner Frau reinzuhalten, möchte ich hier meiner festen Überzeugung Ausdruck geben, daß die Anschuldigungen, die jener Brief an meine Frau enthielt, durchaus falsch sind. Ich weiß, daß sie falsch sind. Meine Frau war sehr zartfühlend und - eh - ja, man könnte sie in gewissem Sinn prude nennen. Ein solcher Brief mußte ihr einen furchtbaren Schock versetzen. Und sie war in einem schlechten Gesundheitszustand.«

Sofort gab Graves zurück:

»Das kann alles stimmen, Mr. Symmington. Keiner dieser Briefe beweist intimere Einblicke in die Verhältnisse. Es sind alles nur blinde Beschuldigungen. Erpressungsversuche wurden nicht gemacht. Und es scheint sich hier auch nicht um religiösen Wahnsinn zu handeln, womit wir ja des öfteren zu tun bekommen. Hier ist nur Sexualität und Bosheit im Spiel! Und dies wird uns brauchbare Richtlinien geben auf der Suche nach der Hand, die das geschrieben hat.«

Symmington erhob sich. So trocken und temperamentlos der Mann sonst war, jetzt zitterten seine Lippen. »Ich hoffe, Sie finden sie bald diese »Schattenhand«, diese Teufelin, die jenen Brief geschrieben hat. Sie hat meine Frau ermordet - so gewiß, als hätte sie ihr ein Messer ins Herz gestoßen.« Er brach ab. »Wie mag ihr wohl jetzt zumute sein - der Mörderin?« Diese Frage blieb jedoch unbeantwortet, und er verließ den Raum.

»Wie ist ihr zumute, Griffith?« fragte ich. Die Antwort schlug in sein Gebiet, wie mir schien.

»Weiß Gott. Vielleicht bereut sie. Andererseits ist es möglich, daß Mrs. Symmingtons Tod ihrem Wahn neue Nahrung gibt.«

»Hoffentlich nicht.« Mich schauderte ein wenig. »Denn wenn dem so wäre, dann wird sie —«

Ich zögerte, und Nash sprach den Satz für mich zu Ende.

»Dann wird sie es noch einmal versuchen? Das wäre das Beste, was uns passieren könnte, Mr. Burton. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, vergessen Sie das nicht.«

»Sie wäre ja toll, wenn sie es jetzt noch weiter treiben würde«, rief ich aus.

»Sie wird es weiter treiben«, prophezeite Graves. »So machen sie es immer. Es ist ein Laster wie jedes andere. Man kann nicht davon lassen.«

Entsetzt schüttelte ich den Kopf. Dann fragte ich, ob man mich noch nötig habe. Ich wollte hinaus an die frische Luft.

»Es gibt weiter nichts für Sie, Mr. Burton', sagte Nash. »Halten Sie nur Ihre Augen offen, und machen Sie möglichst viel Propaganda für uns, das heißt, drängen Sie die Leute dazu, jeden Brief sofort abzuliefern.«

Ich nickte. »Ich glaube, daß jeder hier am Ort nunmehr so ein schmutziges Machwerk bekommen hat.«

»Ob das wohl stimmt?« Graves legte den Kopf ein wenig zur Seite und fragte mich: »Wissen Sie von irgend jemandem ganz bestimmt, daß er keinen anonymen Brief bekommen hat?«

»Eine komische Frage! Die ganze Bevölkerung wird mich doch nicht zu ihrem Vertrauten machen.«

»Nein, nein, Mr. Burton, das habe ich nicht gemeint. Ich mochte nur fragen, ob Sie irgendeine Person kennen, von der Sie mit absoluter Bestimmtheit wissen, daß sie keinen derartigen Brief erhalten hat.«

»Nun, ehrlich gestanden -«, ich zögerte, »ich kenne so jemanden, in gewissem Sinn.«

Und ich wiederholte mein Gespräch mit Emily Barton und erzählte, was sie mir gesagt hatte.

Mit steinernem Gesicht hörte Graves zu und meinte: »Das kann sich noch einmal nützlich erweisen. Ich will es mir notieren.«

Ich trat mit Owen Griffith zusammen hinaus in die Nachmittagssonne. Auf der Straße angelangt, fluchte ich laut.

»Ist das ein Ort für einen kranken Mann, der herkommt, um in der Sonne zu liegen und seine Wunden zu heilen? Es ist voll von schwärendem Gift, dieses Dorf - und sieht dabei so friedlich aus und so unschuldig wie der Garten Eden.«

»Und selbst dort«, warf Owen trocken ein, »selbst dort war die Schlange.«

»Sagen Sie doch mal, Griffith, wissen diese Männer etwas? Haben Sie irgendeine Vermutung?«

»Ich weiß nicht. Die Polizei hat eine wundervolle Technik: anscheinend sind sie so offenherzig, und dabei verraten sie einem gar nichts.«

»Ja. Nash ist ein netter Bursche.«

»Und dabei sehr tüchtig.«

»Wenn jemand hier im Dorf übergeschnappt ist, dann sollten Sie es doch wissen«, meinte ich vorwurfsvoll.

Griffith schüttelte den Kopf. Er schien entmutigt. Und mehr als das - er schien verstört. Ich fragte mich, ob er wohl irgendeinen Verdacht hege.

Wir waren die Hauptstraße entlanggegangen. Ich blieb vor dem Haus der Grundstücksagentur stehen.

»Ich glaube, der zweite Teil meiner Miete ist fällig - im voraus zu zahlen. Ich hätte gute Lust, sie zu zahlen, mich mit Joanna sofort davonzumachen und den Rest der Pachtsumme verfallen zu lassen.«

»Gehen Sie nicht fort«, bat Owen. »Warum nicht?«

Er antwortete nicht. Nach einem Augenblick sagte er nachdenklich:

»Nun ja - Sie haben schließlich recht. Lymstock ist augenblicklich kein gesunder Aufenthalt. Es könnte ihnen schaden - oder Ihrer Schwester.«

»Nichts kann Joanna schaden«, lächelte ich. »Sie ist zäh. Ich bin der Schwächere von uns beiden. Diese Geschichte macht mich ganz krank.«

»Sie macht sogar mich krank«, seufzte Owen. Ich öffnete die Tür der Agentur.

»Aber fortgehen werde ich doch nicht«, versprach ich. »Neugier ist stärker als Kleinmut. Ich will die Lösung wissen.«

Ich trat ein.

Eine Frau stand von der Schreibmaschine auf und kam mir entgegen. Sie hatte krauses Haar und ein einfältiges Lächeln, aber ich fand sie immer noch intelligenter als das junge Ding mit der Brille, das früher in diesem Büro gewesen war.

In der nächsten Minute kam sie mir bekannt vor. Es war Miss Ginch, Symmingtons frühere Sekretärin.

»Sie waren doch früher bei Galbraith & Symmington angestellt, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja, ja, gewiß. Aber ich dachte, es sei besser für mich zu gehen. Dies hier ist ein ganz guter Posten, wenn auch nicht so gut bezahlt. Aber es gibt wertvollere Dinge als Geld, finden Sie nicht?«

»Fraglos«, gab ich zu.

»Diese entsetzlichen Briefe«, lispelte Miss Ginch, »ich selbst habe einen ganz fürchterlichen bekommen. Über mich und Mr. Symmington - oh, grauenvoll! Die gräßlichsten Dinge standen da drin! Ich kenne meine Pflicht und brachte den Brief zur Polizei - wenn das auch nicht gerade sehr angenehm für mich war.«

»Nein, gewiß nicht, sogar sehr unangenehm.«

»Aber dort hat man mir gedankt und hat gesagt, ich habe recht getan. Aber ich hatte das Gefühl, wenn die Leute nun mal über mich klatschen - und sie müssen ja über mich geklatscht haben, denn woher hätte der Briefschreiber sonst solche Einfälle hernehmen sollen? - dann muß ich auch den geringsten Anschein eines Unrechts vermeiden, wenn auch nie das geringste zwischen Mr. Symmington und mir vorgefallen ist.«

Ich war ziemlich verlegen.

»Nein, nein, natürlich nicht.«

»Aber die Menschen haben so böse Gedanken. Ja, Gott sei's geklagt, so böse Gedanken!«

Obwohl ich nervös versuchte, Miss Ginchs Blick auszuweichen, begegnete ich ihm dennoch. Und da machte ich eine höchst peinliche Entdeckung.

Miss Ginch hatte ihre helle Freude an der ganzen Sache.

Ich war heute schon einmal jemandem begegnet, der auf die anonymen Briefe freudig reagiert hatte. Inspektors Graves' Entzücken war fachmännischer Natur gewesen. Miss Ginchs Vergnügen aber fand ich nur irritierend und widerwärtig.

Ein Einfall durchzuckte mich.

Hatte Miss Ginch diese Briefe selbst geschrieben?

16

Als ich heimkam, saß Mrs. Calthrop da und sprach mit Joanna. Ich fand, sie sehe fahl und krank aus.

»Das war ein schrecklicher Schock für mich, Mr. Burton«, begann sie. »Armes Ding, armes Ding!«

»Jawohl«, stimmte ich ihr zu. »Ein schrecklicher Gedanke, daß jemand so weit getrieben wurde, sich das Leben zu nehmen.«

»Ach, Sie meinen Mrs. Symmington?«

»Sie nicht?«

Mrs. Dane Calthrop schüttelte den Kopf.

»Natürlich tut sie einem leid, aber es hat ja auf jeden Fall so kommen müssen, nicht wahr?«

»Mußte es wirklich so kommen?« warf Joanna trocken ein. Mrs. Dane Calthrop wandte sich ihr zu.

»Davon bin ich überzeugt, meine Liebe. Wenn man im Selbstmord das Mittel sieht, einer Heimsuchung zu entfliehen, dann kommt es nicht allzusehr darauf an, was für eine Heimsuchung den letzten Anstoß gibt. Wann immer sie gezwungen gewesen wäre, einem peinlichen Ereignis entgegenzutreten, hätte sie dasselbe getan. Worauf es ankommt, ist, daß sie eben so veranlagt war. Man konnte es bei ihr nicht vermuten. Ich hielt sie immer für eine selbstsüchtige, ziemlich dumme Frau, die mit beiden Füßen im Leben steht. Keineswegs ein Typ, der leicht

den Kopf verliert, sollte man meinen - aber mir kommt es jetzt langsam zum Bewußtsein, wie wenig ich wirklich von all den Menschen hier weiß.«

»Ich bin noch immer neugierig, wen Sie vorher gemeint haben, als Sie »armes Ding« sagten«, ließ ich mich vernehmen.

Sie starrte mich an. »Die Frau, die diese Briefe schreibt.«

»Das finde ich nicht«, entgegnete ich kühl. »Da wäre unser Mitleid wahrhaft verschwendet.«

Mrs. Dame Calthrop beugte sich n und legte ihre Hand auf mein Knie.

»Aber verstehen Sie's denn nicht - fühlen Sie's denn nicht? Gebrauchen Sie doch Ihre Phantasie! Bedenken Sie, wie verzweifelt, wie tief unglücklich jemand sein muß, um sich hinzusetzen und solche Dinge zu schreiben. Wie einsam, wie abgeschnitten von jeder menschlichen Gemeinschaft. Darum mache ich mir ja solche Vorwürfe. Ein Mensch in dieser Gemeinde ist so tief im Unglück - und ich hatte keine Ahnung davon. Aber ich hätte es wissen müssen. Man kann sich nicht tätlich einmischen - das tue ich nie. Aber dieses dunkle, geheime Unglücklichsein - das ist wie eine Blutvergiftung an der Hand, und der Arm ist schon ganz schwarz und geschwollen. Könnte man einen Schnitt machen und das Gift herauslassen, dann würde es ganz gefahrlos abfließen.«

Sie stand auf, um zu gehen.

Ich konnte ihr nicht zustimmen. Ich hatte keinerlei Sympathie für die Schreiberin unserer anonymen Briefe. Aber ich fragte neugierig:

»Haben Sie irgendeine Vorstellung, Mrs. Calthrop, wer diese Frau sein mag?«

Sie wandte mir ihre schönen, erstaunten Augen zu.

»Ja, ich kann es erraten. Aber ich kann mich ja auch irren, nicht wahr?«

Leichtfüßig schritt sie zur Tür hinaus, steckte ihren Kopf aber noch einmal ins Zimmer und rief:

»Sagen Sie mir doch, warum haben Sie nicht geheiratet, Mr. Burton?«

Von jedem anderen wäre das taktlos gewesen. Bei Mrs. Dane Calthrop hatte man jedoch das Gefühl, daß dieser Einfall ihr ganz plötzlich gekommen sei und daß sie die Antwort wirklich gerne hören wollte.

»Wollen wir sagen, weil ich noch nicht die richtige Frau getroffen habe«, erwiderte ich leicht ironisch.

»Das können wir wohl sagen«, gab Mrs. Dane Calthrop zu, »aber es ist keine sehr gute Antwort; denn so viele Männer haben ja bekanntlich die falsche Frau geheiratet.«

Und diesmal ging sie wirklich.

»Weißt du, ich glaube tatsächlich, sie ist verrückt«, gestand Joanna, »aber ich mag sie gern. Die Dorfleute hier haben Angst vor ihr.«

»Ich auch - ein bißchen.«

»Weil man nie wissen kann, was jetzt kommt?«

»Ja. Und es liegt oft eine großartige Rücksichtslosigkeit in ihren Aussprüchen.«

Nachdenklich fragte Joanna: »Glaubst du wirklich, daß die Person, die das Zeug geschrieben hat, so unglücklich ist?«

»Was weiß ich, was dieses verdammte Geschöpf denkt oder fühlt! Und es ist mir auch egal. Ihre Opfer tun mir leid.«

Jetzt erscheint es mir seltsam, daß wir in unseren Vermutungen über den Seelenzustand der »Schattenhand« nicht an das Nächstliegende gedacht haben. Griffith hatte sie sich triumphierend vorgestellt. Ich war der Ansicht, sie müsse Gewissensbisse empfinden - Schrecken über die Wirkung ihrer Tat. Mrs. Dane Calthrop sah sie als leidendes Wesen.

Aber die selbstverständlichsste, die unvermeidliche Reaktion haben wir nicht bedacht - oder vielleicht sollte ich sagen: habe ich nicht bedacht. Diese Reaktion war: Angst.

Denn durch den Tod von Mrs. Symmington waren die Briefe von einer Kategorie in die andere übergegangen. Wie die Rechtslage war, weiß ich nicht - wahrscheinlich wußte das Symmington besser -, eines aber war sicher: da er einen Todesfall verursacht hatte, war der Briefschreiber in einer weit ernsteren Situation als bisher. Jetzt konnte keine Rede mehr davon sein, die ganze Sache als einen Scherz abzutun, wenn die »Schattenhand« einmal entdeckt würde. Die Polizei war in Aktion getreten, ein Spezialist von Scotland Yard half mit.

Jetzt war es lebenswichtig für den anonymen Autor, anonym zu bleiben.

War man also zu dem Schluß gelangt, daß Angst nunmehr die Haupttriebfeder war, dann mußten notwendigerweise noch andere Ereignisse folgen. Für diese Möglichkeiten war ich ebenfalls blind. Und doch lagen sie so klar zutage.

17

Am nächsten Morgen kamen Joanna und ich ziemlich spät zum Frühstück. Das heißt, spät für Lymstocker Begriffe. Es war halb zehn. Zu meinem Ärger stand Aimée Griffith auf der Schwelle und sprach mit Megan.

Mit ihrer gewohnten herzhaften Zungenfertigkeit begrüßte sie meine Schwester und mich.

»Hallo, ihr beiden Faulpelze! Ich bin schon seit Stunden auf.. Das war natürlich ihre eigene Angelegenheit Ein Arzt muß ohne Zweifel schon zeitig am Morgen frühstücken, und eine pflichtbewußte Schwester ist dazu da, ihm den Tee oder den Kaffee einzugießen. Aber das ist keine Entschuldigung daß man seine schlafbedürftigen Nachbarn überfällt und stört. Halb zehn Uhr ist keine Stunde für einen Morgenbesuch.

Megan schlüpfte ins Haus zurück und in das Eßzimmer, wo sie, wie ich vermutete, beim Frühstück unterbrochen worden war.

»Ich habe gesagt, ich will nicht hineingehen., erklärte Aimée Griffith. »Ich wollte nur Miss Burton fragen, ob sie vielleicht etwas Gemüse übrig hat, für unsere Rot-Kreuz-Bude an der Hauptstraße. Wenn Sie etwas haben, dann werde ich Owen bitten, es im Wagen abzuholen..

»Sie sind schon sehr früh unterwegs«, bemerkte ich.

»Der frühe Vogel fängt den Wurm., lachte Aimée, »um diese Tageszeit trifft man die Leute am ehesten daheim. Von hier aus gehe ich zu Mr. Pye. Und heute nachmittag muß ich nach Brenton. Pfadfinderinnentreffen ...«

»Ihre Energie macht mich ganz müde«, klagte ich. In diesem Augenblick läutete das Telefon, und ich zog mich zurück, um es abzunehmen. Ich hörte gerade noch, wie Joanna ziemlich unsicher etwas von Rhabarber murmelte und von Bohnen, und so ihre ganze Ahnungslosigkeit in bezug auf unseren Gemüsegarten bloßstellte.

»Hallo?«, sprach ich ins Telefon.

Ein wirres Geräusch tiefer Atemzüge kam vom anderen Ende des Drahtes her, und eine unsichere weibliche Stimme sagte:

»Oh!«

»Hallo?« rief ich nochmals ermutigend.

»Oh«, kam es nochmals zurück. Und dann mit gutturalen Tönen: »Ist dort - ich meine - ist dort das »Waldheim«?«

»Hier ist das »Waldheim«,«

»Oh!« Dann kam die schüchterne Frage: »Könnte ich vielleicht Miss Partridge sprechen? Nur einen Augenblick!«

»Gewiß, wer ist denn dort?«

»Oh. Hier ist Agnes. Sagen Sie ihr das, ja? Agnes Waddle.«

Ich legte den Hörer auf den Tisch und rief die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo ich die Partridge herumwirtschaften hörte.

»Miss Partridge! Miss Partridge!«

Die Partridge erschien am Ende der Treppe, einen langen Besen in der Hand. »Ja, Sir?«

»Agnes Waddle möchte Sie am Telefon sprechen.«

»Verzeihung, Sir, wie bitte?«

Ich erhob die Stimme. »Agnes Waddle!.

Ich habe diesen Namen so geschrieben, wie ich ihn am Telefon verstanden hatte. Von jetzt an schreibe ich ihn, wie er tatsächlich lautet.

»Agnes Woddel - was, um Himmels willen, kann die denn wollen?«

Völlig aus der Fassung gebracht, stellte Miss Partridge den Besen fort und raste die Treppe herunter.

Ich zog mich diskret in das Eßzimmer zurück, wo Megan gebratene Nieren und Schinken verschlang. Megan hatte im Gegensatz zu Aimée durchaus keine strahlende Morgenlaune. Im Gegenteil, sie beantwortete meinen Gruß nur mürrisch und fuhr schweigend zu essen fort.

Ich öffnete die Zeitung. Nach ein paar Minuten erschien Joanna mit etwas verstörtem Gesicht

»Uff« stöhnte sie. »Ich bin so müde. Und ich glaube, ich habe mich mit meiner Ahnungslosigkeit, was wann wächst, furchtbar blamiert. Gibt's denn um diese Jahreszeit wirklich keine Kletterbohnen?«

»August«, brummte Megan.

»Aber in London hat man sie doch immer«, verteidigte sich Joanna.

»Das sind Konserven, Närrchen«, lachte ich.

Joanna schälte nachdenklich eine Orange und plauderte dabei:

»Ich möchte wissen, wie man sich fühlt, wenn man so ist wie Aimée Griffith - die ganze Zeit platzend vor Gesundheit und Kraft und Lebensfreude. Glaubst du, sie ist jemals müde oder deprimiert oder - oder sehnsüchtig?«

Ich sagte, ich sei ganz überzeugt, daß Aimée Griffith niemals Sehnsucht habe. Und dann folgte ich Megan durch die offene Fenstertüre hinaus auf die Veranda.

Wie ich so dastand und meine Pfeife stopfte, hörte ich Miss Partridge aus dem Vorraum ins Eßzimmer treten und sagen:

»Ich muß um Entschuldigung bitten, Miss, daß ich angerufen wurde. Das heißt, die junge Person; die sich das erlaubt hat, sollte besser Bescheid wissen. Ich habe niemals die schlechte Gewohnheit gehabt, das Telefon zu benutzen oder meinen Freundinnen zu erlauben, mich anzurufen, und es tut mir sehr leid, daß dies vorgefallen ist und daß der Herr den Anruf abnehmen mußte und alles.«

»Aber, liebe Partridge, das macht gar nichts«, beruhigte sie Joanna. »Warum sollten denn Ihre Freundinnen das Telefon nicht benützen, wenn sie einmal mit Ihnen sprechen wollen?«

Ich fühlte, obwohl ich es nicht sehen konnte, wie sich das Gesicht der Alten noch mehr verschloß, als sie kalt erwiderte:

»So etwas ist nicht Sitte hier im Haus und ist auch niemals üblich gewesen. Miss Emily würde es nie erlauben. Und wie ich schon sagte, ich bedaure, daß es vorgekommen ist. Aber Agnes Woddell, das Mädchen, das sich das herausgenommen hat, war verzweifelt, und jung ist sie auch und weiß nicht, was sich schickt. Sie war hier unter mir im Dienst. Sechzehn war sie damals und kam direkt aus dem Waisenhaus. Und sehen Sie, Miss, da sie kein Heim hat und keine Mutter und keine Verwandten, mit denen sie sich beraten könnte, hat sie sich angewöhnt, mit allem zu mir zu kommen.«

»Ja?« fragte Joanna und wartete.

»So nehme ich mir also die Freiheit, Miss, Sie zu fragen, ob Sie wohl erlauben würden, daß Agnes heute nachmittag zum Tee zu mir in die Küche kommt. Sie hat heute ihren freien Nachmittag, sehen Sie, und sie hat etwas auf dem Herzen, worüber sie mich um Rat fragen will. Sonst würde ich nicht im Traum daran denken, Sie um so etwas zu bitten.«

Erstaunt warf Joanna ein: »Aber warum sollte denn nicht jemand Tee bei Ihnen trinken?«

Da richtete sich Miss Partridge hoch auf, so daß Joanna mir später erzählte, sie hätte wirklich imposant gewirkt, als sie verkündete: »So etwas war niemals Sitte hier im Haus, Miss. Die alte Mrs. Barton gestattete niemals Besucher in der Küche, außer an den Tagen, an denen wir Ausgang hatten, in welchem Fall wir Freundinnen empfangen durften, - anstatt auszugehen, aber abgesehen davon, an gewöhnlichen Tagen: nein. Und Miss Emily hält es so, wie es von jeher gehalten wurde.«

Joanna ist immer sehr nett zu den Dienstleuten, und die meisten haben sie sehr gern. Aber es ist ihr nie gelungen, bei Miss Partridge das Eis zu brechen.

»Es nützt nicht,, mein liebes Kind«, erklärte ich ihr, als sie zu mir auf die Veranda trat. »Deine Freundlichkeit und Nachsicht werden nicht geschätzt.«

»Heute habe ich überhaupt nichts als Mißerfolg. Verachtet von unserer Aimee wegen Unwissenheit im Gemüsereich. Über die Achsel angesehen von der Partridge, weil ich mich benehme wie ein menschliches Wesen. Jetzt gehe ich hinaus in den Garten und esse Würmer.«

»Megan ist schon dort«, bemerkte ich.

Denn Megan war vor ein paar Minuten davongewandert und stand nun müßig inmitten des Rasens, wobei sie einem nachdenklichen Vogel, der auf Futter wartet, nicht unähnlich sah. Jetzt kam sie aber auf uns zu und erklärte unvermittelt:

»Hört mal, heute muß ich heim ...«

»Was?« Ich war fassungslos.

Sie errötete, sprach jedoch mit nervöses Entschlossenheit weiter:

»Es war schrecklich nett von Ihnen, mich hier aufzunehmen, und ich war wahrscheinlich furchtbar lästig, aber ich habe mich sehr glücklich hier gefühlt, nur muß ich jetzt wieder nach Hause gehen, denn schließlich und endlich, na ja, es ist doch mein Heim, und man kann nicht ewig fortbleiben, so glaube ich also, ich gehe am besten schon heute vormittag.«

Joanna und ich versuchten beide, sie von ihrem Entschluß abzubringen, sie war jedoch unerschütterlich. Schließlich holte Joanna den Wagen aus der Garage, Megan ging in ihr Zimmer hinauf und kam einige Minuten später mit ihren Habseligkeiten wieder herunter.

Die einzige Person, die sich über diesen plötzlichen Abschied freute, schien unsere Partridge zu sein; auf ihrem grimmigen Antlitz lag beinahe ein Lächeln. Sie hatte Megan nie besonders gemocht.

Ich stand inmitten des Rasens, also Joanna zurückkam.

Sie fragte mich, ob ich glaube, ich sei eine Sonnenuhr.

»Warum?«

»Du stehst so da. Nur kann man auf dir nicht die Inschrift:

»Mach es wie die Sonnenuhr - zähl die heitren Stunden nur«, anbringen. Du siehst eher nach Gewitter aus!«

»Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt Zuerst Aimée Griffith - und dann dieser Aufbruch von Megan. Ich wollte sie auf einen Spaziergang zum Buchenplatz mitnehmen.«

»Mit Halsband und Leine, nicht wahr?« warf Joanna hin.

»Was?«

Während Joanna sich nach dem Gemüsegarten hin entfernte, wiederholte sie laut und deutlich:

»Ich habe gesagt: »Mit Halsband und Leine, nicht wahr? Du bist wie ein Herr, der sein Hündchen verloren hat. Daher kommt deine schlechte Laune!«

18

Ich muß zugeben, ich war verärgert durch die Plötzlichkeit, mit der Megan uns verlassen hatte. Vielleicht war es ihr bei uns mit einem Male langweilig geworden.

Schließlich war unser Haus nicht besonders amüsant für ein junges Mädchen. Bei sich daheim hatte sie immerhin die Kinder und Elsie Holland.

Ich hörte Joanna zurückkommen und bewegte mich hastig vom Fleck, um sie an weiteren unhöflichen Bemerkungen über Sonnenuhren zu verhindern.

Owen Griffith kam kurz vor dein Mittagessen mit seinem Wagen, und der Gärtner erwartete ihn bereits mit dem versprochenen Gemüse.

Während der alte Adams Grünzeug im Wagen verstaute, nahm ich Owen zu einem Apéritif ins Haus mit. Er wollte nicht zum Essen bleiben.

Als ich mit dem Sherry ins Zimmer kam, merkte ich, daß Joanna wieder mal ihr altes Spiel begonnen hatte.

Jetzt gab es keine Zeichen der Antipathie mehr. Sie saß da, in die Sofaecke geschmiegt, und schnurrte buchstäblich; sie fragte Owen über seine Arbeit aus, ob er gerne praktischer Arzt sei oder ob er nicht lieber ein Spezialist wäre? Und sie fand, ein Arzt zu sein, sei das faszinierendste was es in der Welt gebe.

Man mag gegen Joanna sagen, was man will, aber sie ist eine herrliche, eine gottbegnadete Zuhörerin. Und nachdem sie schon gar manchem Genie zugehört hatte, das ihr klagte, wie sehr es unterschätzt würde, bedeutete ihr das Anhören von Owens Ergüssen leichte Arbeit. Als wir beim dritten Glas Sherry angelangt waren, schilderte Griffith ihr einige merkwürdige Symptome mit derartig wissenschaftlichen Ausdrücken, daß kein Mensch - außer einem Kollegen - ein Wort hätte verstehen können.

Joanna machte ein intelligentes, außerordentlich interessiertes Gesicht.

Ich fühlte eine plötzliche Wut aufsteigen. Es war wirklich unerhört von Joanna. Griffith war ein zu guter Junge, als daß man mit ihm Katz und Maus spielen durfte.

Dann aber warf ich einen Blick auf Griffiths Profil auf sein kräftiges, eigenwilliges Kinn und die herrische Linie seiner Lippen, und da war ich nicht mehr ganz so sicher, daß Joanna hier ihren Willen durchsetzen würde.

Dann flötete Joanna:

»Überlegen Sie sich's doch noch einmal! Bleiben Sie doch zum Essen bei uns, Dr. Griffith!«

Und Griffith wurde ein wenig rot und beteuerte, er würde gerne bleiben, nur erwarte ihn seine Schwester —

»Wir werden sie anrufen und ihr's erklären«, fiel ihm Joanna rasch ins Wort und eilte in den Vorraum, ans Telefon. Griffith sah ein wenig unbehaglich drein. Mir ging es durch den Sinn, daß er vielleicht vor seiner Schwester ein bißchen Angst habe.

Joanna kam lächelnd zurück und berichtete, daß alles in Ordnung sei.

Und Owen Griffith blieb zum Mittagessen und schien sich außerordentlich wohl zu fühlen. Wir sprachen über Bücher und Theaterstücke und über Politik und Musik und Malerei und moderne Architektur.

Über Lymstock sprachen wir überhaupt nicht. Auch nicht über anonyme Briefe oder über Mrs. Symingtons Selbstmord. Als er fort war, wandte ich mich an Joanna:

»Dieser Bursche ist zu gut für deine Tricks und Mätzchen.«

»So? Findest du?« wehte sich Joanna. »Ihr Männer haltet doch immer zusammen!«

»Warum wirfst du deine Netze nach ihm aus, Joanna? Gekränkte Eitelkeit?«

»Vielleicht«, entgegnete meine Schwester.

An diesem Nachmittag waren wir bei Miss Emily Barton im Dorf eingeladen.

Wir schlenderten zu Fuß hin; denn jetzt fühlte ich mich schon stark genug, auf dem Rückweg die Anhöhe zu überwinden.

Wir hatten wohl mit zu viel Zeit für den Weg gerechnet und kamen nun zu früh. Eine große, grobknochige Frau mit grimmigem Gesichtsausdruck öffnete uns die Türe und teilte uns mit, daß Miss Barton noch nicht da sei.

»Sie erwartet Sie aber, das weiß ich. Wenn Sie also vielleicht heraufkommen wollen ...«

Dies war offenbar »meine treue Florence«.

Wir folgten ihr die Treppe hinauf. Sie öffnete eine Türe und geleitete uns in ein gemütliches Wohnzimmer, das vielleicht nur ein wenig überfüllt war. Einige Möbel waren wohl aus dem »Waldheim« hergebracht worden.

Die Frau war sichtlich stolz auf das Zimmer. »Schön, nicht wahr?« fragte sie.

»Wunderschön«, bekräftigte Joanna mit Wärme.

»Ich mache es ihr so angenehm, wie ich nur kann. Nicht daß ich so für sie sorgen könnte, wie ich gern möchte und wie es sich für sie gehören würde! Sie sollte in Ruhe und Behagen in ihrem eigenen Haus sitzen - und nicht hinausgedrängt sein, in ein möbliertes Zimmer!«

Florence, offenbar ein arger Drache, schaute vorwurfsvoll von einem zum anderen. Ich hatte das Gefühl, daß heute nicht gerade ein besonderer Glückstag für uns war. Miss Griffith sowie unsere Partridge hatten auf die arme Joanna losgehackt, und nun hackte diese bissige Florence auf uns beide los.

»Stubenmädchen war ich dort, fünfzehn Jahre lang«, fügte sie noch hinzu.

Gereizt durch die Ungerechtigkeit des alten Faktotums wehrte sich Joanna:

»Wissen Sie, Miss Barton wollte das Haus doch vermieten. Sie hat die Agentur damit beauftragt.«

»Gezwungenermaßen«, knurrte Florence. »Und sie - die so sparsam und vorsichtig gelebt hat! Aber die Regierung kann nicht einmal so eine Frau in Ruhe lassen. Muß immer ihr Pfund Fleisch herausschneiden!«

»Leider sind wir heutzutage alle in dieser Weise betroffen«, warf ich ein. Aber die alte Dienerin war nicht zu besänftigen.

»Das mag noch dahingehen, für solche, die sich durchschlagen können - aber nicht für sie. Sie muß gehegt und gepflegt werden, und solange sie bei mir ist, will ich schon dafür sorgen, daß keiner sie übervorteilt oder kränkt oder ihr sonst zu nahe tritt. Für Miss Emily tue ich alles!«

Sie starrte uns einen Moment an, um uns das Gesagte gründlich einzuprägen. Hierauf verließ die unzähmbare Florence das Zimmer und schloß sorgfältig die Türe hinter sich.

»Fühlst du dich auch wie ein Blutsauger, Jerry?« erkundigte sich Joanna. »Ich fühle mich absolut so. Was ist nur los mit uns?«

»Wir sind heute offenbar kein sehr erfolgreiches Geschwisterpaar«, seufzte ich. »Megan hat genug von uns bekommen, die Partridge ist mit mir unzufrieden, die treue Florence ist mit uns beiden unzufrieden«

»Ich möchte wissen, warum Megan wirklich gegangen ist«, murmelte Joanna.

»Wir sind ihr langweilig geworden.«

»Das glaube ich absolut nicht. Ich frage mich - glaubst du, Jerry, Aimée Griffith könnte ihr etwas gesagt haben?«

»Du meinst heute morgen, als sie sich vor der Türe unterhielten?«

»Ja. Sie hatten natürlich nicht viel Zeit, aber —«

»Aber diese Person hat eine Durchschlagskraft wie eine Elefantenkuh«, fiel ich meiner Schwester ins Wort. »Es kann sein, daß Aimée —«

Die Türe ging auf, und Miss Emily trat ein. Sie war sehr rosig, ein wenig außer Atem und schien aufgeregt zu sein. Ihre Augen leuchteten in starkem Blau. Verwirrt begann sie zu zwitschern:

»Ach, mein Gott, es tut mir so leid, daß ich mich verspätet habe! Nur ein paar Einkäufe in der Stadt ... und die Kuchen in der Blauen Rose schienen mir nicht ganz frisch ... also ging ich zu Mrs. Lygon. Ich kaufe meine Kuchen immer gern im letzten Moment ... dann bekommt man die frischesten ... direkt aus dem Ofen ... 'und man wird nicht mit Ware vom Vortag abgefertigt ... Aber ich bin ganz verzweifelt, daß ich Sie warten ließ ... wirklich ... ganz unverzeihlich ...«

»Es ist unsere Schuld, Miss Barton«, unterbrach Joanna, »wir sind zu früh gekommen. Wir gingen zu Fuß, und Jerry schreitet jetzt schon so forsch aus, daß wir überall zu zeitig anlangen.«

»Niemals zu zeitig, meine Liebe! Das dürfen Sie nicht sagen. Von etwas Gutem kann man nie zu viel haben, wissen Sie.« Und die alte Dame klopfte Joanna zärtlich auf die Schulter. Joannas Gesicht hellte sich auf. Offenbar hatte sie nun doch noch bei jemandem Erfolg. Miss Barton schenkte auch mir ein Lächeln, aber mit einer gewissen Schüchternheit, etwa so, wie man sich einem menschenfressenden Tiger nähern mag, der angeblich momentan harmlos ist.

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, zu einer so weiblichen Mahlzeit, wie der Tee eine ist, zu kommen, Mr. Burton.«

Ich glaube, in Miss Bartons Vorstellung waren Männer ununterbrochen damit beschäftigt, Schnäpse zu saufen, Zigarren zu rauchen und in den Pausen zwischen diesen Beschäftigungen

loszuziehen und ein paar Dorfmadchen zu verführen oder mit verheirateten Frauen Verhältnisse anzufangen.

Als ich dies später Joanna auseinandersetzte, meinte sie, dies seien wahrscheinlich Wunschträume der kleinen Miss Barton, die gar zu gern einmal solch einem Mann begegnet wäre, aber leider, leider niemals Gelegenheit dazu gefunden habe.

Inzwischen machte sich Miss Emily eilig im Zimmer zu schaffen, stellte kleine Tischchen vor Joanna und mich hin und placierte da und dort sehr vorsichtig verschiedene Aschenschalen. Eine Minute später öffnete sich die Türe, und Florence erschien mit dem Teebrett und feinen Porzellantassen, die, wie ich vermutete, Miss Emily mit in den Haushalt gebracht hatte. Es gab wunderbaren chinesischen Tee, Sandwichs, dünne Brotschnitten mit Butter und eine Menge kleiner Kuchen.

Florence strahlte jetzt über das ganze Gesicht und betrachtete Miss Emily mit mütterlichem Wohlgefallen, als beobachtete sie ihr Lieblingskindchen, das sich mit einer Puppen-Teegesellschaft amüsiert.

Joanna und ich aßen viel mehr, als wir eigentlich mochten; unsere Gastgeberin drängte uns so besorgt zum Zugreifen. Die kleine Dame genoß unsere Gesellschaft augenscheinlich sehr. Ich glaube, für Emily Barton waren wir beide, Joanna und ich, das große Abenteuer - zwei Menschen aus der geheimnisvollen großen Welt von London, dem Sündenbabel. Natürlich drehte sich unser Gespräch bald um die lokalen Ereignisse und Personen. Miss Barton sprach mit Wärme von Dr. Griffith, von seiner Güte und seiner ärztlichen Tüchtigkeit. Und Mr. Symmington sei ein sehr guter Anwalt; er habe Miss Barton geholfen, etwas Geld vom Steueramt zurückzuerlangen - das hätte sie allein nie fertiggebracht! Und er sei auch so nett zu seinen Kindern, so ein lieber Vater und Gatte - sie unterbrach sich. »Arme Mrs. Symmington! Es ist wirklich zu traurig, diese kleinen Kinder, die ohne Mutter zurückbleiben! Die Gute war vielleicht nie eine wirklich kräftige Frau - und in letzter Zeit war ihre Gesundheit schlecht. Sinnesverwirrung - ja, so etwas muß es gewesen sein.

Über solche Erscheinungen habe ich schon in der Zeitung gelesen. In dieser Verfassung wissen die Menschen wirklich nicht mehr, was sie tun. Und sie kann auch wahrhaftig nicht gewußt haben, was sie tat - sonst hätte sie doch an Mr. Symmington und die Kinder denken müssen.«

»Dieser anonyme Brief muß sie furchtbar erschüttert haben«, warf Joanna ein.

Miss Barton errötete. Mit leisem Vorwurf in der Stimme bemerkte sie:

»Das ist aber kein sehr schönes Gesprächsthema - finden Sie nicht auch, Liebste? Ich weiß von den - den - Briefen - aber wir wollen nicht über sie sprechen. So etwas Häßliches. Ich finde, es ist am besten, sie einfach zu ignorieren.«

Nun ja, Miss Barton konnte es sich vielleicht leisten, diese Briefe zu ignorieren; für andere Personen jedoch war es nicht ganz so leicht. Wie dem auch sei, gehorsam wechselte ich das Thema, und nun redeten wir über Aimée Griffith.

»Wundervoll, ganz wundervoll«, lobte Emily Barton. »Ihre Energie, ihr Organisationstalent - wirklich großartig. Und zu den jungen Mädchen ist sie auch so reizend. Und in jeder Beziehung so praktisch und so modern. Wahrhaftig, sie hält eigentlich unsere ganze Stadt in Ordnung. Dabei hängt sie so herzlich an ihrem Bruder. Das ist doch etwas Schönes, wenn man zwischen Geschwistern eine solche Liebe sieht!«

»Findet er sie nicht manchmal ein bißchen bedrückend?« erkundigte sich Joanna.

Emily Barton starrte sie verblüfft an.

»Aimée hat ihrem Bruder viel geopfert«, belehrte sie Joanna mit mißbilligender Würde.

In Joannas Augen las ich, daß sie am liebsten mit »Leider Gottes!« geantwortet hätte, darum beeilte ich mich, das Gespräch auf Mr. Pye zu bringen.

Über Mr. Pye hatte Emily Barton kein klares Urteil.

Alles, was sie von ihm sagen konnte - und was sie mehrmals mit einiger Unsicherheit wiederholte, war, daß er sehr freundlich sei - ja gewiß, sehr freundlich. Und daß er auch in sehr guten Verhältnissen lebe und sich außerordentlich großzügig erweise. Manchmal habe er sehr merkwürdige Gäste - aber freilich, er sei auch weitgereist.

Wir stimmten darin überein, daß Reisen nicht nur den Horizont erweitert, sondern häufig auch zu merkwürdigen Bekanntschaften führt.

»Schon oft habe ich mir gewünscht, selbst einmal eine Weltreise zu machen«, gestand Miss Barton sehnsüchtig. »Man liest soviel in den Zeitungen davon, das klingt immer so verlockend!«

»Warum machen Sie denn nicht einmal so eine Fahrt?« fragte Joanna.

Dieser Schritt vom Traum in die Wirklichkeit schien Miss Emily zu erschrecken. »O nein, o nein! Das wäre doch ganz unmöglich!«

»Warum denn? Solche Rundreisen sind ziemlich billig.«

»Ach, es ist nicht nur wegen der Kosten. Aber ich würde nicht allein gehen wollen. Allein zu reisen - das würde doch sehr seltsam wirken, finden Sie nicht?«

»Nein«, gab meine Schwester zur Antwort. Miss Barton blickte sie zweifelnd an.

»Und ich wüßte gar nicht, wie ich mit meinem Gepäck fertig werden sollte - und an Land gehen in fremden Häfen -und all die verschiedenen Valuten —«

Zahllose Fallstricke schienen vor den ängstlichen Blicken der kleinen Dame aufzutauchen - also beeilte sich Joanna, sie durch Fragen nach dem bevorstehenden Gartenfest und Basar zu beruhigen. Dies brachte uns selbstverständlich auf Mrs. Dane Calthrop.

Ein feines Zucken lief einen Moment lang über Miss Emilys Gesicht.

»Wissen Sie, Liebste«, flüsterte sie, »Mrs. Calthrop ist wirklich eine außerordentlich - merkwürdige Frau. Die Dinge, die sie manchmal spricht —!«

Ich erkundigte mich, was denn das für Dinge seien.

»Ach, ich weiß nicht ... So völlig - unerwartete Dinge. Und wie sie einen anschaut - als wär' man gar nicht da.

Dennoch ist sie eine Frau aus sehr gutem Haus. Sie war eine Miss Farroway aus Bellpath, eine ausgezeichnete Familie; allerdings, diese alten Familien sind ja oft ein wenig - eigentümlich, denk' ich mir. Aber sie liebt ihren Gatten, einen Mann von Geist, der, fürchte ich, in diesem ländlichen Milieu sein Talent verschwendet. Ein guter Mensch, sehr aufrichtig. Aber seine Angewohnheit, ständig Lateinische Zitate in seine Predigten einzuflechten, finde ich etwas verwirrend.«

»Hört, hört«, rief ich eifrig.

»Jerry hat eine teure Gymnasialbildung genossen«, neckte Joanna, »er merkt also gar nicht, wenn etwas lateinisch ist.«

Dies brachte Miss Barton auf ein neues Thema.

»Unsere Lehrerin ist eine sehr unsympathische junge Person«, erzählte sie, »und leider, leider ganz und gar rot.« Bei diesem Wort senkte sie die Stimme.

Später, als wir den Hügel hinauf heimzu wanderten, sagte Joanna zu mir:

»Sie ist wirklich ein süßes Geschöpf!«

20

An diesem Abend, beim Essen, wandte sich Joanna an Miss Partridge und gab der Hoffnung Ausdruck, die Tee-Einladung unserer Haushälterin habe sich erfolgreich gestaltet.

Die alte Jungfer wurde dunkelrot und reckte sich noch steifer empor als sonst.

»Vielen Dank, Miss, aber Agnes ist nun schließlich doch nicht gekommen.«

»Ach, das tut mir aber leid.«

»Na, mir hat es nichts ausgemacht«, knurrte die Partridge. Sie platzte schier vor Gekränktheit, so daß sie sich herabließ, uns ihr Herz auszuschütten.

»Nicht mir ist es eingefallen, sie einzuladen! Sie hat selbst angerufen, hat gesagt, es bedrücke sie etwas, und ob sie nicht herkommen dürfe, da sie heute ihren Ausgang hat. Und ich sagte: ja, vorausgesetzt, daß Sie es erlauben, worum ich Sie dann gebeten habe. Und daraufhin - kein Ton, kein Zeichen von ihr! Und auch kein Wort der Entschuldigung - obschon ich doch hoffen will, daß ich morgen eine Postkarte bekomme. Diese Mädchen heutzutage - die wissen nicht, was sich gehört - keine Ahnung von gutem Benehmen!«

Joanna versuchte, Balsam auf Partridges verwundete Gefühle zu träufeln.

»Vielleicht war sie nicht wohl. Sie haben nicht angerufen, um zu erfahren, was los war?«

Wiederum richtete sich die alte Dienerin hoch auf.

»Das habe ich denn doch wohl nicht getan, Miss. Nein, allerdings nicht! Wenn Agnes sich unhöflich benehmen will, so ist das ihre Sache. Aber ich will ihr schon meine Meinung sagen, wenn wir uns das nächste Mal sehen.«

Miss Partridge verließ das Zimmer, noch ganz steif vor Entrüstung. Joanna und ich brachen in Lachen aus.

Dann kamen wir wieder auf die anonymen Briefe zu sprechen und hätten gerne gewußt, wie weit Nash und der melancholische Graves wohl mit ihren Nachforschungen gelangt sein mochten.

»Heute ist es genau eine Woche her, daß Mrs. Symmington Selbstmord begangen hat«, stellte Joanna fest. »Man sollte doch meinen, daß die Polizei jetzt schon irgendeine Spur gefun-

den hat. Fingerabdrücke oder eine Handschrift oder sonst etwas!«

Ich gab ihr nur zerstreute Antworten. Tief in meinem Unterbewußtsein wuchs eine seltsame Unruhe heran. Die Wendung im Satz meiner Schwester » ... genau eine Woche her« hatte mich wahrscheinlich irgendwie beeindruckt.

Ich muß gestehen, daß ich schon früher auf die naheliegenden Zusammenhänge hätte kommen sollen. Vielleicht hegte ich sogar unbewußt bereits einen Verdacht. Immerhin, der Äärungsprozeß hatte begonnen, die Unruhe breitete sich aus, nahm mich gänzlich gefangen.

Plötzlich bemerkte Joanna, daß ich ihrer witzigen Schilderung eines dörflichen Konfliktes nicht zuhörte.

»Was ist denn mit dir los, Jerry?«

Ich gab keine Antwort, denn meine Gedanken waren vollauf damit beschäftigt, verschiedene wichtige Faktoren zu einer Hypothese zusammenzufügen.

Mrs. Symmingtons Selbstmord ... Sie war an jenem Nachmittag allein im Haus ... Allein im Haus, weil die Dienstmädchen Ausgang hatten ...

»Jerry, was ist -«Ich unterbrach sie.

»Joanna, alle Dienstmädchen haben doch einmal in der Woche Ausgang, nicht wahr?«

»Ja. Und jeden zweiten Sonntag. Was um Himmels willen -«

»Die Sonntage interessieren mich nicht. Haben die Mädchen jede Woche am gleichen Tag frei?«

»Jawohl. So wird es meistens gehalten.« Neugierig starrte mich meine Schwester an. Ihre Gedanken hatten noch nicht die gleiche Spur aufgenommen wie die meinen.

Ich durchschritt das Zimmer und drückte auf die Klingel. Miss Partridge erschien.

»Sagen Sie mir doch«, begann ich, »diese Agnes Woddell -ist sie irgendwo angestellt?«

»Gewiß, Sir. Bei Mrs. Symmington. Das heißt - bei Mr. Symmington, muß ich jetzt wohl sagen.«

Ich holte tief Atem. Dann blickte ich nach der Uhr. Es war halb elf.

»Glauben Sie, daß Agnes jetzt schon daheim ist?« Mrs. Partridge verzog entrüstet das Gesicht.

»Aber gewiß doch, Sir. Die Mädchen müssen um zehn zurück sein. Dort ist man altmodisch.«

»Ich werde einmal anrufen«, erklärte ich.

Ich ging in den Vorraum hinaus. Joanna und Miss Partridge folgten mir. Die Alte war offensichtlich wütend, Joanna etwas verwirrt. Während ich die Nummer einstellte, fragte sie:

»Was willst du tun, Jerry?«

»Ich möchte mich gern davon überzeugen, daß diese Agnes heil nach Hause gekommen ist.«

Die Partridge rümpfte die Nase. Rümpfte nur die Nase, sonst nichts. Aber ich scherte mich keinen Deut um Miss Partridges Nasenrümpfen.

Elsie Holland kam ans Telefon.

»Es tut mir leid, wenn ich störe«, rief ich. »Hier spricht Jerry Burton. Hat - ist - ihr Mädchen Agnes heimgekommen?« Erst als ich dies ausgesprochen hatte, fühlte ich, daß ich mich ein wenig albern benahm. Denn wenn das Mädchen zu Hause und alles in Ordnung war - wie, um alles in der Welt, sollte ich dann meinen Anruf und meine Frage erklären? Es wäre vernünftiger gewesen, wenn ich Joanna gebeten hätte, sich zu erkundigen. Obwohl sogar das einer Erklärung bedurft hätte. Ich sah eine neue Lymstocker Klatschgeschichte entstehen, deren Mittelpunkt ich selbst und die mir unbekannte Agnes Woddel bilden würden.

Elsie Hollands Stimme klang denn auch natürlicherweise sehr überrascht.

»Agnes? Aber die ist doch jetzt ganz bestimmt schon daheim.«

Ich kam mir wie ein Narr vor, sprach jedoch weiter:

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, schnell einmal nachzugehen, ob sie auch wirklich gekommen ist, Miss Holland?«

Etwas muß man zugunsten der Kinderfräuleins sagen: Sie sind gewöhnt, das zu tun, was man ihnen befiehlt, und finden, daß es ihnen nicht zukommt, nach dem Warum zu fragen. Elsie Holland legte also den Telefonhörer hin und ging gehorsam nach oben. Zwei Minuten später hörte ich wieder ihre Stimme. »Sind Sie noch da, Mr. Burton?«

»Ja.«

»Agnes ist also tatsächlich noch nicht zu Hause.«

Am anderen Ende der Leitung hörte ich ein kurzes Stimmengewirr, dann kam Symmington selbst an den Apparat.

»Hallo, Burton, was gibt's?«

»Ihr Dienstmädchen Agnes ist noch nicht zurückgekommen?«

»Nein. Miss Holland hat soeben nachgesehen.. Was ist los? Es hat doch keinen Unfall gegeben, wie?«

»Nein. Einen Unfall hat es nicht gegeben«, entgegnete ich.

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie einen Grund haben anzunehmen dem Mädchen sei etwas zugestoßen?«

Grimmig gab ich zurück:

»Das würde mich gar nicht überraschen!«

21

In dieser Nacht schlief ich schlecht. Noch im Traum verfolgten mich die ungelösten Rätsel der verflossenen Tage. Vielleicht wäre es mir damals schon möglich gewesen, die Wahrheit aufzudecken, wenn ich meine Gedanken ganz und gar darauf konzentriert hätte. Nicht umsonst bedrängten mich stets die gleichen Erinnerungsbilder.

Wie weit geht denn überhaupt unser Wissen? Viel weiter - so glaube ich - als wir uns selbst klarmachen! Aber wir können in dieses Unterbewußtsein nicht eindringen. Es existiert - der Zugang ist uns jedoch verwehrt.

Unruhig warf ich mich auf meinem Bett hin und her, gemartert von den wirren Bruchstücken meines Wissens. Ganz sicher - es liegt ein Sinn, eine Methode in dem Geschehen - könnte ich ihm nur auf den Grund dringen! Ich sollt' es herausfinden, wer diese verdammten Briefe geschrieben hat. Irgendwo muß es eine Spur geben - wenn ich ihr doch nur folgen könnte ...

Ich begann einzuschlummern. Durch mein müdes Hirn schwirren quälende Worte ...

»Kein Rauch ohne Feuer« Kein Feuer ohne Rauch ... Nebel? Vernebelung ... nein, das war im Krieg. Das ist ein Kriegsausdruck: Vernebelung ... Krieg. Stück Papier ... nur ein Papierfetzen. Belgien - Deutschland ...

Ich war eingeschlafen.

Mir träumte, Mrs. Dane Calthrop hätte sich in ein Windspiel verwandelt und ich führte sie mit Leine und Halsband spazieren ...

22

Ich erwachte davon, daß unser Telefon läutete. Es war ein hartnäckiges Schrillen.

Ich setzte mich im Bett auf und blickte nach der Uhr. Der Wecker war noch nicht abgelaufen. Das Telefon läutete unten im Vorraum.

Ich sprang aus dem Bett, warf einen Morgenrock über und eilte die Treppe hinab. Miss Partridge, die durch die Haustüre aus der Küche kam, schlug ich um eine Nasenlänge. Ich nahm den Hörer ab.

»Hallo?«

»Oh —« Ein erlöstes Aufschluchzen. »Sie sind es!« Megans Stimme. Megans Stimme, unbeschreiblich verstört und verängstigt. »Ach bitte, kommen Sie her - ach, kommen Sie doch her! Bitte, bitte, kommen Sie - ja?«

»Ich komme sofort«, rief ich zurück. »Verstehst du? Sofort!« Ich nahm zwei Stufen zugleich und stürzte zu Joanna hinauf.

»Hör mal, Jo, ich gehe zu den Symmingtons.«

Joanna hob den blonden Lockenkopf vom Kissen und rieb sich die Augen wie ein kleines Baby.

»Wie? Was ist geschehen -?«

»Ich weiß nicht. Das Kind hat angerufen - Megan. Sie muß in einem furchtbaren Zustand sein.«

»Was glaubst du, was ist los?«

»Das Dienstmädchen Agnes - oder ich müßte mich sehr irren.«

Ich ging aus dem Zimmer. Joanna schrie mir nach:

»Warte! Ich stehe auf und fahre dich hin!«

»Nicht nötig. Ich fahre selbst.«

»Du kannst doch nicht chauffieren!«

»Doch. Ich kann.«

Und ich konnte wirklich. Es tat weh, aber nicht allzu heftig. Ich wusch und rasierte mich, zog mich an, holte den Wagen und fuhr zu Symmingtons - alles in einer halben Stunde. Keine schlechte Leistung.

Megan mußte nach mir Ausschau gehalten haben. Sie flog mir entgegen und umschlang mich. In ihrem armen Gesichtchen zuckte es, sie war totenblaß.

»Oh, Sie sind gekommen - Sie sind wirklich da!«

»Sachte, sachte, mein Tierchen«, murmelte ich. »Jawohl, ich bin da. Und nun, was ist los?«

Sie begann zu zittern. Ich legte den Arm um sie. »Ich - ich hab' sie gefunden.«

»Du hast Agnes gefunden? Wo?« Sie zitterte stärker.

»Unter der Treppe. Dort ist ein Schrank mit Angelruten und Golfschlägern und solchem Zeug, wissen Sie.«

Ich nickte. Es war der übliche Vorzimmerschrank. Megan fuhr fort:

»In diesem Schrank war sie - ganz zusammengekrümmt - und - und - kalt — entsetzlich kalt! Sie war - sie war tot - wissen Sie ...«

»Wieso hast du gerade dort nachgeschaut?« fragte ich gespannt.

»Ich - ich weiß selbst nicht. Sie haben doch gestern abend telefoniert. Und wir alle zerbrachen uns den Kopf, wo Agnes sein könnte. Wir blieben noch eine Weile auf und warteten, aber sie kam nicht heim, und schließlich gingen wir zu Bett.

Ich schlief nicht besonders gut und stand früh auf. Nur Rose war schon wach - (Sie wissen ja, die Köchin). Sie war sehr böse auf Agnes, weil die nicht nach Hause gekommen ist. Sie sagte, sie sei schon mal in einer Stellung gewesen, wo das Mädchen sich auch solche Seitensprünge erlaubt habe. Ich nahm in der Küche Milch und Butterbrot - und dann, plötzlich kam Rose wieder herein und machte ein merkwürdiges Gesicht und sagte, Agnes' Ausgehssachen seien noch in ihrem Zimmer. Ihre besten Kleider, in denen sie immer ausgeht. Und ich fragte mich, ob - ob sie überhaupt fortgegangen sei, und dann fing ich an zu suchen und machte den Schrank unter der Treppe auf, und - und - da war sie ...

»Ihr habt wohl die Polizei angerufen, nicht wahr?«

»Ja, die Polizisten sind schon da. Mein Stiefvater hat sofort hintelefoniert. Und dann fühlte ich, daß - daß ich's nicht aushalten konnte - und da rief ich Sie an. Ist es Ihnen unangenehm?«

»Nein«, antwortete ich, »es ist mir nicht unangenehm.« Ich betrachtete sie teilnahmsvoll.

»Hat man dir Schnaps oder Kaffee oder Tee gegeben, nachdem du - nachdem du sie gefunden hattest?«

Megan schüttelte den Kopf.

Ich verfluchte den ganzen Symmington-Haushalt. Dieser verknöcherte Kauz Symmington dachte an nichts als an die Polizei. Weder Elsie Holland noch die Köchin hatten sich offenbar überlegt, wie diese grauenvolle Entdeckung auf ein sensibles Kind wie Megan wirken mußte.

»Komm, du Blaßmäulchen«, sagte ich, »gehen wir in die Küche.«

Wir gingen ums Haus herum und betraten die Küche durch die Hintertür. Rose, eine plumpe vierzigjährige Frau mit gedunsem Gesicht, saß am Herdfeuer und trank starken Tee. Sie begrüßte uns mit einem Wortschwall, die Hand aufs Herz gepreßt. Es sei ihr ganz übel geworden, erklärte sie mir, und dieses Herzklopfen - einfach furchtbar! Man stelle sich vor - es hätte ja ebenso gut auch sie selbst, Rose, sein können - jedem einzelnen hätte es zustoßen können - ermordet in den Betten hätte man sie alle gefunden!

»Servieren Sie Miss Megan eine Tasse starken Tee«, befahl ich. »Sie hat einen schweren Schock erlitten, verstehen Sie. Sie dürfen nicht vergessen, daß sie es war, die den Leichnam gefunden hat.«

Bei diesen Worten hätte Rose beinahe von neuem losgelegt, ich bändigte sie jedoch mit strengem Blick, worauf sie eine Tasse mit tintenschwarzer Flüssigkeit vollgoß.

»Hier hast du, kleines Frauenzimmer«, wandte ich mich an Megan. »Das trinkst du jetzt einmal hinunter. Ein bißchen Brandy haben Sie wohl nicht da, Rose?«

Rose gestand zögernd, daß noch ein Tröpfchen Kochbrandy vom Weihnachtspudding übrig sei.

»Das wird genügen.« Und ich tat einen ordentlichen Schuß davon in Megans Tee. An Roses Blick erkannte ich, daß sie diese Maßnahme billigte.

Ich bestimmte, daß Megan bei der Köchin bleiben solle.

»Ich kann mich doch auf Sie verlassen, Rose? Sie werden sich um Miss Megan kümmern?«

»Aber gewiß doch, Sir«c, beeilte sich die Köchin zu versichern. Ich ging hinauf in die Wohnräume. So wie ich Rose und ihresgleichen kannte, würde sie es bald für nötig finden, ihre Kräfte durch ein paar gute Bissen beisammen zu halten, und davon würde auch Megan profitieren. Zum Teufel mit all diesen Leuten! Warum sorgten sie nicht besser für das Kind?

Innerlich kochend vor Wut, stieß ich in der Halle auf Elsie Holland. Sie schien nicht überrascht, mich zu sehen. Ich vermute, die Aufregung des grauenhaften Fundes bewirkte, daß sich niemand um das Kommen und Gehen der Fremden im Hause kümmerte.

An der Eingangstüre stand der Polizist Bert Rundle. Elsie Holland brach aus:

»Oh, Mr. Burton, ist es nicht entsetzlich? Wer, um Gottes willen, kann so etwas Furchtbares getan haben?«

»So war es also Mord?«

»Ja, natürlich! Sie hat einen Schlag auf den Hinterkopf bekommen. Blut und Haar - alles eine Masse — oh! Greulich! und in den Schrank hineingestopft —! Wer kann denn dieses niederträchtige Verbrechen begangen haben? Und vor allem: warum? Die arme Agnes! Ich bin überzeugt, sie hat keinem Menschen etwas zuleide getan.«

»Allerdings nicht«, knurrte ich, »dafür hat - jemand sehr gründlich gesorgt.«

Sie starrte mich an. Nicht sehr schnell von Begriff, dieses Mädchen, dachte ich. Aber sie hat gute Nerven. Ihre Gesichtsfarbe war wie immer, nur leicht gerötet durch die Aufregung. Ich hatte sogar das Gefühl, daß sie trotz ihres guten Herzens auf eine gewisse sensationslüsterne Art dieses Drama genoß.

»Jetzt muß ich hinaufgehen zu den Jungen«, entschuldigte sie sich. »Mr. Symmington ist so besorgt, daß sie nur ja keinen Schock bekommen. Er will, daß ich sie von allem fernhalte.«

»Wie ich hörte, hat Megan die Leiche gefunden«, warf ich ein.

»Ich will hoffen, daß sich jetzt jemand um das Kind kümmert.«

Zu Elsie Hollands Ehren muß ich sagen, daß sie zerknirscht dreinsah.

»Du lieber Himmel«, flüsterte sie, »die hab' ich ja ganz vergessen! Ich hoffe, daß sie sich nicht schlecht fühlt! Ich bin in solch einer Hetzjagd, wissen Sie, und die Polizei und alles —Aber es war ein Versäumnis von mir. Das arme Mädel, ihr muß ja elend zumute sein. Ich will sofort nach ihr sehen.«

Ich lenkte ein.

»Es ist schon alles in Ordnung. Rose kümmert sich um sie. Sie können ruhig zu den Kindern gehen.«

Sie dankte mir mit einem Aufblitzen ihrer weißen Grabsteinzähne und eilte die Treppe hinauf. Schließlich war es ihre Pflicht, für die Knaben zu sorgen, und nicht für Megan. Zur Sorge um Megan war kein Mensch verpflichtet. Elsie wurde dafür bezahlt, daß sie sich um Symingtons kleine Lausbuben kümmerte. Man konnte ihr keinen Vorwurf machen.

Als sie um die Biegung der Treppe schwenkte, hielt ich den Atem an. Einen Augenblick lang hatte ich wiederum die Vision einer geflügelten Nike, unsterblich, unsagbar schön - anstatt eines gewissen Kinderfräuleins

Dann öffnete sich eine Tür, und Oberinspektor Nash betrat die Halle, gefolgt von Symmington.

»Oh, Mr. Burton«, begrüßte er mich, »ich wollte Sie soeben anrufen. Ich bin froh, daß Sie da sind.«

Er fragte mich nicht, warum ich gekommen sei. Nash wandte sich nach Symmington um.

»Wenn ich darf, möchte ich gern dieses Zimmer dort benützen.«

Es war ein kleines Frühstückszimmer, dessen Fenster sich an der Hausfront befand.

»Aber gewiß, ohne weiteres.«

Symmington bewahrte eine gute Haltung, sah jedoch entsetzlich müde aus.

Freundlich sprach ihm Oberinspektor Nash zu: »Ich würde zunächst einmal frühstücken, Mr. Symmington, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Sie und Miss Holland und Miss Megan werden sich viel besser fühlen nach einer Portion Kaffee mit Eiern und Schinken. Ein Mord auf nüchternen Magen ist eine scheußliche Sache.«

Er sprach in gemütlichem, familiärem Ton wie ein alter Hausarzt. Symmington machte einen schwachen Versuch zu lächeln.

»Vielen Dank, Herr Oberinspektor, ich will Ihren Rat befolgen.

Ich ging mit Nash in das kleine Frühstückszimmer. Er schloß die Tür hinter uns, dann sagte er:

»Sie sind sehr rasch hierhergekommen. Wie haben Sie von der Sache gehört?«

Ich erzählte ihm von Megans Anruf. Oberinspektor Nash war mir sympathisch. Er jedenfalls hatte nicht vergessen, daß auch Megan ein anständiges Frühstück nötig haben würde.

»Wie ich höre, haben Sie gestern abend hier angerufen, Mr. Burton, und sich nach dem Dienstmädchen erkundigt. Weshalb taten Sie das?«

Wahrscheinlich klangen meine Ausführungen sehr komisch. Jedenfalls erzählte ich ihm von Agnes' Telefonanruf bei unserer Partridge und von ihrem Ausbleiben am Nachmittag. Er murmelte: »Ja, ich verstehe ...«

Dies brachte er leise und nachdenklich hervor, wobei er sein Kinn rieb.

Dann seufzte er:

»Nun also, es ist klar: es war Mord. Vorsätzlicher Meuchelmord wahrscheinlich. Die Frage ist nur: was hat das Mädchen gewußt? Hat sie dieser Partridge etwas erzählt? Etwas Bestimmtes?«

»Ich glaube nicht. Aber Sie können unsre Haushälterin ja selbst fragen.«

»Gut. Ich komme hinauf zu Ihnen und spreche mit ihr, sobald ich hier fertig bin.«

»Können Sie mir eigentlich genau sagen, was geschehen ist?« erkundigte ich mich. »Oder wissen Sie es noch nicht?«

»Doch, ziemlich genau. Die Mädchen hatten Ausgang —«

»Alle beide?«

»Ja. Wie ich hörte, waren früher zwei Schwestern hier in Stellung, die geme zusammen ausgehen wollten, also hat es Mrs. Symmington so arrangiert. Als nun die beiden jetzigen Mädchen kamen, wurde die alte Einteilung beibehalten. Die Mädchen deckten den Eßzimmertisch und bereiteten ein kaltes Abendbrot vor, den Tee machte an diesen Tagen Miss Holland.«

»Aha.«

»Soweit, ist alles klar. Rose, die Köchin, ist in Nether Mickford daheim, und um an ihrem freien Tag dorthin zu gelangen, muß sie den Autobus um zwei Uhr dreißig nehmen. Darum wäscht Agnes Mittwoch nachmittags immer allein ab. Um das auszugleichen, bringt Rose an diesen Tagen nach dem Abendessen die Küche allein in Ordnung. Gestern geschah folgendes: Rose ging fort zum Autobus um zwei Uhr dreißig. Um zwanzig vor drei verließ Symmington das Haus, um in sein Büro zu gehen. Viertel vor drei ging Elsie Holland mit den Kindern auf einen Spaziergang. Etwa fünf Minuten später fuhr Megan Hunter per Velo fort. Zu diesem Zeitpunkt war Agnes also allein im Haus zurückgeblieben. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, ging sie gewöhnlich zwischen drei und halb vier Uhr fort.«

»Und das Haus blieb dann ganz leer?«

»Ach, darüber macht man sich hier unten keine Gedanken. In unserer Gegend pflegt man die wenigsten Häuser abzuschließen. Also wie gesagt, zehn Minuten vor drei war Agnes allein. Daß sie gar nicht mehr fortgegangen ist, wissen wir mit Be-

Agnes gekommen, um uns zu erzählen, was sie auf dem Herzen hatte - dann würde sie jetzt noch leben.«

»Hat sie denn ihrer Kollegin nicht das geringste angedeutet?«

»Nein. Oder wenigstens sagte das Rose, und ich bin geneigt, ihr zu glauben. Denn wenn sie diesbezüglich irgend etwas von Agnes gehört hätte, dann wäre die Köchin sofort damit herausgeplatzt und hätte es selbst noch ganz gehörig ausgeschmückt.«

»Es ist zum toll werden«, rief ich, »daß man nichts - gar nichts weiß!«

»Wir können immerhin allerhand vermuten, Mr. Burton. Zu Anfang wird es nichts Bestimmtes sein. Es handelt sich hier um eine jener Affären, über die man nachdenkt - und je mehr man über sie nachdenkt, desto unsicherer wird man. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

»Ja.«

»Offen gestanden - ich weiß, glaube ich, was geschehen ist.«

Ich betrachtete ihn voll Hochachtung.

»Gute Arbeit, Oberinspektor.«

»Ja, sehen Sie, Mr. Burton, ich weiß nämlich etwas, das Sie nicht wissen. Am Nachmittag des Selbstmordes von Mrs. Symington waren, wie man annimmt, beide Mädchen ausgegangen. Es war ihr freier Tag. In Wirklichkeit kam Agnes jedoch heim.«

»Das wissen Sie bestimmt?«

»Jawohl. Agnes hatte einen Freund - den jungen Rendell aus dem Fischgeschäft. Am Mittwoch wird früher geschlossen, da traf er sich jeweils mit Agnes, und sie gingen miteinander spazieren oder, bei schlechtem Wetter, ins Kino. An jenem Nachmittag bekamen sie Krach, kaum daß sie sich getroffen hatten. Unsere »Schattenhand« war an der Arbeit gewesen und hatte angedeutet, daß Agnes noch andere Eisen im Feuer habe, und darüber war der junge Fred Rendell ganz außer sich. Sie stritten heftig, und Agnes rannte schließlich nach Hause und erklärte,

sie würde nicht wieder herauskommen, ehe Fred sich nicht entschuldigt hätte.«

»Nun, und?«

»Nun, Mr. Burton, die Fenster der Küche liegen an der Rückseite des Hauses, die des Mädchenzimmers jedoch vorne hinaus wie diese hier. Es gibt nur ein Gartentor. Das passiert man und geht entweder den Weg hinauf zum Haupteingang oder seitlich am Haus vorbei zur Hintertür.«

Er machte eine Pause. Dann setzte er fort:

»Und jetzt will ich Ihnen etwas sagen. Der Brief, den Mrs. Symington an jenem Nachmittag erhielt, kam nicht mit der Post. Ist Ihnen klar, was das bedeutet?«

Langsam entgegnete ich:

»Es bedeutet, daß er persönlich gebracht, daß er in den Briefkasten geworfen wurde - irgendwann, bevor die Nachmittagspost kam - damit man ihn unter den anderen Briefen finde.«

»Ganz richtig. Die Nachmittagspost kommt ungefähr um Viertel vor vier. Meine Hypothese lautet folgendermaßen: Agnes ist im Mädchenzimmer, schaut aus dem Fenster und wartet darauf, daß ihr Jüngling erscheine, um sich zu entschuldigen!«

»- und sieht die Person, die den Brief abgibt«, fiel ich ihm ins Wort.

»So denke ich mir den Vorgang, Mr. Burton. Natürlich kann ich mich irren.«

»Nein, Sie haben bestimmt recht ... Es ist so einfach - so einleuchtend - und es bedeutet, daß Agnes gewußt hat, wer der anonyme Briefschreiber - wer »die Schattenhand« ist.«

»Jawohl.«

»Aber warum hat sie dann nicht —, Ich brach ab und runzelte die Stirne.

Eifrig fuhr Nash fort:

»Nach meiner Ansicht war sich das Mädchen nicht darüber klar, was sie da gesehen hatte. Jedenfalls nicht gleich. Jemand

hat einen Brief abgegeben - aber dieser Jemand ist niemand, bei dem sie auch nur im Traum an anonyme Briefe denken würde. Es ist jemand« der in dieser Hinsicht über jeden Verdacht erhaben scheint Je länger sie jedoch darüber nachgrübelt, desto unsicherer wird sie. Sollte sie sich vielleicht irgendwem anvertrauen? In ihrer Ratlosigkeit kommt ihr Miss Bartons Partridge in den Sinn, eine überlegene Person, deren Entscheidung sich Agnes ohne zu zögern unterwerfen würde. Sie beschließt die Partridge zu fragen, was sie tun soll.«

»Das klingt allerdings sehr logisch«, gab ich nachdenklich zu.

»Auf irgendeine Art hat die 'Schattenhand« von Agnes' Vorhaben erfahren. Wie ist das wohl zugegangen, Oberinspektor?«

»Sie sind an das Leben auf dem Lande nicht gewöhnt, Mr. Burton. Es hat immer etwas von einem Wunder, wie sich die Kunde von jedem kleinsten Geschehen verbreitet. Da haben wir also zunächst einmal jenes Telefongespräch. Wer hat an Ihrem Ende gesprochen?«

Ich dachte nach.

»Zuerst nahm ich das Telefon ab. Dann rief ich die Treppe hinauf nach Miss Partridge.«

»Und erwähnten Agnes Woddel's Namen?«

»Ja - ja, ich hab' ihn genannt.«

»Und wer hat das gehört?«

»Möglicherweise meine Schwester und Miss Griffith.«

»Aha, Miss Griffith. Was hat sie bei Ihnen gemacht?«

Ich erzählte es.

»Ging sie von Ihnen aus direkt ins Dorf?«

»Nein, zuerst wollte sie zu Mr. Pye.

Oberinspektor Nash seufzte.

»Da haben wir also zwei Wege, auf denen sich die Nachricht in der ganzen Gegend verbreitet haben kann.«

Das konnte ich nicht glauben.

»Wollen Sie damit sagen, daß Miss Griffith oder Mr. Pye sich die Mühe nehmen würden, eine derartig unwichtige Kleinigkeit weiterzuerzählen?«

»An einem Ort wie diesem hier gibt es keine unwichtige Kleinigkeit. Sie würden staunen! Wenn die Mutter der Schneiderin ein Hühnerauge hat dann erfährt es jeder! Und da wäre also noch dieses Ende der Telefonleitung, hier bei Symmingtons. Miss Holland und Rose - die könnten natürlich Agnes' Gespräch auch mitangehört haben. Und dann ist noch Fred Rendell zu bedenken. Von ihm kann die Tatsache, daß Agnes an jenem Nachmittag vorzeitig heimkam, herumerzählt worden sein.«

Mich schauderte. Ich blickte aus dem Fenster. Vor mir sah ich einen sauberen Rasen, einen Weg und den niederen, einfachen Gartenzaun. Jemand hatte die Gittertür geöffnet, war ganz ruhig und korrekt zum Haus geschritten und hatte den Brief durch den Spalt des Briefkastens gleiten lassen, Im Geist sah ich wie durch einen Nebel die Umrisse jener Unbekannten. Das Gesicht war verschwommen - es mußte jedoch ein Gesicht sein, das ich kannte

Wieder nahm Nash das Wort.

»Immerhin - nun haben wir eine beschränktere Auswahl. Auf diese Weise erwischen wir sie zu guter Letzt immer. Konsequente, geduldige Aussonderung der Unverdächtigen. Jetzt haben wir gar nicht mehr so viele Personen, die in Frage kämen.«

»Sie meinen —«

»Alle Angestellten, die den ganzen gestrigen Nachmittag hindurch an der Arbeit waren« scheiden jedenfalls aus. Die Lehrerin scheidet aus, sie war beim Unterricht. Auch die Gemeindegemeinschwester kommt nicht in Frage, ich weiß, wo sie gestern zu tun hatte. Nicht daß mir eine von diesen je verdächtig erschienen wäre - aber jetzt haben wir Gewißheit. Sehen Sie, Mr. Burton, auf zwei bestimmte Zeitpunkte müssen wir nun unsere Aufmerksamkeit konzentrieren. Auf den gestrigen Nachmittag und auf den vor einer Woche. An Mrs. Symmingtons Todestag handelt

es sich um die Zeit von - wir wollen sagen - drei einviertel (der früheste Moment, in dem Agnes nach dem Streit wieder zurück sein konnte) und vier Uhr, weil da die Post angekommen sein muß (das kann ich jedoch vom Briefträger noch ganz genau erfahren). Und am gestrigen Nachmittag interessiert uns die Frist zwischen zehn vor drei. (als Miss Hunter das Haus verließ) und halb vier - oder vielleicht eher Viertel vor vier, als Agnes noch nicht mit Umkleiden begonnen hatte.«

»Was ist nach Ihrer Meinung gestern 'geschehen'?«

Nash schnitt eine Grimasse.

»Nach meiner Meinung? Nach meiner Meinung spazierte eine gewisse Dame daher und läutete an der Haustür, ganz ruhig, lächelnd, ein Nachmittagsbesuch ... Vielleicht fragte sie nach Miss Holland oder nach Miss Megan, oder vielleicht brachte sie ein Paket. Jedenfalls wandte sich Agnes ab, um den Visitenkarten-Teller zu holen oder um das Paket hinzulegen -und da versetzte ihr unser feiner Damenbesuch von rückwärts einen Schlag auf den ahnungslosen Kopf.«

»Womit?«

»Die Damen hier tragen meistens große Handtaschen«, erklärte der Oberinspektor. »Wer kann wissen, was darin ist?«

»Und dann sticht der Gast das Mädchen in den Nacken und stopft sie in den Schrank? Das wäre ja allerhand - für eine Frau.«

Oberinspektor Nash sah mich mit seltsamem Blick an.

»Die Frau, die wir suchen, ist nicht normal - nicht im entferntesten - und bei dieser Art von Geistesverwirrung findet man oft überraschende Kräfte. Außerdem war Agnes weder groß noch stark.«

Er hielt inne; dann fragte er: »Was hat Miss Megan dazu veranlaßt, im Schrank nachzusehen?«

»Purer Instinkt«, gab ich zur Antwort. »Aber warum wurde Agnes im Schrank versteckt? Was hatte das für einen Zweck?«

»Je später man die Leiche gefunden hätte, desto schwerer wäre es gewesen, den genauen Zeitpunkt des Todes festzustellen. Wenn zum Beispiel Miss Holland bei ihrer Heimkehr sofort über das tote Mädchen gestolpert wäre, so könnte ein Arzt bis auf etwa zehn Minuten genau sagen, wann der Tod eingetreten ist - und das wäre fatal für unsere Freundin.«

Ich runzelte die Stirne.

»Wenn aber Agnes gegen diese Person Verdacht hegte —« Nash unterbrach mich.

»Das war nicht der Fall! Keine Spur eines bestimmten Verdachtes! Sie fand ihre Beobachtungen nur merkwürdig. Ich stelle mir vor, daß sie etwas schwer von Begriff war. Sie scheint nur ein wenig mißtrauisch geworden zu sein und hatte das unsichere Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. Ganz bestimmt hatte Agnes keine Ahnung, daß es hier um eine Person ging, die einen Mord begehen würde.«

»Hatten Sie eine derartige Ahnung?«

Der Oberinspektor schüttelte den Kopf.

»Ich hätte es wissen müssen«, gestand er bewegt. »Diese Selbstmordaffäre hat die »Schattenhand« erschreckt, verstehen Sie. Jetzt hat es bei ihr geschnappt. Angst, Mr. Burton, ist völlig unberechenbar in der Wirkung.«

»Jawohl, Angst. Mit diesem Faktor hätten wir rechnen müssen. Angst - in einem umnachteten Hirn ...«

»Sehen Sie«, schloß Oberinspektor Nash - und irgendwie schien er durch diese Worte den ganzen Fall in ein besonders düsteres, unheimliches Licht zu rücken -, »sehen Sie, wir haben es da mit einer geachteten und sogar hochgeschätzten Persönlichkeit zu tun, ja, sogar mit einem Mitglied der guten Gesellschaft.«

Hierauf verkündete Nash, daß er Rose nochmals verhören wolle. Ich fragte ihn etwas schüchtern, ob ich nur dabei sein dürfe. Zu meiner Überraschung willigte er gerne ein. »Mein lieber Mr. Burton, ich freue mich sehr über Ihre Mitarbeit, wenn ich so sagen darf.«

»Das klingt verdächtig«, meinte ich. »Wenn der Detektiv in einem Kriminalroman die Mitarbeit eines anderen begrüßt, dann ist dieser andere gewöhnlich der Mörder.«

Nash lachte kurz auf.

»Sie sind wohl kaum der Typus eines anonymen Briefschreibers, Mr. Burton. Offen gestanden«, setzte er hinzu, »Sie können uns wirklich von Nutzen sein.«

»Das freut mich; aber ich wüßte nicht wie.«

»Sie sind fremd in Lymstock; das ist günstig. Sie haben keinerlei vorgefaßte Meinungen über die hiesigen Leute. Und gleichzeitig haben Sie die Möglichkeit, in die Geschehnisse auf eine - ich möchte es nennen: gesellschaftliche Weise, Einblick zu gewinnen.«

»Die schuldige Person ist ein Mitglied der guten Gesellschaft««, murmelte ich.

»Ganz richtig.«

»Ich soll also den Spion spielen?«

»Haben Sie etwas dagegen?«

Ich dachte ein paar Augenblicke nach.

»Nein«, äußerte ich schließlich, »offen gestanden, ich habe nichts dagegen. Wenn hier ein gefährlicher Irrer - Mann oder Weib - sein Unwesen treibt, harmlose Frauen zum Selbstmord zwingt, armseligen kleinen Dienstmädchen den Kopf einschlägt

- dann bin ich nicht abgeneigt, ein nicht ganz sauberes Geschäft zu übernehmen, um dieses Ungeheuer dingfest zu machen.«

»Sehr vernünftig von Ihnen, Verehrtester. Und lassen Sie sich sagen, die Person, auf die wir Jagd machen, ist tatsächlich gefährlich - etwa so gefährlich wie eine Klapperschlange, eine Kobra und eine Sandvipere zusammen.«

Mir lief es kalt über den Rücken, und ich drängte:

»Aber dann wollen wir uns wirklich beeilen!«

»Einverstanden. Glauben Sie nicht, daß wir in unseren Bemühungen inaktiv sind. Wir sind sogar sehr aktiv. Meine Beamten arbeiten getrennt, nach verschiedenen Methoden.«

Einen Augenblick lang hatte ich die Vision eines feinen, weitgespannten Spinnennetzes.

Nash wollte, wie er mir auseinandersetzte, Roses Geschichte noch einmal anhören, weil sie ihm bereits zwei verschiedene Versionen aufgetischt hatte, und je mehr Versionen er aus ihr herausholte, desto größer schien die Wahrscheinlichkeit, daß ein paar Körnchen Wahrheit mit dabei sein konnten.

Wir trafen Rose beim Abspülen des Frühstücksgeschirres. Sie hielt sofort inne, rollte die Augen, preßte die Hand aufs Herz und schilderte aufs neue, wie übel ihr schon den ganzen Morgen hindurch sei.

Nash blieb geduldig, aber fest. Das erste Mal hatte er besänftigend mit ihr gesprochen, so erzählte er mir später, das zweite Mal energisch. Jetzt wandte er eine Mischung beider Tonarten an.

Genießerisch verbreitete sich Rose über die Details der letzten Woche, schilderte ausführlich, wie Agnes in Todesangst umhergegangen sei, wie sie gezittert habe und gesagt: »Frag mich nicht!« sobald Rose sie gedrängt hätte, ihr doch das Herz auszuschütten. »Es wäre auch mein Tod gewesen, wenn sie mir etwas hätte sagen wollen. Das sind ihre eigenen Worte«, schloß Rose und rollte begeistert die Augen.

Hatte Agnes nicht angedeutet, was sie bedrückte? Nein - außer daß sie in Todesängsten schwebe.

Oberinspektor Nash seufzte und ließ dieses Thema fallen. Er begnügte sich mit einer genauen Schilderung von Roses eigenen Handlungen während des gestrigen Nachmittags, der für die Köchin kurz gesagt folgendermaßen verlaufen war:

Sie hatte den Autobus um 14.50 Uhr erreicht, hatte den Nachmittag und Abend bei ihrer Familie verbracht und war mit dem 20.00-Uhr-Autobus von Nether Mickford zurückgekommen. Diese Aussage wurde durch Schilderungen der unglaublich schlechten Vorahnungen kompliziert, unter denen Rose den ganzen Nachmittag hindurch gelitten haben wollte, sowie durch die Wiedergabe aller Kommentare ihrer Schwester zu diesen prophetischen Gefühlen. Wie es ihr, Rose, unmöglich gewesen sei, auch nur das kleinste Krümchen Sandkuchen hinunterzubringen, und so weiter, und so fort. Wir verließen die Kirche und begaben uns auf die Suche nach Elsie Holland, die den Kindern Unterricht erteilte. Wie stets erwies sich die Erzieherin tüchtig und gefällig.

Sie erhob sich und befahl: »So, Colin, du und Brian, ihr werdet jetzt diese drei Rechnungsaufgaben machen und die Lösungen fertig haben, bis ich zurückkomme.«

Dann führte sie uns in das Kinderschlafzimmer.

»Paßt es Ihnen hier? Ich finde, es ist besser, nicht vor den Knaben zu reden.«

»Vielen Dank, Miss Holland. Sagen Sie mir nur noch einmal: Sind Sie ganz sicher, daß Agnes Ihnen gegenüber nie geäußert hat, sie sei wegen irgend etwas bedrückt oder besorgt - seit Mrs. Symingtons Tod, mein ich?«

»Nein, sie hat nie etwas gesagt. Sie war ein sehr stilles Mädchen, wissen Sie, und hat überhaupt nicht viel gesprochen.«

»Also das Gegenteil von ihrer Kollegin.«

»Ja, Rose spricht viel zu viel. Manchmal muß ich ihr sagen, sie soll nicht so vorlaut sein.«

»Wollen Sie mir jetzt alles, was gestern nachmittag vorgegangen ist, genau erzählen. Jede Einzelheit, an die Sie sich erinnern können.«

»Ja, also wir aßen zu Mittag, wie gewöhnlich, um ein Uhr. Wir machen immer ein bißchen rasch, ich erlaube den Buben nicht herumzutrödeln. Warten Sie mal. Mr. Symmington ging wieder ins Büro, und ich half Agnes beim Tischdecken fürs Abendessen. Die Buben liefen im Gatten umher, bis ich fertig war und sie spazieren führen konnte.«

»Wo gingen Sie hin?.

»In der Richtung nach Combearce, den Feldweg entlang. Die Knaben wollten gerne fischen. Ich vergaß die Köder und mußte nochmals zurück.«

»Um welche Zeit war das?«

»Warten Sie - wir sind etwa um zwanzig vor drei aufgebrochen - oder ein wenig später. Megan wollte erst mitkommen, hat sich's aber dann anders überlegt. Sie zog mit ihrem Fahrrad los. Sie hat eine wahre Leidenschaft für's Velofahren.«

»Ich meine, wie spät war es, als Sie zurückkamen, um die Köder zu holen? Sind Sie ins Haus hineingegangen?«

»Nein, ich hatte das Zeug rückwärts im Gewächshaus liegen gelassen.«

»Sahen Sie Megan oder Agnes?«

»Megan muß, glaube ich, schon fort gewesen sein. Nein, Agnes habe ich nicht gesehen. Ich habe überhaupt niemanden gesehen.«

»Und danach gingen Sie fischen?.

»Ja, wir gingen zum Fluß. Gefangen haben wir nichts. Wir fangen fast nie etwas, aber die Buben haben doch Spaß daran. Brian wurde ganz naß. Ich mußte ihn zu Hause umziehen.«

»Am Mittwoch bereiten Sie immer selbst den Tee?«

»Ja. Im Wohnzimmer steht alles für Mr. Symmington bereit, und sobald er aus dem Büro kommt, brühe ich nur schnell den Tee

auf. Die Kinder und ich trinken den Tee im Kinderzimmer - und Megan natürlich auch. Ich habe mein eigenes Service und alles Nötige da oben im Schrank.«

»Um wieviel Uhr sind Sie heimgekommen?«

»Zehn vor fünf. Ich brachte die Knaben hinauf und deckte den Teetisch. Dann, um fünf Uhr, als Mr. Symmington kam, ging ich hinunter, um seinen Tee zu machen. Er aber sagte, er wolle ihn mit uns im Kinderzimmer trinken. Die Buben hatten solche Freude! Wir spielten Pfänderspiele - gräßlich, jetzt daran zu denken - wir spielten - während das arme Mädchen im Schrank steckte ...«

»Wird der Schrank häufig geöffnet?«

»O nein, es ist nur Gerümpel darin. Die Hüte und Mäntel hängen in der Garderobe, gleich rechts wenn man hereinkommt. Es kann geschehen, daß monatelang kein Mensch an den Schrank geht.«

»Soso. Und Sie bemerkten bei Ihrer Heimkehr nichts Ungewöhnliches, ganz und gar nichts Abnormales?.

Ihre blauen Augen öffneten sich weit.

»Ach nein, Herr Inspektor, nicht das geringste. Alles war genauso wie immer. Das ist ja gerade das Schreckliche an der Sache.«

»Und vorige Woche?«

»Sie meinen, an dem Tag, an dem Mrs. Symmington —«

»Jawohl..

»Ach damals war es entsetzlich - ganz entsetzlich!«

»Jaja, ich weiß. Auch damals waren Sie den ganzen Nachmittag fort?«

»Ja gewiß. Ich führe die Buben jeden Nachmittag spazieren - wenn das Wetter schön genug ist. Wir lernen nur am Vormittag. Ich erinnere mich, daß wir damals zum Moor hinaufgingen - einen ziemlich weiten Weg. Ich hatte schon Angst, zu spät zu kommen, denn gerade als ich durchs Gartentor ging, sah ich Mr.

Symmington am anderen Ende der Straße aus dem Büro kommen - und ich hatte noch nicht einmal das Teewasser aufgesetzt. Aber es war gerade zehn Minuten vor fünf.«

»Sie sind nicht zu Mrs. Symmington hinaufgegangen?«

»O nein. Das habe ich nie getan. Sie ruhte immer nach dem Mittagessen. Sie litt unter neuralgischen Anfällen - die traten meistens nach den Mahlzeiten auf. Doktor Griffith hat ihr Pillen verschrieben. Nach Tisch legte sich Mrs. Symmington immer hin und versuchte zu schlafen..

Mit gleichgültiger Stimme fragte Nash:

»So brachte man ihr also die Post nicht hinauf?«

»Die Nachmittagspost? Nein, sobald ich heimkam, sah ich im Briefkasten nach und legte alles auf den Tisch in der Halle.

Sehr oft jedoch kam Mrs. Symmington herunter und holte sich selbst die Post. Sie hat ja nicht den ganzen Nachmittag geschlafen. Meistens war sie gegen vier Uhr wieder auf.«

»Und Sie glaubten nicht, daß irgend etwas los sei, weil sie an jenem Nachmittag nicht auf war?«

»O nein, nicht im Traum habe ich an so etwas gedacht! Mr. Symmington hängte seinen Mantel auf, und ich sagte: »Der Tee ist noch nicht ganz fertig, aber das Wasser kocht sofort«, und er nickte und rief: »Mona, Mona!« - und dann, als Mrs. Symmington keine Antwort gab, ging er hinauf in ihr Schlafzimmer ... Es muß ein schrecklicher Schock für ihn gewesen sein. Er rief mich, und ich kam, und er sagte: »Halten Sie die Kinder fern«, und dann rief er Doktor Griffith an, und wir vergaßen das Teewasser vollständig - der Boden des Teekessels war völlig durchgebrannt! Ach du lieber Gott, wie entsetzlich das alles war! Und beim Essen war sie noch so vergnügt und munter.«

Unvermittelt fragte Nash:

»Und was ist Ihre Meinung über jenen Brief, den sie damals erhalten hatte, Miss Holland?«

Elsie Holland erwiderte entrüstet:

»Den finde ich niederträchtig - niederträchtig !«

»Ja gewiß, das meine ich nicht. Glauben Sie, daß sein Inhalt wahr ist?«

Mit Entschiedenheit sagte das Mädchen:

»Nein, weiß Gott, das glaube ich nicht. Mrs. Symmington war sehr zart besaitet, ungewöhnlich zart besaitet. Sie mußte alle möglichen Mittel für ihre Nerven nehmen. Und sie war auch sehr - nun ja - ein wenig prüde.. Elsie errötete. »Etwas derartig - derartig Unanständiges - muß sie tief verletzt haben.«

Nach einem Augenblick des Schweigens fragte Nash weiter:

»Haben Sie selbst auch schon einen von diesen Briefen bekommen, Miss Holland?«

»Nein. Nein, keinen.«

»Sind Sie dessen ganz sicher? Bitte« - er hob die Hand -»geben Sie mir keine übereilte Antwort. Es ist nicht angenehm, eine derartige Zuschrift zu bekommen, das weiß ich. Darum wollen manche Leute gar nicht zugeben, daß ihnen ein solcher Wisch ins Haus geflogen ist. In diesem Fall jedoch ist es außerordentlich wichtig für uns, von jedem einzelnen Brief zu erfahren. Die Behauptungen, die jeweils darin aufgestellt werden, sind durchwegs gemeine Lügen, das wissen wir ganz genau. Sie brauchen sich also nicht zu genieren.«

»Aber ich habe keinen bekommen, Herr Oberinspektor. Wahrhaftig, keinen einzigen.«

Sie war ganz aufgeregt, beinahe in Tränen, und ihr Leugnen klang durchaus ehrlich.

Als sie sich wieder zu den Kindern begeben hatte, ging Nash ans Fenster und blickte hinaus.

»Nun also«, murmelte er, »so liegen die Dinge. Sie sagt, sie habe keinen derartigen Brief erhalten. Und es klingt, als spräche sie die Wahrheit.«

»Gewiß, sie war aufrichtig. Dessen bin ich ganz sicher.«

»Hm«. machte Nash, »dann möchte ich nur eines wissen: warum, zum Teufel, hat gerade sie keinen Brief bekommen?«

Da ich ihn anstarrte, fuhr er ungeduldig fort:

»Sie ist doch ein hübsches Mädchen, nicht wahr?«

»Sogar mehr als hübsch.«

»Ganz richtig. Man kann ruhig sagen, sie ist ungewöhnlich schön. Und sie ist jung. Ja, sie scheint mir eigentlich genau das Objekt, das ein anonymer Briefschreiber sich aussuchen würde. Warum wurde sie also übergangen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das ist nämlich interessant, glauben Sie mir«, beharrte Nash.

»Das muß ich Graves erzählen. Er wollte ja wissen, ob wir ihm eine Person nennen könnten, die ganz bestimmt keinen Brief erhalten hat.«

»Sie ist schon die zweite Person«, stellte ich fest. »Emily Barton hat auch keinen bekommen.«

Nash kicherte in sich hinein.

»Sie müssen nicht alles glauben, was man Ihnen erzählt, Mr. Burton. Miss Barton hat sehr wohl einen bekommen - mehr als einen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ihr treu ergebener Drache, bei dem sie wohnt, hat es mir erzählt - ihre frühere Magd oder Köchin, Florence Elford.

Und wie empört sie wart Hat direkt nach dem Herzblut des Schreibers gelehzt.«

»Warum gab denn Miss Emily nicht zu, daß sie solche Briefe erhalten hat?«

»Weil sie so zimperlich ist. Die Ausdrücke in diesen Episteln sind nicht gerade vornehm. Der Hauptinhalt von Miss Bartons Leben war, allem Ordinären und Derben auszuweichen.«

»Was stand in den Briefen?«

»Das Übliche. In ihrem Fall besonders lächerlich. Und ganz nebenbei noch die Beschuldigung, sie habe ihre alte Mutter und fast alle ihre Schwestern vergiftet!«

Ungläubig rief ich:

»Wollen Sie wirklich behaupten, daß dieses gefährlich verrückte Geschöpf hier herumläuft, ohne daß wir es erwischen können - und zwar sofort?«

»Wir werden die »Schattenhand« erwischen.« Nashs Stimme klang hart. »Sie wird einen einzigen Brief zu viel schreiben.«

»Aber, Herrgott, Mann - Jetzt wird sie doch nicht mehr fortfahren mit diesem Zeug - jetzt nicht mehr.«

Er sah mich an.

»Oh doch, sie wird damit fortfahren. Sehen Sie, sie kann es nicht mehr lassen. Es ist eine krankhafte Sucht. Geben Sie sich keiner Täuschung hin - die Briefe werden nicht aufhören.«

24

Bevor ich das Haus verließ, suchte ich Megan auf. Sie war im Garten und schien beinahe wieder sie selbst zu sein. Ganz fröhlich begrüßte sie mich.

Ich schlug ihr vor, wieder auf eine Weile zu uns zu ziehen, aber nach kurzem Zögern schüttelte sie den Kopf.

»Es ist sehr nett von Ihnen - aber ich will doch lieber hierbleiben. Schließlich und endlich bin ich - nun ja, ich bin doch wohl hier - daheim. Und ich glaube, daß ich auch bei den Kindern ein bißchen helfen kann.«

«Schön«, sagte ich, »wie du willst.«

»Ja, ich will doch lieber bleiben. Ich kann doch - ich darf doch -«

»Nun?« ermunterte ich sie.

»Wenn - wenn irgend etwas Schreckliches passiert, dann darf ich Sie doch anrufen, nicht wahr? Und dann kommen Sie, wie?«

Ich war gerührt.

»Selbstverständlich. Aber was glaubst du denn, was könnte denn Schreckliches passieren?«

»Ach, ich weiß nicht.« Sie schien unsicher. »Jetzt passiert doch dauernd etwas Schlimmes, wie?«

»Um Christi willen«, bat ich, »stöbere nicht noch mehr Leichen auf! Das tut dir nicht gut.«

Ein schwaches Lächeln huschte über ihr Gesicht.

»Bestimmt nicht. Mir ist davon schrecklich elend geworden.«

Ich ließ sie ungerne zurück. Aber immerhin war sie - wie sie selbst gesagt hatte - hier daheim. Auch hoffte ich, daß Elsie Holland sich jetzt einer größeren Verantwortung für Megan bewußt sein würde.

Nash und ich fuhren nach dem »Waldheim«. Während ich Joanna die Ereignisse dieses Vormittags mitteilte, befaßte sich Nash mit unserer Partridge. Nach einer Weile erschien er wieder mit entmutigtem Gesicht.

»Hier finden wir keine große Hilfe. Wie Ihre Haushälterin behauptet, hat Agnes nur gesagt, sie mache sich über etwas Sorgen, wisse nicht, was tun und möchte Miss Partridge um ihren Rat bitten.«

»Hat das die Partridge irgendwem weitergesagt?« erkundigte sich Joanna.

Nash nickte grimmig.

»Ja, der Mrs. Emory - Ihrer Aufwartefrau. Soweit ich herausfinden konnte, hat sich die Partridge ungefähr so geäußert, daß es noch junge Frauenspersonen gäbe, die bereit sind, von Älteren Ratschlägen anzunehmen, und sich nicht einbilden, daß sie alles selbst am besten wissen! »Agnes Woddell ist vielleicht nicht sehr klug, aber ein braves, respektvolles Mädchen mit guten Manieren!««

»Wie die Partridge sich aufspielt«, murmelte Joanna. »Und Mrs. Emory hat es möglicherweise im ganzen Ort herum erzählt, nicht wahr?«

«Bestimmt, Miss Burton.«

»Eines überrascht mich«, bekannte ich. »Warum sind meine Schwester und ich auch unter den Empfängern der anonymen

Briefe? Wir sind hier fremd - niemand kann einen Groll gegen uns hegen.«

»Sie sehen die niedere Einstellung der »Schattenhand« noch immer nicht ganz richtig. Jede neue Bekanntschaft ist Wasser auf ihre Mühle. Man kann sagen, ihr Groll richtet sich gegen die ganze Menschheit.«

»Wahrscheinlich war es das, was Mrs. Dane Calthrop gemeint hat«, äußerte meine Schwester nachdenklich.

Nash sah sie forschend an, doch sie setzte nichts mehr hinzu.

Da meinte er:

»Ich weiß nicht, ob Sie sich zufällig das Kuvert Ihres Briefes genau angesehen haben, Miss Burton. Wenn ja, dann haben Sie vielleicht bemerkt, daß es ursprünglich an Miss Barton adressiert war, und daß man aus dem a später ein u gemacht hat.«

Wäre uns der Sinn dieser Beobachtung klar geworden, so hätten wir den Schlüssel zu dem ganzen Problem in Händen gehabt. Keiner von uns sah jedoch etwas Besonderes an Nashes Hinweis.

Der Oberinspektor empfahl sich.

Als ich mit Joanna allein war, begann sie sofort:

»Du glaubst doch nicht, daß der Brief wirklich für Miss Barton bestimmt war, oder?«

»In dem Fall würde er kaum mit »du angemaltes Nuttchen« begonnen haben«, gab ich zu bedenken, und Joanna stimmte mir zu.

Dann schlug sie vor, ich solle hinunter in die Stadt gehen.

»Du mußt hören, was die Leute reden. Es wird natürlich die Sensation des Tages sein!«

Ich forderte sie auf mitzukommen, doch zu meiner Überraschung lehnte sie ab. Sie erklärte, sie wolle sich ein wenig im Garten betätigen.

An der Türe blieb ich stehen und senkte die Stimme. »Die Partridge - die ist es wohl nicht gewesen.«

Als ich das Erstaunen in der Stimme meiner Schwester hörte, schämte ich mich dieses Einfalls und entschuldigte mich eilig:

»Es ging mir nur so durch den Kopf. Sie ist doch in gewisser Beziehung etwas sonderbar - eine verbissene alte Jungfer - der Frauentyp, der leicht von religiösem Wahn befallen werden könnte.«

»Hier handelt es sich doch gar nicht um religiösen Wahn - das hat wenigstens Graves gesagt.«

»Nun gut, um sexuellen Wahn. Die eine Psychose ist mit der anderen oft genug verbunden, wie man mir erklärt hat. Die Partridge ist voll von Hemmungen und Vorurteilen. Jahre hindurch ist sie mit einem Haufen alter Frauen zusammen hier eingesperrt gewesen.«

»Wie kommst du nur auf diese Idee?« ich entgegnete bedächtig.

»Nun, wir haben ja keinen anderen Beweis für das, was Agnes am Telefon gesagt hat - keinen anderen Beweis als Partridges Worte. Angenommen, Agnes hat gefragt, warum sie, die Partridge, an jenem Tag zu den Symingtons gekommen sei und den bewußten Brief dort abgegeben habe - und angenommen, die Partridge hat darauf erwidert, sie wolle Agnes am Nachmittag besuchen und ihr die Sache erklären ...«

»Und das wollte sie dann vertuschen, indem sie zu uns kam und um Erlaubnis bat, das Mädchen hier empfangen zu dürfen:«

»Jawohl.«

»Aber Miss Partridge ist gestern nachmittag doch gar nicht ausgegangen.«

»Das wissen wir nicht. Du mußt bedenken, wir waren ja selber fort.«

»Ja, das ist wahr. Ganz unmöglich ist es wohl kaum ...« Joanna grübelte nach. »Aber ich glaube es trotzdem nicht. Ich glaube nicht, daß unsere Partridge so gescheit wäre, alle ihre Spuren zu verwischen, die Fingerabdrücke zu vermeiden, und all das. Dazu braucht man nicht nur Geschicklichkeit - sondern auch Wissen.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie ein solches Wissen besitzt. Eher halte ich es für möglich —« Joanna zögerte, dann fragte sie langsam: »Ihr wißt bestimmt, daß es eine Frau ist, ja?«

»Du denkst noch nicht an einen Mann?« rief ich ungläubig.

»Nein - nicht an einen gewöhnlichen Mann - aber an einen gewissen Typus. Gerade heraus gesagt, ich denke an Mr. Pye.«

»Ausgerechnet dieser Pye!«

»Hast du nicht selbst das Gefühl, daß es bei ihm möglich wäre? Er gehört doch zu diesen Menschen, bei denen man sich gut vorstellen kann, daß sie einsam sind - unglücklich - boshaft. Alle Leute lachen über ihn, weißt du. Ich kann ihn deutlich vor mir sehen, wie er heimlich alle normalen, glücklichen Geschöpfe haßt und seine Taten mit perversen Raffinement ausführt.«

»Graves hat doch gesagt, es müsse eine alte Jungfer sein.«

»Mr. Pye ist ja eine alte Jungfer«, behauptete Joanna.

»Ein armes Zwitterwesen«, sagte ich nachdenklich.

»Ganz richtig. Er ist reich, aber Geld ist nicht alles. Sehr wahrscheinlich ist er innerlich zerrissen. Wirklich, er ist ein unheimlicher Kerl.«

»Vergiß nicht, daß er selbst auch einen Brief bekommen hat.«

»Das wissen wir nicht«, betonte Joanna. »Das haben wir nur angenommen. Und außerdem hat er möglicherweise damals Komödie gespielt.«

«Für uns?«

»Ja. Er ist klug genug, sich auch diese Nuance auszudenken - und nichts zu übertreiben.«

»Da muß er aber ein erstklassiger Schauspieler sein.«

»Selbstverständlich, Jerry; wer immer das getan hat, muß auf jeden Fall ein erstklassiger Schauspieler sein. Darin besteht ja auch zum Teil das Vergnügen an der Sache.«

»Um Himmels willen, Joanna, sprich nicht so verständnisvoll! Du tust ja beinahe so, als könntest du diese - Mentalität verstehen.«

»Das kann ich wohl auch. Ich kann mich recht gut hineindenken. Wenn ich nicht Joanna Burton wäre, wenn ich nicht jung wäre und halbwegs hübsch und ein angenehmes Leben - führen könnte, wenn ich, wie soll ich es nennen, jenseits des Zaunes stünde und zusehen müßte, wie die anderen im Garten das Leben genießen, dann würde etwas Dunkles, etwas Böses mein Inneres überfluten und in mir den Wunsch erwecken, weh zu tun, zu quälen - ja sogar zu vernichten!«

»Joanna!«

Ich packte sie bei den Schultern und schüttelte sie. Sie seufzte auf, ein Schauer überlief sie, und sie lächelte mich an.

»Jetzt hab' ich dich erschreckt, nicht wahr, Jerry? Aber es kommt mir so vor, als wäre dies der richtige Weg, an das Problem heranzutreten. Man muß sich ganz und gar in den Schuldigen hineinversetzen, wissen, was er fühlt und was ihn zum Handeln treibt, und dann - und darin kann man vielleicht wissen, was er als nächstes tun wird.«

»Zum Kuckuck noch mal!« rief ich. »Und ich bin hierhergezogen, um einmal so richtig zu vegetieren und mich für die netten kleinen Dorfskandale zu interessieren.. Die netten Meinen Dorfskandale! Verleumdung, Beschimpfung, Obszönität - und Mord ...«

25

Joanna hatte ganz recht gehabt. In der Hauptstraße wimmelte es von interessanten Menschengruppen. Ich war entschlossen, von allen der Reihe nach zu erfahren, wie sie auf diese neue Schreckensnachricht reagierten.

Zuerst traf ich Griffith. Er sah so furchtbar elend und müde aus, daß ich mich wundern mußte. Ein Mordfall gehört bestimmt nicht zur Alltagsarbeit eines Arztes; sein Beruf bringt es jedoch mit sich, daß er ziemlich mit allen Gebieten, die das menschliche

Leiden umfaßt, zu tun bekommt, mit der häßlichen Seite der menschlichen Natur und mit dem Tod in beinahe jeder Form.

»Sie sehen ganz erledigt aus«, bemerkte ich.

»Wahrhaftig?« Er schien zerstreut. »Na ja. Ich habe in letzter Zeit ein paar schwere Fälle gehabt.«

»Inklusive unsern hoffnungslos schweren Fall von Wahnsinn?«

»Auch den - gewiß.« Er wandte den Blick von mir ab und schaute auf die andere Seite der Straße. Ich sah in seinem Augenlid einen feinen Nerv zucken.

»Sie haben keinerlei Verdacht auf - irgendwen?«

»Nein. Nein. Ich wünschte bei Gott, ich hätte einen.«

Ganz unvermittelt fragte er nach Joanna und teilte mir zögernd mit, er habe ein paar Fotografien bei sich, die sie zu sehen gewünscht hatte.

Ich erbot mich, sie für meine Schwester mitzunehmen.

»Ach, es ist nicht so wichtig. Ich komme sowieso später an Ihrem Haus vorbei.«

Mir wurde angst, daß es Griffith ganz schlimm gepackt habe. Diese verflixte Joanna! Griffith war zu gut dazu, um als Skalp an ihrem Gürtel zu hängen.

Ich ließ ihn gehen, denn ich sah seine Schwester kommen, und dieses Mal hatte ich den Wunsch, mit ihr zu sprechen.

Aimée Griffith begann, als wären wir inmitten eines Gespräches.

»Einfach empörend!« Sie strahlte. »Wie ich höre, waren Sie dort - schon ganz früh am Morgen?«

In diesen Worten lag eine Frage, und ihre Augen glitzerten. als sie die Worte »früh am Morgen« dehnte. Ich hatte nicht die Absicht, ihr zu erzählen, daß Megan bei mir angeläutet hatte. Statt dessen sagte ich:

»Wissen Sie, ich war gestern abend ein wenig besorgt. Das Mädchen Agnes hätte unsere Haushälterin zum Tee besuchen sollen und ist nicht erschienen.«

»Und da fürchteten Sie gleich das Schlimmste? Das ist aber blitzgescheit von Ihnen!«

»Allerdings«, gab ich zurück, »ich bin eben ein richtiger Spürhund.«

»Dies ist der erste Mordfall, den wir in Lymstock haben. Die Aufregung unter der Bevölkerung ist entsetzlich. Ich hoffe, die Polizei wird der Sache Meister.«

»Darüber würde ich mir keine Sorgen machen«, tröstete ich, »sie haben dort sehr tüchtiges Personal.«

»Ich kann mich nicht einmal erinnern, wie das Mädchen aussah - obwohl sie mir wahrscheinlich dutzende Male die Türe geöffnet hat. Ein ruhiges, unscheinbares kleines Ding. Auf den Kopf geschlagen - und dann in den Nacken gestochen - wie mir Owen sagt. Scheint mir ein Liebhaber gewesen zu sein. Was glauben Sie?«

»Dahin also geht Ihr Verdacht?«

»Es ist doch das Wahrscheinlichste. Vermutlich haben sie gestritten. Hier in der Gegend sind die Leute sehr unbeherrscht - und viele sind auch erblich belastet.« Nach kurzer Pause fuhr sie fort: »Ich höre, Megan Hunter hat die Leiche gefunden? Das muß aber ein tüchtiger Schock für sie gewesen sein.«

»Jawohl«, erwiderte ich kurz.

»So etwas ist wohl nicht besonders gut für sie, das kann ich mir vorstellen. Nach meiner Meinung ist sie ein wenig schwach im Kopf, und ein derartiges Erlebnis kann sie völlig aus dem Häuschen bringen!«

Plötzlich faßte ich einen Entschluß. Ich mußte etwas von ihr erfahren.

»Sagen Sie einmal, Miss Griffith, sind Sie es gewesen, die Megan gestern überredet hat, nach Hause zurückzukehren?«

»Nun, ich möchte nicht gerade sagen: überredet ...

Ich war von meinem Kurs nicht abzubringen.

»Sie haben also doch etwas diesbezügliches mit ihr besprochen?«

Aimée Griffith stellte sich in Positur und blickte mir gerade in die Augen; sie befand sich augenscheinlich in Verteidigungsstellung.

»Es tut nicht gut, wenn sich junge Menschen vor der Verantwortung drücken. Megan ist jung - und kennt die bösen Zungen nicht! Daher fühlte ich mich verpflichtet, ihr einen Fingerzeig zu geben.«

»Böse Zungen — ?« Ich brach ab, zu wütend, um weiterzusprechen.

Mit einer überlegenen Selbstgefälligkeit, die mich toll machen konnte und die ihre hervorstechendste Eigenschaft war, fuhr Aimée Griffith fort:

»Allerdings, Sie hören die vielen Klatschgeschichten nicht, die hier die Runde machen. Aber ich wohl! Ich weiß, was die Leute reden. Nicht daß ich eine Sekunde lang glauben würde, es sei etwas Wahres daran - seien Sie überzeugt, nicht eine Sekunde lang! Aber ich kenne die Menschen; wenn sie etwas Boshafes sagen können, dann tun sie es! Und das könnte dem Mädchen schaden - wo sie doch ihren Lebensunterhalt verdienen muß.«

»Ihren Lebensunterhalt verdienen?« wiederholte ich verwirrt.

»Sie ist natürlich in einer schwierigen Situation«, fuhr Aimée Griffith fort. »Ich finde, sie hat den richtigen Weg gewählt. Sie hätte doch nicht von einem Moment auf den anderen kündigen und die Kinder ohne Aufsicht und Wartung zurücklassen können. Sie hat sich großartig benommen - einfach großartig. Das sage ich auch jedem Menschen. Aber so ist es nun mal: sie hat eine beneidenswerte Anstellung, und die Leute werden reden.«

»Von wem sprechen Sie denn eigentlich?« erkundigte ich mich.

»Von Elsie Holland natürlich«, gab Aimée ungeduldig zurück.

»Nach meiner Ansicht ist sie ein außerordentlich nettes Mädchen, das nur seine Pflicht getan hat.«

»Und was reden die Leute?«

Aimée Griffith lachte; es war ein recht unangenehmes Lachen, wie ich fand.

»Sie sagen, daß Elsie bereits die Möglichkeit erwägt, Mrs. Symmington Nummer zwei zu werden - daß sie alles daran setzt, den Witwer zu trösten und sich unentbehrlich zu machen.«

»Um Gottes willen«, rief ich entrüstet, »Mrs. Symmington ist doch erst eine Woche tot!«

Aimée zuckte die Achseln.

»Natürlich. Es ist Unsinn! Aber Sie wissen ja, wie die Leute sind! Die kleine Holland ist jung und hübsch - das genügt. Und dann müssen Sie bedenken, die Stellung einer Erzieherin ist nicht sehr aussichtsreich für ein junges Mädchen. Ich würde ihr gar keinen Vorwurf machen, wenn sie sich ein Heim und einen Mann wünschen und ihre Karten dementsprechend mischen würde. Selbstverständlich hat der arme Dick Symmington keine Ahnung von all dem! Er ist noch völlig gebrochen durch Monas Tod. Aber Sie wissen ja, wie die Männer sind! Wenn das Mädchen ständig um ihn ist, wenn sie es ihm behaglich macht, für ihn sorgt und offenbar auch die Kinder sehr liebt - nun, dann wird er ganz abhängig von ihr werden.«

Ich sagte ruhig:

»Sie halten also Elsie Holland für eine berechnende Dirne.«

Die muntere Dame errötete.

»Durchaus nicht! Das Mädchen tut mir leid - weil die Leute so häßliche Sachen reden. Das war auch mehr oder weniger der Grund, weshalb ich Megan sagte, sie solle wieder heimkehren. Es sieht so besser aus - als wenn Dick Symmington und das Mädchen allein im Haus sind.«

Ich begann nach und nach Verschiedenes zu verstehen.

Miss Griffith stieß ihr heiteres Lachen aus.

»Unsere verklatschte kleine Stadt schockiert Sie wohl, Mr. Burton. Ich kann Ihnen eines sagen - hier denkt man immer von allen das Schlechteste!«

Sie lachte, nickte und schlenderte davon.

Bei der Kirche stieß ich auf Mr. Pye. Er sprach mit Emily Barton, die mit gerötetem, aufgeregtem Gesicht dastand.

Mr. Pye begrüßte mich mit allen Zeichen des Entzückens.

»Ah, Mr. Burton, guten Morgen, guten Morgen! Wie geht es Ihrer reizenden Schwester?«

Ich versicherte ihm, Joanna befinde sich wohl.

»Sie nimmt aber nicht an unserem Dorfparlament teil? Wir sind alle ganz außer uns wegen dieser furchtbaren Nachrichten. Mord! Ein richtiger Mord, wie in der Sonntagsausgabe, hier, in unsrer Mitte!«

»So ein nettes Mädchen«, klagte Miss Barton. »Sie ist direkt aus dem St.-Clothilde-Waisenhaus zu mir gekommen. Ein einfaches, unerzogenes Kind, aber sehr gutwillig. Sie ist ein so braves kleines Dienstmädchen geworden. Die Partridge hatte große Freude an ihr.«

»Sie hätte gestern zu Miss Partridge zum Tee kommen sollen«, warf ich rasch ein. Dann wandte ich mich an Pye. »Das hat Ihnen Aimée Griffith wohl schon erzählt.«

Mein Ton war ganz beiläufig, und Mr. Pye antwortete scheinbar ohne jedes Mißtrauen:

»Sie hat es erwähnt, jawohl. Ich erinnere mich, sie hat gesagt, es sei etwas Neues, daß Dienstmädchen das Telefon ihrer Herrschaft benutzen.«

»Meiner Partridge würde so etwas nicht im Traum einfallen«, entrüstete sich Miss Barton, »und ich muß mich wirklich wundern, daß Agnes es getan hat.«

Ich mischte mich ein, denn ich wollte nicht, daß sich dieses Gespräch nun ausschließlich den Haushaltssorgen zuwen-
de.

»Die Nachricht von dem Mord hat sich sehr rasch verbreitet«, bemerkte ich.

»Gewiß, gewiß«, bestätigte Mr. Pye. »Gevatter Schuster und Handschuhmacher, Metzger, Bäcker, Milchmann und Konsorten - die bösen Zungen rühren sich! Unser Lymstock - o weh! -, das geht vor die Hunde. Anonyme Briefe, Mord, eine ganze Auswahl von Verbrechen.«

Emily Barton murmelte nervös:

»Kein Mensch sagt - die Polizei glaubt durchaus nicht - daß - daß die Briefe mit dem Mord zusammenhängen.«

Mr. Pye stürzte sich auf diese Idee.

»Ein hochinteressanter Fall! Das Mädchen wußte etwas - und wurde deshalb umgebracht. Ja, ja, eine höchst aussichtsreiche Hypothese. Wie klug Sie sind, auf so etwas zu kommen.«

«Ich - ich halte das nicht aus.«

Emily Barton stieß die Worte erregt hervor, drehte sich um und schritt rasch davon.

Mr. Pye sah ihr nach. Sein pausbäckiges Gesicht war in spöttische Falten gelegt.

Dann wandte er sich zu mir und schüttelte leicht den Kopf.

»Eine empfindsame Seele. Ein reizendes Wesen - finden Sie nicht auch? Unverfälschtes neunzehntes Jahrhundert! Sie gehört nicht ihrer eigenen Generation an, wissen Sie, sondern der vorigen. Mit dergleichen Antiquitäten habe ich sehr gern zu tun.«

Ich hatte wenig Lust, über Antiquitäten zu sprechen.

»Ernsthaft, Mr. Pye, was halten Sie von der Sache?«

»Sie meinen?«

»Anonyme Briefe, Mord ...«

»Die Hochflut von Verbrechen hier am Ort? Was halten Sie selbst davon?«

»Ich habe Sie zuerst gefragt«, beharrte ich liebenswürdig.

»Wissen Sie, ich bin Spezialist für Abnormitäten«, erklärte Mr. Pye sanft. »Für so etwas interessiere ich mich sehr. Menschen, von denen man es nie im Leben erwartet hätte, tun oft ganz phantastische Dinge. Bei solchen Gelegenheiten lautet mein Rat für die Polizei: Psychoanalyse. Laßt eure Fingerabdrücke beiseite, eure Messungen, eure graphologischen Studien und eure Mikroskope. Beachtet statt dessen, wie die Menschen ihre Hände bewegen, achtet auf ihre kleinen Absonderlichkeiten, auf die Art, wie sie essen und wie sie manchmal ohne ersichtlichen Grund lachen.«

Ich zog die Brauen hoch.

»Sie meinen, solche Leute sind leicht verrückt?«

»Vollkommen verrückt -«, stellte Mr. Pye fest. »Aber kein Mensch merkt es.«

»Wer zum Beispiel?«

Sein Blick traf den meinen. Er lächelte.

»Nein, nein, mein lieber Burton, das wäre ja Verrat. Wir wollen all den übrigen Missetaten nicht auch noch Verrat hinzufügen.«
Und er trippelte munter die Straße hinab.

27

Als ich noch dastand und ihm nachstarrte, öffnete sich die Kirchentür, und der Herr Pfarrer Caleb Dane Calthrop kam heraus.

Er lächelte mir zerstreut zu.

»Guten - guten Morgen?, Mr. - eh - eh —«

»Burton«, half ich ihm.

Er betrachtete mich forschend.

»Aber etwas - etwas - ach ja richtig, dieses arme, unglückliche Kind, das bei den Symingtons in Stellung war. Ich muß geste-

hen, ich kann es kaum glauben, daß wir einen Mörder in unserer Mitte haben, Mr. - eh - Burton.«

»Ja, es kommt einem ganz abenteuerlich vor.«

»Noch etwas anderes ist mir soeben zu Ohren gekommen.« Er beugte sich zu mir. »Ich höre, daß der eine und der andere in der Gemeinde - anonyme Briefe erhalten hat. Haben Sie auch schon etwas Derartiges munkeln hören?«

»Allerdings.«

»Feige, hinterhältige Taten.« Er hielt inne und überschüttete mich daran mit einem Strom lateinischer Zitate. »Diese Worte von Horaz passen sehr gut hierher, finden Sie nicht auch?«

»Sie passen tadellos«, sagte ich.

28

Es schien niemanden mehr zu geben, mit dem ich ein aufschlußreiches Gespräch hätte führen können, so ging ich heim und kaufte unterwegs noch etwas Tabak und eine Flasche Sherry, um zu hören, wie das einfache Volk über das Verbrechen dachte. »Ein niederträchtiger Landstreicher hat es getan.« Dies schien die allgemeine Ansicht zu sein.

»Sie kommen an die Türen, diese Kerle, und jammern und betteln, und dann, wenn ein Mädel allein im Hause ist, dann werden sie zudringlich. Meine Schwester Dora, drüben in Combearce, die hat auch einmal so ein abscheuliches Erlebnis gehabt - betrunken war er, das Schwein, und hat Ansichtskarten verkauft ...«

Ein paar Minuten vor dem Mittagessen langte ich im »Waldheim« an.

Joanna stand am Wohnzimmerfenster, tat gar nichts und sah so aus, als wären ihre Gedanken meilenweit entfernt.

»Was hast du die ganze Zeit getrieben?« fragte ich sie.

»Ach, ich weiß nicht. Nichts Besonderes.«

Ich trat auf die Veranda hinaus. Zwei Stühle waren an ein Eisentischchen gerückt, auf dem zwei leere Sherrygläser standen. Auf einem dritten Stuhl lag ein Gegenstand, den ich eine Weile mit Verwunderung betrachtete.

»Was ist denn das, um Himmels willen?«

»Oh«, machte Joanna. »Ich glaube, das ist die Fotografie einer kranken Milz, oder sonst was. Doktor Griffith scheint zu glauben, daß ich mich dafür interessiere.«

Ich sah mir das Röntgenbild mit einigem Interesse an. Jeder Mann hat seine eigene Art, dem weiblichen Geschlecht zu huldigen. Ich persönlich hätte nicht gerade die Fotografie einer Milz gewählt, mag sie nun krank oder gesund sein. Und doch hatte Joanna den Arzt fraglos darum gebeten!

»Sieht ziemlich scheußlich aus«, stellte ich fest Joanna gab mir recht.

»Wie war's mit Griffith?« wollte ich wissen.

»Er sah müde aus und sehr unglücklich. Ich glaube, es bedrückt ihn etwas.«

»Vielleicht eine Milz, die auf seine Behandlung nicht reagiert?«

»Sei nicht albern. Ich meine etwas Wirkliches.«

»Ich will dir mal was sagen: Ich glaube, du bist es, die den guten Mann bedrückt. Ich wollte, du würdest die Hände von ihm lassen, Joanna.«

»Ach, schweig still. Ich habe doch gar nichts getan.«

»Das sagen die Frauen immer.«

Joanna sauste ärgerlich aus dem Zimmer.

Die kranke Milz fing an, sich in der Sonne zusammenzurollen. Ich nahm sie an einer Ecke und trug sie ins Wohnzimmer. Mir selbst war sie nicht besonders lieb und wert, aber ich nahm an, daß sie für Griffith einen besonderen Schatz darstellte.

Ich kniete vor dem Bücherschrank nieder und zog aus dem untersten Regal einen schweren Band, um das Röntgenbild

zwischen den Blättern wieder flach zu pressen. Es war ein dicker Wälzer, eine Sammlung alter Predigten. Überraschenderweise öffnete sich das Buch in meiner Hand. In der nächsten Minute sah ich, warum.

Aus seiner Mitte waren ein paar Seiten säuberlich herausgeschnitten.

29

Ich stand da und starrte darauf nieder. Dann schlug ich die Titelseite auf. Das Buch war aus dem Jahre 1840.

Es gab keinen Zweifel. Ich hielt den Band in Händen, aus dessen Seiten die anonymen Briefe zusammengesetzt waren. Wer hatte die fehlenden Blätter herausgeschnitten?

Erstens einmal konnte es Emily Barton selbst gewesen sein. Es war vielleicht am nächstliegenden, an sie zu denken. Zweitens kam auch Miss Partridge in Betracht.

Es gab jedoch noch andere Möglichkeiten. Irgend jemand, der zufällig allein in diesem Zimmer war, hätte die Seiten heraus-schneiden können, ein Besuch zum Beispiel, der da saß und auf Miss Emily wartete ... Oder jemand, der geschäftlich vorsprach.

Nein, dies war nicht sehr wahrscheinlich. Eines Tages, als ein Bankbeamter mich besucht hatte, war er von der Partridge in das kleine Frühstückszimmer geführt worden. Das entsprach offenbar den Gewohnheiten des Hauses.

Also war es ein Gast? Ein »Mitglied der guten Gesellschaft«? Mr. Pye? Aimée Griffith? Mrs. Dane Calthrop?

Der Gong ertönte, und ich ging zu Tisch. Nachher, im Wohnzimmer, zeigte ich Joanna meinen Fund.

Wir besprachen ihn von jedem Gesichtspunkt aus. Dann brachte ich das Buch auf die Polizei.

Dort waren sie von meiner Entdeckung begeistert, klopfen mir auf den Rücken und lobten mich für etwas, das letzten Endes nichts als pures Glück war.

Graves war nicht anwesend, nur Nash, der dem andern sofort telefonierte. Sie durchsuchten das Buch nach Fingerabdrücken, obwohl Nash nicht erwartete, etwas zu finden. Er fand auch tatsächlich keine, bis auf meine eigenen und die von Miss Partridge, was nur ein Beweis dafür war, wie gewissenhaft unsere Haushälterin Staub wischte. Nash begleitete mich zurück. Ich fragte ihn, wie er vorwärts käme.

»Wir schließen den Kreis enger, Mr. Burton. Wir sondern die Personen aus, die es nicht gewesen sein können.«

»Aha. Und wer bleibt übrig?«

»Miss Ginch. Sie war gestern nachmittag mit einem Klienten verabredet, in einem Haus an der Straße nach Combreece, das ist die Straße, die bei Symingtons vorbeiführt. Sowohl beim Hin- als auch beim Rückweg mußte sie an Symingtons Haus vorübergehen ... Eine Woche vorher, am Tag, an dem jener anonyme Brief abgegeben wurde und Mrs. Symmington Selbstmord beging, war sie zum letzten Mal in Symingtons Kanzlei. Mr. Symmington glaubte zuerst, Miss Ginch hätte den ganzen Nachmittag hindurch das Büro nicht verlassen. Er selbst hatte Sir Henry Lushington bei sich und läutete ein paar Mal nach seiner Sekretärin. Ich habe nun herausgefunden, daß sie dem Büro doch zwischen drei und vier Uhr fern war. Sie ging fort, um ein paar Flugpostmarken zu besorgen, von denen nur

noch ganz wenige da waren. Der Bürodiener hätte das auch erledigen können, aber Miss Ginch zog es vor, selbst zu gehen, da sie, wie sie sagte, Kopfschmerzen hatte und gerne an die Luft wollte. Sie blieb nicht lange aus.«

»Aber lang genug?«

»Ja, lang genug, um ans andere Ende des Dorfes zu eilen, den Brief in den Kasten zu werfen und zurückzulaufen. Ich muß allerdings zugeben, daß ich niemanden finden kann, der sie in der Nähe von Symmingtons Haus gesehen hat.«

»Würde man sie beobachtet haben?«

»Vielleicht ja, vielleicht auch nein.«

»Und was haben Sie sonst noch auf Lager?« Nash blickte gerade vor sich hin.

»Sie werden verstehen, daß wir niemanden ausschließen dürfen - absolut niemanden.«

»Gewiß«, gab ich zu, »das verstehe ich.«

Nash berichtete ernst:

»Gestern ist Miss Griffith zu einem Pfadfinderinnentreffen nach Brenton gefahren. Sie kam ziemlich spät nach Hause.«

»Sie glauben doch nicht —«

»Nein, ich glaube nichts. Aber ich weiß auch nichts. Miss Griffith scheint mir eine Frau von ungewöhnlich gesundem Menschenverstand. Aber wie gesagt - ich weiß nichts.«

»Was war in der vorigen Woche? Könnte sie den Brief gebracht haben?«

»Das wäre nicht unmöglich. Sie machte an jenem Nachmittag Einkäufe in der Stadt.« Er hielt einen Augenblick inne. »Dasselbe gilt für Miss Emily Barton. Gestern am frühen Nachmittag war sie aus, um Besorgungen zu machen, und eine Woche vorher unternahm sie einen Spaziergang, um Freunde zu besuchen, die unweit von den Symmingtons wohnen.«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Der Fund des zerschnittenen Buches im »Waldheim« mußte notwendigerweise die Auf-

merksamkeit auf die Besitzerin dieses Hauses lenken. Aber wenn ich an Miss Emily dachte, wie sie gestern heimkam, so munter, so liebenswürdig und so freudig erregt ...

Verdammt nochmal - erregt ... Jawohl, erregt - rote Wangen - blitzende Augen — aber doch bestimmt nicht, weil sie - bestimmt nicht, weil sie -

»Ihr Beruf ist ungesund«, sagte ich heiser. »Man sieht alles mögliche - man bildet sich Dinge ein, die —«

»Ja, es ist nicht gerade angenehm, in jedem Nebenmenschen einen verbrecherischen Irren zu suchen.«

Er seufzte und fuhr dann fort:

»Und da haben wir noch diesen Mr. Pye —«

»Sie haben also auch an ihn gedacht?« fiel ich ihm scharf ins Wort.

Nash lächelte.

»Gewiß, an den haben wir sogar sehr gründlich gedacht. Ein sehr merkwürdiger Charakter. Nicht besonders sympathisch, möchte ich sagen. Er hat kein Alibi. An beiden Tagen war er in seinem Garten, allein.«

»Demnach verdächtigen Sie nicht nur Frauen?«

»Ich glaube nicht, daß ein Mann diese Briefe geschrieben hat.

Ja, ich bin sogar überzeugt, daß es kein Mann war - und Graves teilt meine Meinung. Das heißt: ausgenommen unseren Mr. Pye, der einen ungewöhnlich starken weiblichen Zug in seinem Wesen hat. Wegen gestern nachmittag haben wir jeder einzelnen Person nachgeforscht. Hier handelt es sich um einen Mordfall, verstehen Sie. Was Sie betrifft, so ist alles in Ordnung«, lächelte er, »und mit Ihrer Schwester ebenfalls. Mr. Symmington verließ seine Kanzlei nicht, vom Moment an, in dem er hinkam, bis zum Büroschluß. Dr. Griffith machte in entgegengesetzter Richtung seine Patientenbesuche, und ich habe mich von jeder einzelnen dieser Visiten überzeugt.

Er schwieg einen Augenblick lang, lächelte nochmals und schloß:

»Sie sehen, wir sind gründlich.«

Ich sagte zögernd:

»So haben Sie also um diese vier - den Kreis gezogen. Um Miss Ginch, Mr. Pye - Miss Griffith - und die kleine Miss Barton ...«

»Oh nein, nein, wir haben noch zwei in Reserve, nicht zu reden von der Frau Pfarrer.«

»An die denken Sie auch?«

»Wir denken an jeden. Aber Mrs. Dane Calthrop ist etwas zu auffallend verrückt - verstehen Sie, was ich meine? Immerhin, die Möglichkeit für die Tat besteht auch bei ihr. Sie war gestern nachmittag im Wald, um die Vögel zu beobachten - und die Vögel können nicht für sie sprechen.«

Der Oberinspektor drehte sich um, denn Owen Griffith betrat das Polizeibüro.

»Hallo, Nash! Ich höre, Sie haben heute morgen nach mir gefragt. Etwas Wichtiges?«

»Die Kommission tagt am Freitag, wenn Ihnen das paßt, Dr. Griffith.«

»Gut. Moresby und ich arbeiten noch heute den Befund aus.«

»Das ist recht«, nickte Nash. »Und noch etwas, Dr. Griffith. Mrs. Symmington nahm irgendwelche Medikamente, Pulver oder dergleichen, das Sie ihr verschrieben haben —«

Er hielt inne. Von Griffith kam ein fragendes »Ja?«

»Könnte sich eine Überdosis dieses Mittels verhängnisvoll auswirken?«

In sachlichem Ton gab der Arzt Auskunft. »Bestimmt nicht. Außer, man nimmt ungefähr fünfundzwanzig Stück von diesen Tabletten.«

»Aber Sie haben doch Mrs. Symmington einmal davor gewarnt, mehr zu nehmen, als ihr verschrieben war, so sagte mir Miss Holland.«

»Gewiß. Mrs. Symmington war eine von jenen Frauen, die alles übertreiben, was man ihnen verschreibt, und denken, wenn sie

doppelt soviel Medizin nehmen, so wird ihnen das auch doppelt so gut tun. Aber man soll ja auch nicht zuviel Phenazetin oder Aspirin nehmen - es schadet dem Herzen.

Und außerdem - es gibt gar keinen Zweifel über die Todesursache. Es war Zyankali.«

»Ja, das weiß ich. Aber Sie verstehen mich nicht richtig. Ich dachte nur, wenn man Selbstmord begeht, dann nimmt man lieber eine Überdosis Schlafmittel, anstatt sich mit Blausäure vollzustopfen.«

»Ja, gewiß. Andererseits ist Blausäure dramatischer und wird so gut wie sicher wirken. Bei Schlafmitteln hingegen kann man das Opfer ins Leben zurückrufen, wenn noch nicht allzu lange Zeit vergangen ist.«

»Das leuchtet mir ein. Vielen Dank, Dr. Griffith.«

Der Arzt ging, und auch ich verabschiedete mich von Nash.

Langsam wanderte ich den Hügel hinaus, nach Hause. Joanna war aus - zumindest war kein Zeichen ihrer Anwesenheit zu merken. Doch fand ich eine etwas unklare Notiz auf den Telefonblock gekritzelt, die offenbar der Haushälterin oder mir galt.

»Bitte, falls Dr. Griffith anruft: Heute ist es schon zu spät, ich kann nicht mehr mit ihm ausfahren; vielleicht geht es übermorgen oder Montag.«

Ich zog die Augenbrauen hoch und begab mich ins Wohnzimmer. Dort wählte ich den bequemsten Lehnstuhl - (keiner war eigentlich sehr bequem; mit ihren steifen Rücken gemahnten sie an die selige Mrs. Barton) - streckte meine Beine aus und versuchte, die ganze Angelegenheit gründlich durchzudenken.

Mit plötzlichem Ärger erinnerte ich mich, daß die Ankunft des Arztes mein Gespräch mit Nash unterbrochen hatte, gerade als dieser im Begriffe war, mir zwei weitere Verdächtige zu nennen. Ich fragte mich, wer diese beiden wohl sein mochten?

Vielleicht war unsere Partridge eine davon, da sich das zerschnittene Buch nun einmal hier im Hause gefunden hatte. Und diese ahnungslose Agnes wäre also von ihrem Vorbild, ihrer

mütterlichen Ratgeberin erschlagen worden ... Tatsächlich, die Partridge konnte man nicht ausschließen.

Wer aber war die andere Person, die Nash gemeint hatte?

Vielleicht jemand, den ich gar nicht kannte? Mrs. Cleat, auf die sich von Anfang an der Verdacht der ganzen Bevölkerung gerichtet hatte?

Ich schloß die Augen. Meine Gedanken beschäftigten sich der Reihe nach mit vier voneinander erstaunlich verschiedenen Personen. Die vornehme, zarte Miss Barton - was sprach eigentlich für ihrer Täterschaft? Ein unausgelebtes Leben?

Tyrannisiert und unterdrückt von frühester Kindheit an? Die vielen Opfer, zu denen sie gezwungen war? Ihr seltsames Grauen davor, über etwas zu sprechen, das »nicht ganz anständig« ist? War das nicht vielleicht ein Zeichen dafür, daß sie sich innerlich gerade mit diesen Themen besonders viel beschäftigte? Geriet ich jetzt nicht allzutief in Freud'sche Analysen? Ich erinnerte mich, daß mir ein Arzt einmal erzählt hatte, das Gestammel vornehmer alter Fräuleins in der Narkose sei oft eine wahre Offenbarung. Kein Mensch würde von so einer Dame denken, daß sie dergleichen Worte überhaupt kenne! Aimée Griffith?

Etwas Unterdrücktes oder »Verdrängtes« war an ihr bestimmt nicht zu entdecken. Fröhlich, männlich, erfolgreich. Ein ausgefülltes, tätiges Leben. Und doch - Mrs. Dane Calthrop hatte von ihr gesagt: »Armes Ding ..

Und dann gab es da noch etwas - noch etwas - eine Erinnerung ... Ah! Jetzt hatte ich's. Owen Griffith hatte einmal erzählt, im Norden von London, wo er seine frühere Praxis gehabt hatte, sei auch einmal eine Hochflut anonymer Briefe ausgebrochen ...

War auch das Aimées Werk gewesen? Es war doch bestimmt ein seltsames Zusammentreffen. Zwei derartige Ausbrüche hatten die Griffiths schon miterlebt ...

Halt mal einen Augenblick! Damals hat man ausfindig gemacht, wer die Briefe schrieb. Das hat Griffith erzählt. Ein Schulmädchen war es.

Kalt ist es plötzlich im Zimmer - es muß vom Fenster hereinziehen. Warum fühle ich mich denn mit einemmal so elend, so verstört?

Weiterdenken! ... Aimée Griffith? Vielleicht war es damals doch Aimée Griffith gewesen - und nicht dieses Schulmädchen. Und jetzt ist Aimée hierhergezogen und hat ihr Spiel von neuem begonnen. Deshalb sieht auch Owen Griffith so unglücklich aus, so zerquält. Er hat einen Argwohn. Ja, einen Argwohn ...

Mr. Pye? Irgendwie war er doch ein ziemlich unsympathischer kleiner Kerl. Man könnte sich vorstellen, daß er die ganze Sache ausspekuliert hat ... und seinen Spaß daran findet

Diese Notiz auf dem Telefonblock im Vorraum ... warum mußte ich immer wieder an sie denken? Griffith und Joanna - er war in sie verliebt ... Nein, das war nicht der Grund, warum jener Zettel mich bedrückte. Es war etwas anderes ... Die Gedanken verschwammen mir, ich war ganz nahe am Einschlafen. Wie ein Idiot murmelte ich immer wieder die gleichen Worte vor mich hin:

»Kein Rauch ohne Feuer ... Kein Rauch ohne Feuer ... Das ist ja ... Alles hängt zusammen ...«

Und dann ging ich mit Megan die Straße entlang, und Miss Holland kam vorüber. Sie war im Brautkleid, und die Leute tuschelten:

»Jetzt heiratet sie doch schließlich Dr. Griffith. Sie sind natürlich schon seit Jahren heimlich verlobt ..

Nun waren wir in der Kirche. Dane Calthrop verlas die Predigt in lateinischer Sprache.

Und mitten drin sprang Mrs. Calthrop auf und rief energisch:
»Man muß ein Ende machen, hören Sie. Man muß ein Ende damit machen!«

Ein paar Sekunden lang wußte ich nicht, ob ich schlafe oder wache.

Dann wurde mein Kopf wieder klarer, und ich sah, daß ich mich in unserem Wohnzimmer im 'Waldheim« befand und daß Mrs. Dane Calthrop durch die Fenstertür hereingekommen war, vor mir stand und mit nervöser Heftigkeit rief:

»Man muß ein Ende damit machen, hören Sie!«

Ich sprang auf.

»Bitte um Verzeihung. Ich habe wohl einen Moment geschlafen. Was sagten Sie soeben?«

Mrs. Dane Calthrop schlug mit der- Faust erregt in ihre Handfläche.

»Man muß ein Ende damit machen! Mit diesen Briefen! Mord! Es geht doch nicht so weiter, daß arme, unschuldige Kinder wie Agnes Woddell - ermordet werden!«

»Sie haben vollständig recht«, versicherte ich. »Aber was soll dagegen geschehen?«

»Wir müssen etwas unternehmen!« stieß die Frau Pfarrer hervor.

Ich lächelte, vielleicht ein wenig überlegen.

»Was schlagen Sie vor?«

»Schluß machen mit der ganzen Geschichte! Ich sagte einmal, unsere Gemeinde sei nicht böse. Ich hatte unrecht. Sie ist böse —«

Ich wurde nervös. Nicht gerade höflich unterbrach ich sie:

»Gewiß, gute Frau, aber was gedenken Sie zu tun?«

»All dem ein Ende machen, natürlich!« wiederholte Mrs. Dane Calthrop.

»Die Polizei tut ihr Bestes.«

»Wenn es geschehen konnte, daß Agnes gestern getötet wurde, dann ist eben ihr Bestes nicht gut genug!«

»Sie verstehen also mehr davon als die Polizei?«

»Durchaus nicht. Ich verstehe überhaupt nichts. Darum werde ich einen Sachverständigen zuziehen.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das können Sie nicht tun. Scotland Yard befaßt sich mit einem Fall nur, wenn der Polizeichef der Grafschaft es verlangt. Außerdem haben sie uns ja schon den Graves geschickt.«

»Diese Art von Sachverständigen meine ich nicht. Nicht einen, der sich mit anonymen Briefen auskennt oder sogar mit - Mord. Ich meine vielmehr jemanden, der die Menschen kennt.

Verstehen Sie. Wir brauchen jemanden, der Bescheid weiß über alles Böse und Gemeine!«

Eine merkwürdige Einstellung! Und doch nicht uninteressant.

Bevor ich noch etwas sagen konnte, nickte mir die Pfarrersfrau zu, sagte hastig und vertraulich:

»Ich will sogleich dafür sorgen«, und war durch die Fenstertür wieder verschwunden.

31

Die nächste Woche war, glaube ich, die merkwürdigste Zeit, die ich je erlebt habe. Sie hatte etwas seltsam Traumhaftes. Nichts schien wirklich zu sein.

Die Totenschaukommission hielt in Sachen Agnes Woddell ihr Verhör ab, und die Neugierigen von Lymstock wohnten ihm en masse bei. Neue Tatsachen wurden nicht ans Licht gezogen. Zuletzt gelangte man zu dem einzig möglichen Schluß: »Mord, begangen von einer oder mehreren unbekannten Personen.«

Die arme Meine Agnes Woddell war eine kurze Weile dem Rampenlicht der Öffentlichkeit ausgesetzt gewesen. Nun wurde sie auf dem stillen, alten Friedhof nach Brauch und Sitte begraben, und das Leben in Lymstock ging weiter wie zuvor.

Nein, diese letzte Behauptung ist unwahr. Nicht wie zuvor. Ein halb ängstlicher, halb gieriger Schimmer glomm in fast allen Augen. Der Nachbar beobachtete den Nachbarn. Eine Sache war bei dem Verhör klar zutage getreten: es war ganz und gar unwahrscheinlich, daß ein Fremder Agnes Woddel ermordet hatte. Kein Landstreicher, kein Unbekannter war in der Umgebung beobachtet worden. So gab es also jemanden in Lymstock, der die Hauptstraße auf und ab spazierte und seine Tage hinbrachte wie immer - jemand, der einem wehrlosen Mädchen den Schädel eingeschlagen und ihr ein scharfes Messer ins Hirn getrieben hatte.

Aber wer da. war - das wußte kein Mensch.

Wie schon gesagt, die Tage gingen hin wie ein Traum. Jeden Menschen, den ich traf, betrachtete ich in einem neuen Licht, erwog bei jedem die Möglichkeit, ob er mit dem Mord zu tun haben konnte oder nicht. Keine sehr angenehme Einstellung! Und an den Abenden saßen Joanna und ich bei zugezogenen Vorhängen beisammen, redeten, redeten, debattierten, verbreiteten uns über die vielen verschiedenen Möglichkeiten, die doch alle so phantastisch schienen, so unglaublich.

Joanna hielt an ihrer Hypothese wegen Mr. Pye fest. Ich selbst war nach kurzem Schwanken zu meinem ursprünglichen Verdacht, der sich gegen Miss Ginch richtete, zurückgekehrt. Aber auch über alle andern in Frage kommenden Personen sprachen wir wieder und wieder.

Mr. Pye?

Miss Ginch?

Mrs. Dane Calthrop?

Aimée Griffith? Emily Barton? Miss Partridge?

Und die ganze Zeit hindurch warteten wir nervös und angstvoll darauf, daß wieder etwas geschehe.

Aber es geschah nichts.

Soviel wir wußten, erhielt niemand weitere Briefe. Nash erschien ab und zu im Ort; was er jedoch tat und was für Fallen die Poli-

zei gestellt hatte, davon wußte ich nichts. Graves war wieder abgereist.

Emily Barton besuchte uns zum Tee. Megan kam zum Mittagessen. Owen Griffith ging seiner Praxis nach. Wir tranken bei Mr. Pye Sherry. Und wir waren zum Tee im Pfarrhaus eingeladen.

Ich war froh, daß sich Mrs. Dane Calthrops heftiger Ausbruch bei ihrem letzten Besuch nicht wiederholte. Sie hatte wohl die ganze Geschichte vergessen.

Jetzt schien sie ausschließlich damit beschäftigt, die Kohlweißlinge in ihrem Garten zu vertilgen, um die Gemüsebeete zu retten.

Im Pfarrhaus verbrachten wir einen der friedlichsten Nachmittage seit langer Zeit. Das Haus war alt und reizvoll und besaß ein großes, schäbiges, gemütliches Wohnzimmer mit verblichenen rosa Vorhängen und Überzügen. Die Dame Calthrop hatte einen Logiergast, eine freundliche alte Dame mit einer Strickerei aus weißer, flaumiger Wolle. Zum Tee gab es vorzügliche heiße Pastetchen, der Pfarrer gesellte sich zu uns, lächelte milde und führte gelehrte Gespräche. Es war sehr nett.

Damit will ich jedoch nicht sagen, daß wir von dem einen Thema, das uns alle beschäftigte, loskamen. Wir sprachen die ganze Zeit über den Mord.

Miss Marple, der Gast, war natürlich sehr interessiert, denn, wie sie uns entschuldigend mitteilte, »hier auf dem Lande haben wir ja so wenig Wichtiges zu besprechen!«. Sie war zu dem Schluß gelangt, daß die ermordete Agnes genauso gewesen sein mußte wie ihr eigenes Mädchen Edith.

»So ein nettes Meines Ding, und so willig, aber manchmal doch ein bißchen schwer von Begriff.«

Miss Marple hatte auch eine Kusine, deren Nichte eine Schwägerin besaß, welche viel Kummer und Sorge durch ein paar anonyme Briefe erlitten hatte - wenn auch diese Briefe für die reizende alte Freundin der Pfarrfrau außerordentlich interessant waren.

»Aber sag mir doch, meine Liebe«, wandte sie sich an unsere Gastgeberin, »was denkt denn die Dorfbevölkerung - pardon, ich meine die Stadtbevölkerung - von der Geschichte? Was glauben die Leute?«

»Wahrscheinlich immer noch, daß es Mrs. Cleat war«, warf Joanna ein.

»O nein«, widersprach die Frau Pfarrer. »Jetzt nicht mehr.«

Miss Marple erkundigte sich, wer Mrs. Cleat sei.

Joanna erklärte, Mrs. Cleat sei die Dorfhexe.

»Das stimmt doch, Mrs. Dane Calthrop, nicht wahr?«

Der Pfarrer murmelte ein langes, lateinisches Zitat über die böse Macht der Hexen, und wir lauschten seinen Worten in respektvollem, verständnislosem Schweigen.

Seine Frau bemerkte:

»Mrs. Cleat ist eine sehr dumme Person. Sie macht sich gerne wichtig. Bei Vollmond geht sie aus und pflückt Kräuter, und dabei sorgt sie dafür, daß jedermann im Ort davon erfährt.«

»Und alberne Frauen suchen bei ihr Rat, nicht wahr?« lächelte Miss Marple.

Da ich sah, daß sich der Pfarrer bereit machte, noch mehr Latein von sich zu geben, mischte ich mich hastig ins Gespräch.

»Und warum sollten sie die Leute jetzt nicht mehr für die Mörderin halten? Man hat doch immer geglaubt, daß die Briefe von ihr stammen.«

»Oh!« rief Miss Marple. »Das Mädchen wurde doch mit einem Messer getötet, wie ich höre - scheußliche Sache! Nun, das reinigt Mrs. Cleat selbstverständlich von jedem Verdacht. Denn sehen Sie, als Hexe hätte sie das Mädchen doch einfach verwünschen können, und diese wäre dahingewelkt und eines natürlichen Todes gestorben.«

»Seltsam, wie diese alten Sagen fortdauern«, lief sich der Pfarrer vernehmen. »In frühchristlichen Tagen war man so weise, den Volksaberglauben mit den christlichen Doktrinen zu vereinen.

Die unerfreulichsten Nebenerscheinungen wurden nach und nach ausgemerzt.«

»Es ist nicht Aberglaube, mit dem wir es zu tun haben«, belehrte ihn seine Frau, »sondern es sind Tatsachen.«

»Und sehr bittere Tatsachen«, fügte ich hinzu.

»Sehr richtig bemerkt, Mr. Burton«, lobte Miss Marple. »Sie sind hier fremd - verzeihen Sie, wenn ich vielleicht allzu persönlich werde -, und Sie kennen die Welt und das Leben von allen möglichen Seiten her. Es will mir scheinen, Sie sollten imstande sein, die Lösung dieses furchtbaren Rätsels zu finden.«

Ich lächelte.

»Die beste Lösung, die ich bisher gefunden habe, war ein Traum. In meinem Traum paßte alles wunderbar zusammen und fügte sich zu einem Ganzen. Als ich erwachte, sah ich 'unglücklicherweise, daß es Unsinn war!«

»Das ist aber trotzdem interessant. Erzählen Sie mir doch den »Unsinn«.«

»Ach, es begann mit dieser dummen Redensart »Kein Rauch ohne Feuer«. Das haben die Leute hier bis zum Erbrechen wiederholt. Und dann vermengte ich diese Worte mit Kriegsausdrücken. Vernebelung, Papierfetzen, telefonische Nachrichten - ach nein, das war ja ein anderer Traum.«

»Wie war dieser andere Traum?«

Die alte Dame interessierte sich so brennend dafür, daß ich überzeugt war, sie studierte im geheimen das »Große Indische Traumbuch«, das schon für meine alte Kinderfrau die höchste Instanz gewesen ist.

»Es war zu albern. Elsie Holland - die Gouvernante von Symingtons, wissen Sie - machte mit Dr. Griffith Hochzeit, und unser Herr Pfarrer hier hielt eine lateinische Predigt (Das paßt ja ausgezeichnet, flüsterte Mrs. Dane Calthrop ihrem Gatten zu) -, und dann sprang Mrs. Dane Calthrop auf und verbot die Zeremonie und sagte, man müsse ein Ende damit machen. Dieser Teil des Traumes jedoch«, fügte ich lächelnd hinzu, »war Wirk-

lichkeit. Ich erwachte und sah Sie vor mir stehen und jene Worte ausrufen.«

»Und damit hatte ich vollständig recht«, erklärte Mrs. Calthrop, diesmal jedoch ganz sanft und ruhig, was mir sehr angenehm war.

Miss Marple zog die Brauen zusammen. »Und was ist mit der telefonischen Nachricht?«

»Ich bin wirklich dumm. Das war gar nicht im Traum. Das war kurz vorher. Ich ging durch unsern Vorraum und sah, daß Joanna beim Telefon eine Nachricht notiert hatte, für den Fall, daß ein Bekannter anrufen sollte ...«

Miss Marple beugte sich vor. Sie hatte einen roten Fleck auf der Wange.

»Werden Sie mich für sehr neugierig und unhöflich halten, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, was in dieser Notiz stand?« Und mit einem Blick auf Joanna: »Ich bitte Sie wirklich um Entschuldigung, meine Liebe.«

Aber Joanna amüsierte sich glänzend.

»Ach das macht mir gar nichts«, versicherte sie der alten Dame. »Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, aber vielleicht weiß es Jerry noch. Es muß etwas ganz Alltägliches gewesen sein.«

Ernsthaft wiederholte ich das Geschriebene, so gut ich mich erinnern konnte. Die atemlose Aufmerksamkeit von Miss Marple reizte mich zum Lachen.

Ich fürchtete schon, sie würde enttäuscht sein, aber vielleicht hatte sie einen starken Sinn für Romantik, denn sie nickte, lächelte und schien sehr zufrieden.

»Aha«, machte sie. »Ich habe mir schon gedacht, daß es etwas Derartiges sein würde.«

Mrs. Dane Calthrop fragte gespannt:

»Daß es was sein würde?«

»Etwas ganz Gewöhnliches.« Das alte Fräulein musterte mich einige Augenblicke lang nachdenklich und äußerte dann ganz überraschend:

»Wie ich sehe, sind Sie ein sehr kluger junger Mann - aber Sie haben nicht genug Selbstvertrauen. Sie sollten mehr Selbstvertrauen haben!«

Joanna lachte auf.

»Um's Himmels willen, ermutigen Sie ihn doch nicht zu so etwas! Er ist schon eingebildet genug.«

»Schweig still, Joanna«, gebot ich, »Miss Marple versteht mich besser.«

Miss Marple beschäftigte sich wieder mit ihrer molligen Strickelei.

»Wissen Sie«, meinte sie nachdenklich, »einen geschickten Mord zu begehen - das muß ganz ähnlich sein wie ein Taschenspielerkunststück.«

»Die Schnelligkeit der Hände verwirrt den Blick?«

»Nicht nur das. Man muß es dahin bringen, daß die Zuschauer immer den falschen Gegenstand und die falsche Stelle beachten. Ablenkungsmanöver nennt man das, glaube ich.«

»Bis jetzt scheinen wir allerdings unsern Irrsinnigen immer nur an der falschen Stelle gesucht zu haben«, warf, ich ein. »Ich selbst fühle mich beinahe geneigt, die Täterschaft bei einem völlig Normalen zu suchen«, gestand Miss Marple. Ich wurde nachdenklich.

»Das meinte auch Nash. Er sprach sehr betont von »gesellschaftlicher Ehrbarkeit«.«

»Gewiß, das ist ein sehr wichtiger Punkt.«

Nun, wir schienen alle einer Meinung. Ich wandte mich an Mrs. Dane Calthrop.

»Nash glaubt, daß es noch mehr anonyme Briefe geben wird. Wie denken Sie darüber?«

»Das kann wohl möglich sein«, erwiderte sie langsam. »Wenn die Polizei meint, es werden noch mehr kommen, — dann werden zweifellos noch mehr kommen müssen«, orakelte Mrs. Calthrops Freundin.

Aber ich wandte mich hartnäckig an unsere Gastgeberin selbst. »Tut Ihnen die Person, die das alles angerichtet hat, immer noch leid?«

Sie errötete.

»Warum nicht?«

»Da bin ich nicht ganz deiner Ansicht, Liebste«, kam es bedächtig von Miss Marple. »In diesem Falle nicht.«

»Das Ungeheuer hat eine Frau zum Selbstmord getrieben und unendlich viel Leid und Herzweh verursacht«, ereiferte ich mich hitzig.

»Haben Sie auch einen Brief erhalten, Miss Burton?« wollte das alte Fräulein wissen.

Joanna kicherte. »Freilich! Es standen die gräßlichsten Dinge darin.«

»Ich fürchte, der Anonymus hat es gerade auf die Jungen und Hübschen abgesehen.«

»Richtig. Und deshalb finde ich es auch sehr merkwürdig, daß Elsie Holland noch keine Zuschrift bekommen hat«, ließ ich mich vernehmen.

Miss Marple hielt mit Stricken inne.

»Warten Sie einmal. Ist das die Erzieherin von Symingtons? Die, von der Sie geträumt haben, Mr. Burton?«

»Wahrscheinlich hat sie doch einen Brief bekommen und will es nicht zugeben«, argwöhnte Joanna.

»Nein«, widersprach ich, »ich glaube ihr, und Nash glaubt ihr auch.«

»Ach du lieber Himmel«, rief Miss Marple. »Wahrhaftig, das Interessanteste, das ich je gehört habe!«

Auf dem Heimweg tadelte mich meine Schwester, weil ich Nashs Bemerkung, er erwarte noch mehr anonyme Briefe, wiederholt hatte.

»Warum hätte ich das nicht sagen sollen?«

»Weil Mrs. Dane Calthrop die Täterin sein könnte.«

»Das glaubst du doch nicht im Ernst?«

»Ganz sicher bin ich nicht. Sie ist eine merkwürdige Frau.« Und wir begannen von neuem, alle Möglichkeiten durchzubespochen.

32

Es war zwei Tage später. Ich befand mich im Wagen, auf der Heimfahrt von Exhampton. Dort hatte ich zu Abend gespeist und war bald darauf losgefahren. Es wurde dunkel, ehe ich Lymstock erreichte.

Mit den Scheinwerfern war etwas nicht in Ordnung. Nachdem ich herumprobiert hatte und langsam gefahren war, stieg ich schließlich aus, um sie zu reparieren. Ich hantierte eine Weile daran herum, und es gelang mir endlich, sie wieder instand zu setzen.

Die Straße war völlig verödet. Nach Einbruch der Dunkelheit ist in Lymstock niemand mehr unterwegs.

Vor mir lagen die ersten paar Häuser der Ortschaft, darunter der häßliche giebelige Bau des Frauenklubs. Dämmerig ragte er im schwachen Sternenlicht auf. Da trieb mich irgend etwas, hineinzugehen und mir dieses Gebäude näher anzusehen.

Ich weiß nicht - erspähte ich wirklich den flüchtigen Schimmer einer Gestalt, die verstohlen durch das Gittertor glitt? Wenn ja, dann war dieser Eindruck so undeutlich gewesen, daß er nicht in mein Bewußtsein eindrang. Mit einemmal jedoch packte mich unwiderstehliche Neugier.

Das Gitter war leicht angelehnt. Ich stieß es auf und trat ein. Ein kurzer Pfad und vier Stufen führten zum Hauseingang hinauf.

Zögernd blieb ich einen Augenblick stehen. Was wollte ich eigentlich da?

Ich wußte es nicht.

Und plötzlich ganz nahe vor mir, hörte ich ein Rascheln. Es klang wie Frauenkleider. Ich wandte mich scharf und eilte um die Ecke des Gebäudes, woher das Geräusch gedungen war. Niemand zu sehen. Ich ging weiter und bog um eine Ecke. Nun war ich an der Rückseite des Hauses, und plötzlich gewahrte ich keine zwei Meter vor mir ein offenes Fenster. Ich ging hin und lauschte; zu hören war nichts, ich fühlte jedoch - wieso, weiß ich nicht -, daß jemand drin im Zimmer sein mußte.

Mein Rücken war für Akrobatik noch nicht geeignet, und doch gelang es mir, mich am Fensterbrett hochzuziehen und in den Raum einzusteigen. Unglücklicherweise machte ich dabei ziemlichen Lärm.

Nun stand ich innerhalb des Fensters und lauschte. Dann trat ich mit ausgestreckten Händen einige Schritte ins Zimmer hinein. Da hörte ich rechts von mir ein ganz schwaches Geräusch. Ich hatte eine Taschenlampe bei mir und knipste sie an.

Augenblicklich gebot eine leise, scharfe Stimme:

»Auslöschen!«

Ich gehorchte unverzüglich, denn in der kurzen Sekunde hatte ich Oberinspektor Nash erkannt.

Ich fühlte, wie er meinen Arm packte und mich durch eine Tür in den Korridor hinauszog. Hier, wo nach außen kein Fenster unsere Gegenwart verraten konnte, ließ er seine Lampe aufleuchten und betrachtete mich mit mehr Kummer als Ärger.

»Das sieht Ihnen ähnlich, Mr. Burton - gerade in diesem Augenblick hereinzuplatzen!«

»Es tut mir furchtbar leid, aber ich habe mir eingebildet, ich sei jemandem auf der Spur«, entschuldigte ich mich.

»Das waren Sie vermutlich auch. Haben sie wen gesehen?«

Ich zögerte.

»Ganz sicher bin ich nicht. Es war mir, als ob jemand durchs Gartentor schliche - aber wirklich sehen konnte ich niemand. Dann hörte ich ein Rascheln an der Hausseite -«

Nash nickte.

»Das stimmt. Jemand ist vor Ihnen ums Haus herumgeschlichen, hat am Fenster gezögert und ist dann rasch weitergegangen - wahrscheinlich, weil Sie kamen.«

Nochmals entschuldigte ich mich.

»Auf was sind Sie eigentlich aus?« wollte ich wissen.

»Ich rechne mit der Tatsache, daß ein anonymen Briefschreiber nicht aufhören kann, seine Briefe zu verfassen. Auch wenn er - oder sie - weiß, daß es gefährlich ist, die Briefe werden dennoch geschrieben. Es ist wie die Sucht nach Alkohol oder Rauschgiften.«

Ich nickte.

»Und sehen Sie, Burton, ich denke mir, diese Person, wer es auch sein mag, wird wollen, daß alle Briefe möglichst gleich aussehen. Sie hat die herausgeschnittenen Seiten aus dem Buch und kann Worte und Buchstaben davon gebrauchen. Aber die Briefumschläge stellen eine Schwierigkeit dar. Sie will die Adressen auf der gleichen Maschine tippen. Sie kann nicht riskieren, ihre eigene Maschine zu benutzen oder gar mit der Hand zu schreiben.«

»Sie glauben also wirklich, sie wird dieses Spiel weitertreiben?« fragte ich zweifelnd.

»Gewiß glaube ich das. Ich wette mit Ihnen, um was Sie wollen, daß »die Schattenhand« ganz zuversichtlich ist. Derartige Menschen sind immer eitel bis dorthinaus! Nun also, ich kombinierte, daß die Person, wer immer sie sei, nach Einbruch der Dunkelheit in den Klub kommen würde, um zur Schreibmaschine zu gelangen.«

»Miss Ginch?«

»Vielleicht.«

»Sie wissen es noch nicht?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Aber Sie haben einen Argwohn?«

»Ja. Aber dieser Jemand ist sehr schlau und geschickt, Mr. Burton. Dieser Jemand kennt alle Kniffe und Piffe des Spiels.«

Jetzt konnte ich mir eine kleine Vorstellung des Netzwerkes machen, das Nash ausgespannt hatte. Ich zweifelte nicht, daß man jeden Brief, der nur ein wenig verdächtig schien und noch so verstohlen aufgegeben wurde, sorgfältig zensurierte. Früher oder später mußte der Verbrecher in die Falle gehen, mußte unvorsichtig werden.

Zum dritten Mal bat ich wegen meiner übereifrigen und unerwünschten Anwesenheit um Verzeihung.

»Schon gut«, meinte Nash philosophisch, »da kann man nichts machen. Vielleicht haben wir das nächste Mal mehr Glück.«

Ich schritt in die Nacht hinaus. Neben meinem Wagen sah ich verschwommen eine Gestalt und erkannte zu meinem Erstaunen Megan.

»Hallo!« rief sie. »Ich hab' mir ja gedacht, daß dies Ihr Wagen ist. Was haben Sie hier getrieben?«

»Was hast du getrieben? Das ist viel interessanter.«

»Ich gehe spazieren. Ich gehe nachts sehr gerne spazieren. Niemand hält einen an, um dummes Zeug zu reden, und die Sterne sind so schön, und alles riecht besser als bei Tag und sieht viel geheimnisvoller aus.«

»Das alles gestehe ich dir ohne weiteres zu«, lächelte ich, »aber nur Katzen laufen in der Nacht umher und Hexen. Zu Hause wird man sich um dich sorgen.«

»Bestimmt nicht. Die machen sich nie Sorgen, wo ich bin oder was ich tue.«

»Wie kommst du aus mit deinen Leuten?« forschte ich.

»Ach, ganz ordentlich.«

»Kümmert sich Miss Holland um dich?«

»Elsie ist brav. Sie kann nichts dafür, daß sie so albern ist.«

»Etwas rauh gesagt, aber wahrscheinlich ganz richtig. Spring herein, ich bringe dich nach Hause.«

Es stimmte nicht ganz, daß Megan daheim nie vermißt wurde. Als wir vorführen, stand Symmington auf der Schwelle.

Er spähte uns entgegen. »Hallo, ist Megan da?«

»Jawohl«, gab ich zur Antwort, »ich bringe sie heim.«

Symmington sagte mit Schärfe:

»Du mußt nicht so davonlaufen, ohne uns etwas zu sagen, Megan. Miss Holland hat sich deinetwegen Sorgen gemacht.«

Megan murmelte etwas und schlurfte an ihm vorüber ins Haus.

Symmington seufzte.

»Ein erwachsenes Mädchen - das ist eine große Verantwortung, wenn die Mutter nicht mehr da ist, um sich ihrer anzunehmen. Aber sie ist doch wohl schon zu alt für das Pensionat.«

Er betrachtete mich argwöhnisch.

»Sie haben sie auf eine Spazierfahrt mitgenommen?«

Ich hielt es für das Beste, ihn bei dieser Vermutung zu lassen.

33

Am nächsten Tage wurde ich verrückt.

Wenn ich jetzt daran zurückdenke, dann ist das wohl die einzige Erklärung, die man finden kann: ich wurde verrückt. Es war die Zeit für meinen monatlichen Besuch bei Marcus Kent. Ich fuhr mit der Bahn nach London. Zu meiner größten Überraschung wollte Joanna lieber zu Hause bleiben. Bisher war sie immer darauf erpicht gewesen, mich zu begleiten, und wir hielten uns stets ein paar Tage in der Großstadt auf.

Diesmal machte ich den Vorschlag, mit dem Abendzug des gleichen Tages zurückzukehren, aber auch da setzte Joanna

mich in Erstaunen. Sie erklärte nur geheimnisvoll, sie hätte viel zu tun und wolle doch lieber nicht mitkommen - und warum solle man an einem so schönen Tag viele Stunden in dem ekligen stickigen Zug verbringen, wenn man auf dem Land sein konnte? Dagegen gab es freilich keinen Einwand; es sah Joanna gar nicht ähnlich ...

Den Wagen brauche sie, wie sie sagte, heute nicht, ich solle zum Bahnhof fahren und das Auto dort bis zu meiner Rückkehr stehen lassen.

Aus irgendeinem unerfindlichen Grund, den nur die Eisenbahngesellschaft kennen mag, liegt der Bahnhof vom Lymstock etwa einen Kilometer vom Ort selbst entfernt. Auf halbem Wege überholte ich Megan, die auf ihre ziellose Art dahinschlenderte. Ich hielt an.

»Hallo, was treibst du?«

»Ich mache nur einen Spaziergang.«

»Scheint mir aber nicht gerade das zu sein, was man einen gesunden, flotten Spaziergang nennt. Du kriechst ja dahin wie eine mißgelaunte Krabbe.«

»Naja, ich gehe einfach so - weiß nicht, wohin.«

»Dann ist am klügsten, du kommst mit und begleitest mich an die Bahn.«

Ich öffnete die Wagentüre, und Megan stieg zu mir ein. »Wohin fahren Sie?« wollte sie wissen.

»Nach London, zu meinem Arzt.«

»Ihr Rücken ist doch nicht schlimmer, wie?«

»Nein, eigentlich ist alles wieder beinahe gut. Ich erwarte, daß der Doktor sehr zufrieden sein wird.«

Megan nickte.

Wir fuhren am Bahnhof vor. Ich parkte den Wagen, ging hinein und besorgte am Schalter meine Fahrkarte. Auf dem Bahnsteig waren nur wenige Leute; niemand, den ich kannte.

»Sie würden mir wohl nicht vielleicht einen Penny borgen, wie?« meldete sich Megan. »Damit könnte ich nämlich ein Stück Schokolade aus dem Automaten herauslassen.«

»Hier, du Baby.« Ich reichte ihr die erbetene Münze. »Möchtest du nicht am Ende auch noch etwas Kaugummi? Oder Lutscherbonbons?«

»Schokolade hab' ich am liebsten«, erklärte Megan arglos, ohne den Spott zu merken.

Sie ging zum Automaten hinüber, und ich blickte ihr mit steigender Nervosität nach. Sie trug ausgetretene Halbschuhe, derbe, reizlose Strümpfe, einen ungewöhnlich formlosen Jumper mit ebensolchem Rock. Warum dies alles mich wütend machte, weiß ich nicht. Ich wurde jedenfalls richtig aufgeregt und böse.

Als sie zurückkam, führ ich sie an:

»Warum trägst du diese abscheulichen Strümpfe?« Überrascht sah Megan auf ihre Beine nieder.

»Was ist denn los mit den Strümpfen, wie?«

»Alles ist los mit ihnen. Sie sind widerlich. Und warum trägst du einen Pullover, der aussieht wie verwelkter Kohl?«

»Der ist doch ganz ordentlich. Ich hab' Ihn seit Jahren.«

»Das kann ich mir denken. Und warum hast du -«

In diesem Augenblick fuhr der Zug ein und unterbrach meine Strafpredigt.

Ich stieg in ein Abteil erster Klasse und ließ das Fenster herunter, um das Gespräch fortzusetzen.

Megan stand unten mit emporgewandtem Gesicht. Sie fragte mich, warum ich denn so böse sei.

»Ich bin nicht böse«, log ich, »es macht mich nur wütend, wenn du so nachlässig daherkommst und dich nicht ein bißchen drum scherst, wie du aussiehst.«

»Ich könnte ja doch nie hübsch aussehen - also ist es ganz egal - wie?«

»Mein Gott«, rief ich, »ich möchte dich einmal sehen, wenn du ordentlich hergerichtet bist. Ich möchte dich nach London mitnehmen und dich von Kopf zu Fuß ausstatten.«

»Ich wollte, Sie könnten das ...«, seufzte Megan.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Ich blickte nieder auf Megans sehnsüchtiges Gesicht.

Und dann, wie schon gesagt, wurde ich von Wahnsinn befohlen.

Ich öffnete die Türe, packte Megan mit einem Arm und zerrte sie in den Zug hinein.

Ein Schaffner schrie empört auf, aber alles, was er tun konnte, war, die Türe rasch wieder zu schließen. Ich zog Megan vom Boden hoch, wo sie durch mein Ungestüm gelandet war.

»Warum, zum Kuckuck, haben Sie das getan?«

Sie rieb sich das Knie.

»Halt den Mund«, befahl ich. »Du kommst mit mir nach London, und wenn du zurechtgemacht bist, wirst du dich selbst nicht mehr kennen. Ich will dir schon zeigen, wie du aussehen kannst, wenn du nur willst. Ich hab' es satt, dich mit schiefgetretenen Absätzen umherschleifen zu sehen - und überhaupt.«

»Oh! Wahrhaftig? Wie?« stammelte Megan in aufgeregtem Flüsterton.

Der Kontrollbeamte kam vorbei, und ich kaufte Megan eine Fahrkarte. Sie saß in einer Ecke und blickte mich beinahe ehrfürchtig an.

»Herrje«, seufzte sie, als der Schaffner draußen war. »Sie sind aber schnell in Ihren Entschlüssen.«

»Gewiß, sogar sehr schnell«, gab ich zurück. »Das liegt bei uns in der Familie.«

Konnte ich Megan erklären, wieso dieser plötzliche Impuls über mich gekommen war? Sie hatte ausgesehen wie ein sehnsüchtiger Hund, den man zurückläßt. Und jetzt zeigte ihr Gesichtchen

die ungläubige Freude eines Hundes, der schließlich doch mit auf den Spaziergang darf ...

»Wahrscheinlich kennst du London noch gar nicht sehr genau?« sagte ich zu ihr.

»O doch, ganz genau« versicherte Megan. »Immer wenn ich ins Pensionat fuhr, kam ich durch. Und dann war ich auch einmal beim Zahnarzt in London, und einmal im Theater.«

»Diesmal«, äußerte ich dunkel, »diesmal wird es ein ganz anderes London für dich sein ...«

Nach unserer Ankunft blieb mir noch eine halbe Stunde Zeit bis zu meinem verabredeten Besuch beim Arzt.

Ich nahm ein Taxi und fuhr schnurstracks zur Mirotin, Joannas Schneiderin. Die Mirotin persönlich ist eine fröhliche, großzügige Frau von fünfundvierzig Jahren und heißt Mary Grey. Eine kluge Frau und ein guter Kamerad. Ich habe sie schon immer gern gehabt.

Ich sagte zu Megan: »Du bist meine Kusine.«

»Warum denn?«

»Widerspruch nicht«, gebot ich.

Mary Grey benahm sich soeben unerbittlich gegen eine dicke Holländerin, die sich ein pfauenblaues Abendkleid, eng wie eine Haut, in den Kopf gesetzt hatte. Ich holte Mary von dieser Kundin fort und nahm sie beiseite.

»Hören Sie«, begann ich, »da habe ich eine kleine Kusine von uns mitgebracht. Meine Schwester wollte eigentlich mit ihr herkommen, ist jedoch verhindert. Aber sie hat gesagt, ich könne alles Ihnen überlassen, Sie sehen doch, wie das Mädchen jetzt aussieht, nicht wahr?«

»Ach du lieber Gott, ich sehe es«, rief Mary Grey teilnahmsvoll.

»Nun also, ich möchte, daß sie tadellos hergerichtet wird, in jedem Detail, von Kopf bis Fuß. Sie haben Carte blanche. Strümpfe, Schuhe, Dessous, alles! A propos, Joannas Coiffeur ist doch hier in der Gegend, nicht wahr?«

»Antoine? Gerade um die Ecke. Ich will auch dafür sorgen.«

»Sie sind wirklich eine Frau unter Tausenden!«

»Ach, es wird mir Spaß machen - ganz abgesehen vom Geld, und das ist heutzutage auch nicht zu verachten. Die Hälfte meiner abscheulichen Kundschaft zahlt ihre Rechnungen nicht. Aber wie gesagt, es wird mir Spaß machen.« Sie streifte Megan, die in der Nähe stand, mit einem raschen, fachmännischen Blick.

»Die Kleine hat eine herrliche Figur.«

»Da müssen Sie Röntgenaugen haben«, staunte ich. »Für mich ist sie völlig formlos.«

Sie lachte.

»Das sind diese Pensionate. Sie scheinen ihren Stolz dareinzusetzen, Mädels heranzubilden, die so umhergehen, als wären sie überhaupt keine lebendigen weiblichen Wesen. Das nennen diese Schulen dann »süße Jungfräulichkeit« und »Unkompliziertheit«. Manchmal dauert es eine ganze Saison, bis sich so ein Mädchen zusammenreißt und halbwegs normal aussieht. Haben Sie keine Angst, überlassen Sie das alles mir.«

»Einverstanden. Ungefähr um sechs Uhr komme ich zurück und hole sie ab.«

34

Marcus Kent hatte seine helle Freude an mir. Er sagte, ich hätte seine kühnsten Erwartungen übertroffen.

»Sie müssen die Konstitution eines Elefanten haben, daß Sie sich so erholen konnten. Herrlich! Ganz wunderbar, wie gut die Landluft, das frühe Zubettgehen, das Vermeiden von Aufregungen einem Menschen tun können, wenn er sich nur konsequent daran hält!«

»Die beiden ersten Heilmittel will ich Ihnen zugestehen«, erwiderte ich, »aber glauben Sie ja nicht, daß das Landleben frei von

Aufregungen ist. In meiner Gegend haben wir jedenfalls unser gerütteltes Maß.«

»Um was für Aufregungen handelt es sich denn?«

»Um Mord.«

Marcus Kent spitzte die Lippen und stieß einen Pfiff aus.

»Eine ländliche Liebestragödie? Bauernsohn tötet seinen kleinen Schatz?«

»Durchaus nicht. Ein handfester und eindeutiger Mord aus Wahnsinn.«

»Davon habe ich ja gar nichts gehört! Wann hat man ihn denn erwischt?«

»Überhaupt noch nicht. Und es ist eine Sie.«

»Potztausend! Ich bin nicht so sicher, daß dieses Lymstock der richtige Ort für Sie ist, alter Junge.«

»Es ist der richtige Ort für mich«, stellte ich mit Entschiedenheit fest. »Und es wird Ihnen nicht gelingen, mich dort herauszuholen.«

»Ah, da liegt der Hase im Pfeffer! Eine blonde Schönheit?«

»Absolut nicht«, beteuerte ich und dachte einen Augenblick lang schuldbewußt an Elsie Holland. »Die Psychologie des Verbrechens interessiert mich nur ganz außerordentlich.«

»Schon gut, schon gut. Bis jetzt hat es Ihnen offenbar nicht geschadet. Passen Sie nur auf, daß diese Lustmörderin nicht auch Sie drankriegt!«

»Keine Angst«, wehrte ich ab.

»Wie wär's, wenn wir heute abend zusammen essen würden? Dann könnten Sie mir Ihre ganze aufregende Mordgeschichte erzählen.«

»Bedaure. Ich bin vergeben.«

»Ein Rendezvous mit einer Dame - ja? Nun, Sie sind ganz entschieden wieder auf dem Damm.«

»Man könnte es wohl ein Rendezvous mit einer Dame nennen ...«

Den Gedanken an Megan in dieser Rolle fand ich riesig komisch.

Um sechs Uhr erschien ich im Maison Mirotin, gerade als der Salon offiziell geschlossen wurde.

Mary Grey kam mir im Stiegenhaus, außerhalb der Vorführungsräume entgegen. Sie legte einen Finger an die Lippen.

»Sie werden starr sein! Wenn ich's selbst sage, dann dürfen Sie mir's glauben: ich habe gute Arbeit geleistet.«

Ich betrat den großen Salon. Megan beschaute sich in einem Spiegel. Auf mein Wort, ich hätte sie kaum erkannt! Einen Moment lang verschlug es mir den Atem. Groß und schlank wie eine Gerte, mit edel geformten Knöcheln und Füßen, die von reinseidnen Strümpfen und gut geschnittenen Schuhen besonders zur Geltung gebracht wurden. Ja, herrliche Füße und Hände, zarte Knochen - Rasse und Vornehmheit in jeder Linie. Ihr Haar, geschnitten und in schöner Linie dem Kopf angepaßt, schimmerte wie eine polierte Kastanie. Man war vernünftig genug gewesen, an ihrem Gesicht nichts zu ändern. Sie war nicht geschminkt, oder jedenfalls so schwach und diskret, daß man nichts davon merkte. Ihr Mund hatte keinen Lippenstift nötig.

Und noch etwas entdeckte ich, was ich an Megan nie zuvor wahrgenommen hatte: ein neuer, unschuldiger Stolz zeigte sich im Schwung ihres Nackens. Sie sah mich mit ernstem, scheuem Lächeln an.

»Ich sehe ganz - ganz hübsch aus, wie?« fragte sie.

»Hübsch?« gab ich zurück. »Hübsch ist nicht das richtige Wort. Komm jetzt zum Abendessen - und wenn sich nicht jeder zweite Mann nach dir umdreht, dann werde ich mich sehr wundern. Du wirst alle andern Mädels in die Pfanne schlagen.«

Megan war keine Schönheit, aber sie sah ungewöhnlich aus und bezaubernd. Sie besaß Persönlichkeit. Als wir das Restaurant betraten, schritt sie vor mir einher, und als der Oberkellner auf uns zueilte, fühlte ich jenes kindische Aufflammen des Stolz-

zes, das ein Mann empfindet, wenn er sich mit einer bewundernswerten Frau zeigen darf.

Zuerst tranken wir Cocktails und plauderten dabei. Dann aßen wir. Und hernach tanzten wir. Megan hatte es sich sehnlichst gewünscht, und ich wollte sie nicht enttäuschen; aber aus irgendeinem Grund hatte ich angenommen, sie tanze nicht gut. Sie tanzte jedoch vorzüglich. Leicht wie eine Feder lag sie in meinen Armen, und ihr Körper, ihre Füße paßten sich dem Rhythmus tadellos an.

»Donnerwetter!« murmelte ich. »Kannst du aber tanzen!«

Sie schien verwundert.

»Selbstverständlich kann ich tanzen! Wir hatten doch im Pensionat jede Woche Tanzstunde.«

»Um eine Tänzerin zu sein wie du, braucht man mehr als Tanzstunden.«

Wir kehrten an unseren Tisch zurück.

»Ist das Essen nicht herrlich?« flüsterte Megan. »Und alles andere ...«

Sie seufzte entzückt auf.

»Ich bin ganz deiner Meinung«, lächelte ich.

Es war ein närrischer Abend. Immer noch war ich verrückt. Megan brachte mich wieder in die Wirklichkeit zurück, als sie unsicher fragte:

»Sollten wir nicht heimfahren?«

Mir blieb der Mund offenstehen. Ja, ich war entschieden wahnsinnig geworden. Ich hatte alles vergessen und befand mich in einer Welt, fern von der Wirklichkeit, allein mit einem Geschöpf, das ich geschaffen hatte ...

»Du lieber Himmel!« murmelte ich.

Und dann kam mir zum Bewußtsein, daß der letzte Zug schon fort war.

»Bleib hier sitzen«, bat ich Megan, »ich werde telefonieren.« Ich telefonierte an meine Garage, bestellte den stärksten und

besten Wagen, den sie hatten, und sagte, er solle sofort hierherkommen.

Dann kehrte ich zu Megan zurück.

»Der letzte Zug ist fort, Megan, wir fahren also mit einem Wagen heim.«

»Wirklich? Wie lustig!«

Was für ein liebes Kind sie ist, dachte ich, so entzückt von allem; ohne zu fragen, ohne Widerspruch und Ziererei willigt sie in alles, was ich vorschlage.

Der Wagen langte an. Er war gut und rasch, trotzdem wurde es sehr spät, bis wir nach Lymstock kamen.

Mit plötzlich aufsteigenden Gewissensbissen meinte ich:

»Man wird schon Patrouillen ausgeschickt haben, um dich zu suchen.«

Aber Megan war in gleichmütiger Stimmung. Sie entgegnete zerstreut:

»Ach nein, das glaube ich nicht. Ich gehe oft aus und komme zum Mittagessen nicht heim.«

»Gewiß, mein liebes Kind; aber heute bist du auch zum Tee und zum Abendbrot fortgeblieben.«

Wie dem auch sein mochte, Megans Glücksstern schien ihr hold. Dunkel und still lag das Haus da. Auf Megans Rat hin gingen wir um das Haus herum und warfen Steinchen an Roses Fenster.

Bald guckte die Köchin heraus und kam mit unterdrückten Ausrufen und Seufzern herunter, um uns einzulassen.

»Nein, so etwas! Und ich, die gesagt hat, Sie schlafen schon in Ihrem Bett! Der Herr und Miss Holland - (kurzes Schnaufen nach Miss Hollands Namen) - haben früh genachtmahlt und sind ausgefahren. Ich sagte, ich werd' schon auf die Buben aufpassen. Und dann, wie ich oben im Kinderzimmer war und versucht hab', Brian zu beruhigen, der so übermütig war, da hab' ich geglaubt, ich höre Sie heimkommen; aber dann, als ich run-

terkam, da waren Sie nicht da, also hab' ich geglaubt, Sie sind schon im Bett. Und das hab' ich dann auch gesagt, als der Herr kam und nach Ihnen gefragt hat.«

Ich schnitt den Redestrom mit der Bemerkung ab, das Bett sei jetzt auch der richtige Ort für Megan.

»Gute Nacht«, sagte Megan, »Und danke - danke tausendmal! Es war der schönste Tag meines Lebens.«

Ich fuhr nach Hause, immer noch ein wenig wirr im Kopf, gab dem Chauffeur ein gutes Trinkgeld und bot ihm ein Bett an. Er aber wollte lieber noch in dieser Nacht heim.

Während ich mit ihm verhandelte, wurde die Haustüre aufgeklinkt und flog weit auf, sobald der Wagen davongefahren war. Joanna stand auf der Schwelle und rief:

»Also du bist es endlich - ja?«

»Hast du dich um mich gesorgt?« Ich trat ein und schloß die Tür. Joanna ging ins Wohnzimmer, und ich folgte ihr. Auf dem Spirituskocher brodelte heißes Wasser. Joanna bereitete für sich selbst Kaffee, während ich mir einen Whisky-Soda eingoß.

»Um dich gesorgt?« wiederholte Joanna. »Nein, natürlich nicht. Ich dachte, du hättest dich entschlossen, in der Stadt zu bleiben und mal ordentlich zu bummeln.«

»Ich habe auch gebummelt - auf eine ganz besondere Art und Weise.«

Ich grinste. Dann fing ich zu lachen an.

Sie fragte, weshalb ich lache, und ich erzählte ihr alles.

»Aber Jerry - du bist verrückt - vollständig verrückt!«

»Wahrscheinlich.«

»Mein lieber Junge, du kannst doch solche Sachen nicht tun - und noch dazu an einem Ort wie diesem hier. Morgen wird jeder davon wissen.«

»Wahrscheinlich. Aber schließlich ist Megan ja noch ein Kind.«

»Sie ist kein Kind. Sie ist zwanzig. Du kannst doch ein zwanzig-jähriges Kind nicht nach London mitnehmen und ihr Kleider kaufen, ohne daß es den entsetzlichsten Skandal gibt. Ach du meine Güte, Jerry, du wirst sie vielleicht sogar heiraten müssen!«

Joanna sprach halb ernst, halb lachend.

Und in diesem Moment machte ich eine außerordentlich wichtige Entdeckung.

»Verdammt noch mal«, rief ich, »wenn ich sie heiraten müßte, das würde mir gar nichts ausmachen. Im Gegenteil - ich würde sie sehr gerne heiraten!«

Auf Joannas Zügen erschien ein merkwürdiger Ausdruck. Sie stand auf und sagte ruhig, während sie zur Türe schritt:

»Ja. Das weiß ich schon seit einiger Zeit ...«

Und sie ließ mich da stehen, mein Glas in der Hand, fassungslos über meine neue Entdeckung.

35

Ich weiß nicht, was ein Mann, der einen Heiratsantrag machen will, für gewöhnlich empfindet.

In Romanen wird ihm immer der Hals trocken und der Kragen zu eng, und er ist überhaupt in einem bejammernswert nervösen - Zustand.

So fühlte ich mich durchaus nicht. Da mir dieser gute Einfall nun mal gekommen war, wollte ich ihn so schnell wie möglich ausführen. Einen besonderen Anlaß zur Verlegenheit sah ich nicht.

Am nächsten Morgen ging ich etwa um elf Uhr zu Symingtons. Ich läutete und fragte nach Megan. Roses wissender Blick war das erste, was mich ein wenig befangen machte.

Ich wurde in das kleine Frühstückszimmer gewiesen, saß da und wünschte zerstreut, daß Megan keine Unannehmlichkeiten gehabt habe.

Als ich die Tür öffnete und ich herumfuhr, war ich augenblicklich beruhigt. Megan sah durchaus nicht verschüchtert oder verstört aus. Ihr Kopf glich immer noch einer schimmernden Kastanie, um! immer noch drückte ihre Haltung den Stolz und das Selbstbewußtsein aus, womit der gestrige Tag sie beschenkt hatte. Sie trug ihre alten Kleider, hatte es aber fertiggebracht, ganz anders darin auszusehen. Es ist wunderbar, was das Wissen um die eigenen Reize aus einem Mädchen machen kann. Ich sah, daß Megan mit einemmal erwachsen war. Ich glaube, ich war doch ein wenig nervös, sonst hätte ich das Gespräch nicht mit einem herzlichen »Hallo, Hundetierchen!« eröffnet. Unter den waltenden Umständen war dies kaum der richtige Gruß für einen Liebhaber.

Megan jedoch schien damit zufrieden. Sie lachte breit und erwiderte: »Hallo!«

»Sag mal«, fragte ich, »du hast doch hoffentlich wegen gestern keinen Krach gehabt?«

»O nein«, versicherte Megan mit Nachdruck; dann jedoch blinzelte sie und gestand: »Nun ja, vielleicht doch ein bißchen. Das heißt, sie haben riesig viel geredet und scheinen mich sehr eigentümlich zu finden. Aber Sie wissen ja, wie die Leute sind und was sie für ein Getue machen - wegen gar nichts.«

Ich war erleichtert, daß die empörte Mißbilligung, die Megan hatte über sich ergehen lassen, von ihr abgeglitten war wie Wasser von einem Entenrücken.

»Ich bin heute gekommen; weil ich dir einen Vorschlag machen will«, begann ich. »Siehst du, ich habe dich sehr gern, und ich glaube, du hast mich auch gern -«

»Wahnsinnig gern!« rief Megan mit etwas beunruhigendem Enthusiasmus.

»Und wir kommen herrlich miteinander aus«, setzte ich fort
»Deshalb finde ich, es wäre eine gute Idee, wenn wir uns heiraten würden.«

»Oh«, machte Megan.

Sie sah überrascht aus. Nicht erschreckt. Nicht schockiert. Nur leicht überrascht.

»Sie meinen, daß Sie mich heiraten wollen?« fragte sie mit dem Gesicht eines Menschen, der völlige Klarheit in eine Angelegenheit bringen will.

»Das wünsche ich mir mehr als alles auf der Welt.«

Damit sprach ich die Wahrheit.

»Sie meinen, Sie sind verliebt in mich?«

»Ich bin verliebt in dich.«

Ihre Augen blickten ruhig und ernst. Sie sprach:

»Für mich sind Sie der beste, liebste Mensch, den es gibt - aber ich bin nicht verliebt in Sie.«

»Ich werde dich dazu bringen, daß du mich liebst.«

»Das nützt nichts. Ich will nicht dazu »gebracht« werden.« Sie hielt inne und fuhr dann ernst fort: »Ich bin nicht die richtige Frau für Sie. Ich kann besser hassen als lieben.«

»Haß hat keine Dauer. Liebe dauert.«

»Ist das wahr?«

»Ich glaube daran.«

Wiederum Schweigen. Dann erhob ich mich.

»Du sagst mir also nein?«

»Ich sage nein.«

»Und du ermutigst mich nicht, weiter zu hoffen?«

»Was würde das nützen?«

»Gar nichts«, stimmte ich zu. »Es wäre sogar ganz überflüssig - denn ich werde weiterhoffen, ob du mir's gestattet oder nicht ...«

So lagen also die Dinge.

Als ich das Haus verließ, war ich leicht benommen, und Roses Blick voll leidenschaftlicher Neugier machte mich nervös.

Rose hatte noch gar viel zu sagen, bevor ich entkommen konnte.

Daß sie nicht mehr dieselbe sei, seit jenem entsetzlichen Tag! Daß sie nicht im Haus geblieben wäre, wenn es nicht für die Kinder geschähe und aus Mitleid mit dem armen Mr. Symmington. Daß sie aber nicht bleiben werde, wenn nicht bald ein zweites Mädchen käme - und wahrscheinlich würde man keines bekommen - nachdem ein Mord im Haus geschehen war! Es war ja gut und schön, wenn diese Miss Holland sagte, sie würde inzwischen auch die Hausarbeit machen. Sehr süß und opfermütig von ihr - oh ja -, aber die wollte eben nichts Geringeres, als eines schönen Tages die Herrin im Hause sein! Mr. Symmington, der arme Mann, der merkte natürlich nichts - »aber man weiß ja, wie ein Witwer ist: ein armes, hilfloses Geschöpf, dazu bestimmt, das Opfer einer berechnenden Frau zu werden! Und wenn Miss Holland nicht in die Fußstapfen der toten Mrs. Symmington tritt - nun, dann wird es nicht daran liegen, daß sich dieser Vamp zu wenig Mühe gegeben hat ...«

Ich stimmte allem zu, was sie sagte, und brannte darauf, fort zu kommen, was mir jedoch nicht so bald gelang, da Rose meinen Hut krampfhaft festhielt, während sie ihrer Klatsch- und Schmähwut die Zügel schießen ließ.

Ich fragte mich, ob an ihren Worten etwas Wahres sei. Erwog Elsie Holland tatsächlich die Möglichkeit die zweite Mrs. Symmington zu werden? Oder war sie nur ein anständiges, gutherziges Ding, das sich nach Kräften des verwaisten Haushaltes annahm?

Das Ergebnis würde in beiden Fällen das gleiche sein. Und weshalb auch nicht? Symingtons minderjährige Kinder hatten eine Mutter nötig - Elsie war eine gute Seele - abgesehen davon, daß sie geradezu unanständig schön war - ein Faktor, den jeder Mann schätzt - selbst ein solcher Stockfisch wie Symington!

Ich weiß, daß ich all dies dachte, weil ich das Denken an Megan verdrängen wollte.

Man könnte sagen, Ich hätte Megan in dermaßen eingebildeter und selbstgefälliger Weise meinen Antrag gemacht, daß mir nur recht geschehen sei. Aber das stimmt wahrhaftig nicht! Ich war vielmehr so sicher, so überzeugt, daß Megan zu mir gehörte, ich fühlte so deutlich, daß sie meine ureigenste Angelegenheit war, daß es meine einzig natürliche und richtige Lebensform sei, für Megan zu sorgen, sie vor Leid zu bewahren und glücklich zu machen - alles das war für mich so selbstverständlich, daß ich erwartete, auch sie werde fühlen, daß wir beide zueinander gehörten ...

Aber ich gab sie noch nicht auf! O nein! Megan war meine Frau, und ich würde sie erringen.

Nach kurzer Überlegung begab ich mich in Symingtons Kanzlei. Megan selbst mochte jede Kritik an ihrer Lebensführung ignorieren; meine Aufgabe hingegen war es, diese Angelegenheit ins Reine zu bringen, und dazu war ich entschlossen. Man sagte mir, Mr. Symington sei zufällig frei und führte mich in sein Büro. Sein besonders steifes Benehmen und seine zusammengepreßten Lippen zeigten mir, daß ich im Augenblick bei ihm nicht sehr gut angeschrieben war.

»Guten Morgen«, grüßte ich ihn. »Heute mache ich Ihnen keinen geschäftlichen Besuch, sondern einen privaten. Ich will geradeheraus reden. Wahrscheinlich haben Sie bereits gemerkt, daß ich in Megan verliebt bin. Ich habe ihr einen Heiratsantrag gemacht, und sie hat mich abgewiesen. Dies nehme ich jedoch nicht als endgültige Antwort hin.«

Ich sah, wie Symmingtons Gesichtsausdruck sich wandelte und konnte mit komischer Deutlichkeit in seinen Zügen lesen. Megan blieb ein disharmonisches Element in seinem Hause. Er war - daran zweifelte ich nicht - ein gerechter und gutmütiger Mann, der nie im Traum daran gedacht hätte, der Tochter seiner verstorbenen Frau ein Heim zu verwehren. Ihre Heirat mit mir jedoch mußte unbedingt eine Erleichterung für ihn bedeuten. Mr. Symmington taute ein wenig auf und gönnte mir ein mattes, vorsichtiges Lächeln.

»Ehrlich gesagt, Burton, ich hatte keine blasse Ahnung davon. Ich weiß, Sie haben sich viel mit ihr abgegeben, aber für uns war sie immer noch ein richtiges Kind.«

»Sie ist kein Kind«, widersprach ich kurz.

»Gewiß nicht, den Jahren nach nicht.«

»Ihr Wesen wird ihrem Alter entsprechen, sobald man das zuläßt.« Ich war immer noch etwas ärgerlich. »Ich weiß, sie ist noch nicht großjährig, aber etwa in einem Monat wird sie ja schon einundzwanzig. Ich werde Ihnen gern alles über mich mitteilen, was Sie wissen wollen. Ich bin in guten Verhältnissen und habe ein anständiges Leben geführt. Ich will für Megan sorgen und alles tun, was ich kann, um sie glücklich zu machen.«

»Gut, gut. Aber die Entscheidung liegt doch bei meiner Stieftochter selbst.«

»Megan wird es sich schon noch überlegen. Aber ich dachte, es sei zunächst das beste, Ihnen reinen Wein einzuschenken.« Er erklärte, dies wisse er zu schätzen, und wir schieden als Freunde.

Darauf lief ich Emily Barton in die Arme. Sie trug einen Einkaufskorb. »Guten Morgen, Mr. Burton. Wie ich höre, waren Sie gestern in London.«

Gewiß, sie habe recht gehört. Ihre Augen waren, wie ich merkte, freundlich, aber auch voll Neugier.

»Ich bin hingefahren, um meinen Arzt zu konsultieren«, teilte ich ihr mit.

Miss Barton lächelte.

Dieses Lächeln war nicht sehr schmeichelhaft für Marcus Kent.

»Wie ich höre, hat Megan beinahe den Zug verpaßt. Sie sprang auf, als er schon im Fahren war.«

»Von mir unterstützt«, ergänzte ich. »Ich habe sie hereingerissen.«

»Da haben Sie aber Glück gehabt. Es hätte ja einen Unfall geben können.«

Interessant, wie gründlich ein vornehmes, neugieriges altes Mädchen einen Mann dazu bringen kann, sich wie der letzte Idiot zu fühlen!

Ich wurde vor weiterem Leiden durch einen Angriff von Mrs. Dane Calthrop bewahrt. Sie hielt sich zwar ein eigenes, zahmes vornehmes altes Mädchen, nämlich Miss Marple, sie selbst jedoch huldigte mehr der direkten Rede.

»Guten Morgen«, begann sie. »Ich höre, Sie haben Megan dazu veranlaßt, sich ein paar anständige Kleider zu kaufen. Sehr vernünftig von Ihnen. Nur ein Mann kann auf so praktische Einfälle kommen! Ich habe mir schon seit einiger Zeit um Megan Sorgen gemacht. Ein Mädchen mit Verstand wird so leicht zur Vogelscheuche, nicht wahr?«

Nach dieser interessanten Feststellung verschwand sie im Fischladen.

Miss Marple, die bei mir stehen geblieben war, zwinkerte ein wenig.

»Mrs. Dane Calthrop ist eine sehr bedeutende Frau, wissen Sie. Sie hat beinahe immer recht.«

»Dadurch wirkt sie geradezu aufregend«, gestand ich.

»Ehrlichkeit hat immer diese Wirkung«, nickte Miss Marple. Mrs. Dane Calthrop kam wieder aus dem Fischladen herausgestaust und trat zu uns. Sie hielt einen großen roten Hummer in der Hand.

»Haben Sie je etwas gesehen, was unserem Mr. Pye weniger ähnlich sieht als das hier? Ein sehr männliches, schönes Geschöpf - nicht wahr?«

38

Der Gedanke an die Begegnung mit Joanna machte mich etwas nervös. Ich hätte mich jedoch nicht beunruhigen müssen. Sie war aus und kam zum Mittagessen nicht zurück. Dies kränkte die Partridge sehr. Während sie zwei Schnitzel servierte, wiederholte sie sauertöpfisch:

»Und Miss Burton -hat extra gesagt, sie wird zu Hause sein.«

Ich verzehrte alle beide Schnitzel, um Joannas Scharte möglichst auszuwetzen. Trotzdem war ich neugierig, wo meine Schwester wohl sein mochte. Sie war in letzter Zeit eine richtige Geheimniskrämerin geworden.

Es war halb vier, als Joanna ins Wohnzimmer hereinplatzte. Ich hatte gehört, daß ein Wagen vor dem Haus anhielt, und erwartete halb und halb, Griffith zu sehen. Joanna kam jedoch allein, und der Wagen entfernte sich wieder.

Ihr Gesicht war gerötet, und sie schien verstört. Etwas mußte geschehen sein.

»Was ist los?« fragte ich.

Meine Schwester öffnete den Mund, schloß ihn wieder, seufzte, ließ sich in einen Stuhl fallen und starrte vor sich hin.

»Ich habe einen abscheulichen Tag hinter mir«, stieß sie hervor.

»Was ist passiert?«

»Ich habe die unglaublichsten Dinge gemacht. Es war gräßlich—«

»Ja, was denn —«

»Also, ich habe einen Spaziergang gemacht, einen ganz gewöhnlichen Spaziergang. Ich bin über den Hügel gegangen - und ins Moor. Ich wanderte kilometerweit - hatte eben Lust dazu. Dann kam ich an eine Mulde. Dort liegt ein Bauernhof - ein gottverlassenes kleines Haus. Ich war durstig und dachte, ich könnte vielleicht etwas Milch dort bekommen, oder sonst was. Ich ging also in den Hof hinein - und dann öffnete sich die Türe - und Owen kam heraus —«

»Ja, und?«

»Er glaubte, ich sei die Gemeindeschwester. Drin im Haus lag eine Frau, die ein Kind bekam. Er erwartete die Schwester und hatte ihr Bescheid geschickt, sie solle noch einen Doktor mitbringen. Es war - es ging schlecht mit der Geburt.«

»Ja, und?«

»Also sagte Owen zu mir: »Kommen Sie, Sie werden auch genügen - jedenfalls besser als gar niemand.« Ich sagte, ich könnte nicht, und er fragte, was ich damit meine? Ich sagte, ich hätte nie so etwas gemacht und ich verstehe nichts davon —. Und er sagte: »Was, zum Teufel, macht denn das?« Und dann war er schrecklich. Er stellte sich vor mich hin und schrie: 'Sie sind doch eine Frau - oder nicht? Sie können doch wohl Ihre verdammte Pflicht erfüllen und einer anderen Frau helfen - oder nicht?« Und dann zankte er mich noch mehr aus und sagte, ich hätte so gesprochen, als ob mich Medizin sehr interessieren

würde, und ich hätte behauptet, ich würde gern Krankenschwester sein. »Nichts als schönes Geschwätz! Nichts davon haben Sie wirklich gemeint. Aber das hier - dort drin im Bett -, das ist Wirklichkeit! Und jetzt werden Sie sich wie ein anständiges menschliches Wesen benehmen - und nicht wie eine unnütze, dekorative Nippsache!« Jerry - ich habe die tollsten Dinge gemacht! Ich habe ihm die Instrumente gehalten, und ich habe sie ausgekocht und zugereicht. Ich bin so müde, ich kann kaum stehen. Es war entsetzlich. Aber er hat die Frau gerettet - und das Kind auch. Es ist lebend geboren! Nicht einen Augenblick lang hat er gehofft, daß er auch das Kind retten könnte. Ach mein Gott!« Joanna bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Ich beobachtete sie mit einer gewissen Freude und zog im Geist vor Owen Griffith meinen Hut. Mit einem Schlag hatte er Joanna endlich einmal Aug in Aug mit der Wirklichkeit gestellt.

Ich bemerkte:

»Es liegt ein Brief für dich im Vorraum. Von Paul, glaube ich.«

»Wie?« Sie hielt einen Augenblick inne, dann rief sie: »Jerry, ich habe nie gewußt, was ein Arzt leisten muß! Die Nerven. die er haben muß!«

Ich ging in den Vorraum und holte meiner Schwester den Brief. Sie öffnete ihn, durchflog nachlässig seinen Inhalt und ließ das Schreiben fallen.

»Er war wirklich - er war - wundervoll! Wie er gekämpft hat! Wie er sich nicht geschlagen geben wollte! Er war grob und schrecklich zu mir - aber er war ganz wundervoll!«

Ich blickte zufrieden auf Pauls mißachteten Brief nieder.

Es war klar - Joanna hatte die »Tragödie Paul« überwunden.

Die meisten Ereignisse treten dann ein, wenn man sie am wenigsten erwartet.

Ich war so vollauf beschäftigt mit Joannas und meinen eigenen Privatangelegenheiten, daß ich völlig starr war, als Nashs Stimme am andern Morgen durchs Telefon rief:

»Burton - wir haben sie erwischt!«

»Sie meinen die—«

Er unterbrach mich:

»Hört Ihnen jemand zu?«

»Ich glaube nicht - oder doch, vielleicht -«

Mir hatte es scheinen wollen, als öffne sich die Hintertüre zur Küche um einen Spalt.

»Vielleicht würden Sie sich zu mir aufs Büro bemühen?«

»Gerne. Ich komme sofort.«

In der denkbar kürzesten Zeit war ich auf der Polizeistation. In einem der inneren Räume saßen Nash und Sergeant Parker beisammen. Der Oberinspektor strahlte.

»Das war eine lange Jagd«, rief er, »aber wir haben's geschafft!«

Er ließ einen Brief auf den Tisch flattern. Diesmal war auch der Inhalt maschinengeschrieben, und ich fand ihn relativ mild. »Du mußt Dir nicht einbilden, daß Du in die Fußstapfen einer Toten treten kannst. Die ganze Stadt Lacht dich aus. Fort mit Dir und zwar gleich. Bald wird es zu spät sein. Laß Dich warnen. Denk daran, was dem andern Mädchen geschehen ist. Geh fort und bleib fort.«

Das Schreiben schloß mit ein paar gemäßigt obszönen Redewendungen.

»Den hat Miss Holland heute früh bekommen«, berichtete Nash.

»Hab mir schon gedacht, es ist komisch, daß sie nicht schon früher einen hatte«, warf Sergeant Parker ein.

»Wer hat das geschrieben?« fragte ich.

Der Triumph wich aus Oberinspektor Nashs Gesicht.

Er sah müde aus und bekümmert, als er nüchtern sagte:

»Ich bedaure es sehr, denn es wird einem anständigen Mann einen schweren Schlag versetzen - aber das ist nicht zu ändern. Vielleicht hat er auch schon Verdacht geschöpft.«

»Wer hat es geschrieben?« wiederholte ich.

»Miss Aimée Griffith.«

40

Am Nachmittag begaben sich Nash und Parker, mit einem Haftbefehl ausgestattet, zu den Griffiths.

Auf Nashs Aufforderung hin begleitete ich die beiden.

»Der Doktor hat Sie gern«, meinte Nash. »Er hat nicht viele Freunde hier am Ort. Wenn es Ihnen nicht zu peinlich ist, Mr. Burton, so könnten Sie mitkommen und ihm in dieser schweren Stunde beistehen.«

Ich erklärte mich bereit zu kommen. Diese Aufgabe war mir nicht angenehm, aber vielleicht konnte ich von Nutzen sein.

Wir läuteten und fragten nach Miss Griffith. Man führte uns ins Wohnzimmer. Da saßen Aimée, Elsie Holland, Megan und Symmington und tranken Tee.

Nash handelte sehr umsichtig.

Er bat Aimée, ihm eine private Unterredung zu gewähren. Sie stand auf und kam auf uns zu. Mir schien es, als sähe ich ganz schwach ein gehetztes Aufzucken in ihrem Blick - es war jedoch

sofort wieder verschwunden. Sie benahm sich durchaus normal und herzlich.

»Mich wollen Sie sprechen? Hoffentlich keine neuen Klagen wegen meiner Wagenlichter?«

Sie führte uns aus dem Wohnzimmer durch den Gang in ein kleines Studierzimmer.

Beim Schließen der Wohnzimmertüre sah ich Symmingtons Kopf jäh hochfahren. Ich nahm an, daß er in seiner Berufserfahrung viel mit Straffällen zu tun gehabt habe und ihm jetzt an Oberinspektor Nashs Gehaben etwas aufgefallen sei.

Er hob sich halb vom seinem Sitz.

Das war alles, was ich sah, bevor ich die Türe schloß und den andern folgte.

Nash sagte seinen Spruch her - sehr ruhig und korrekt.

Er bereitete sie schonend vor und erklärte ihr schließlich, er müsse sie bitten, ihn zu begleiten. Er zog den Haftbefehl hervor und verlas die Anklage.

Ich kann mich an die Fachausdrücke nicht mehr genau erinnern. Es ging nur um die Briefe, noch nicht um den Mord. Aimée Griffith warf den Kopf zurück und schrie vor Lachen. »Nein, so ein lächerlicher Unsinn! Als. ob ich so einen Haufen Unflat schreiben würde! Sie müssen verrückt sein. Ich habe nie ein Wort von all dem geschrieben.«

Nash zeigte ihr den Brief an Elsie Holland.

»Leugnen Sie, dies hier geschrieben zu haben, Miss Griffith?«

Wenn sie zögerte, dann nur während des Bruchteils einer Sekunde.

»Natürlich leugne ich. Den Wisch habe ich noch nie gesehen.«

Der Oberinspektor sagte ruhig:

»Ich muß Ihnen mitteilen, Miss Griffith, daß Sie beobachtet wurden, wie Sie den Brief auf der Maschine schrieben, und zwar im Frauenklub, zwischen elf Uhr und elf Uhr dreißig in der vor-

letzten Nacht. Gestern betraten Sie das Postbüro, ein Bündel Briefe in der Hand —«

»Diesen hier habe ich nicht aufgegeben.«

»Nein, Sie nicht. Während Sie auf die Marken warteten, ließen Sie ihn verstohlen zu Boden fallen, damit ein Ahnungsloser ihn finden und einwerfen solle.«

»Nie habe ich -«

Die Tür öffnete sich und Symmington trat ein. Er begann mit scharfem Ton:

»Was geht hier vor? Aimée, wenn etwas nicht in Ordnung ist, dann müssen Sie gesetzmäßig vertreten werden. Wenn Sie mich wünschen -«

Da brach sie zusammen. Bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und taumelte zu einem Stuhl.

»Gehen Sie fort, Dick, gehen Sie fort! Nicht Sie! Nicht Sie!«

»Sie brauchen doch einen Anwalt, liebste Freundin.«

»Nicht Sie. Das - könnte ich - nicht ertragen. Ich will nicht, daß Sie - all das wissen.«

Da verstand er sie vielleicht.

»Ich will Mildmay aus Exhampton kommen lassen«, schlug er leise vor. »Paßt Ihnen das?«

Sie nickte. Jetzt schluchzte sie.

Symmington verließ das Zimmer. In der Tür traf er mit Owen Griffith zusammen.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Arzt heftig. »Meine Schwester —«

»Es tut mir leid, Dr. Griffith, aufrichtig leid. Aber wir hatten keine andere Wahl.«

»Sie machen Aimée für die - anonymen Briefe verantwortlich?«

»Ich fürchte, es kann kein Zweifel mehr bestehen, daß sie es war.«

Nash wandte sich an Aimée.

»Sie müssen jetzt mit uns kommen, Miss Griffith, bitte. Sie werden ohne weiteres Gelegenheit haben, einen Anwalt zu sprechen.«

»Aimée?« schrie Owen auf.

Ohne einen Blick fegte sie an ihm vorbei.

»Sprich nicht zu mir! Sag' nichts! Und um Gottes willen, sieh mich nicht an!« stammelte sie.

Sie verschwand in Begleitung der beiden Männer. Owen stand da wie betäubt.

Ich ließ ein paar Augenblicke vergehen, darin trat ich zu ihm.

»Wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, Griffith, dann sagen Sie es mir.«

Er sprach wie im Traum.

»Aimée? Ich glaube es nicht.«

»Es kann ja ein Irrtum sein«, tröstete ich matt.

»Wär' es ein Irrtum - dann würde sie es nicht so aufgenommen haben«, brachte er zögernd hervor. »Aber ich hätte es nie geglaubt. Ich kann es auch jetzt noch nicht glauben.«

Er sank in einen Stuhl. Ich versuchte mich nützlich zu machen, indem ich ihm einen steifen Whisky mischte. Dr. Griffith goß ihn hinunter; das schien dem Armen wohlzutun.

»Zuerst konnte ich es einfach nicht fassen. Jetzt bin ich wieder bei Sinnen.«

Er reichte mir die Hand.

»Vielen Dank, Burton, aber Sie können nichts für uns tun. Niemand - niemand kann etwas tun.«

Die Tür ging auf, und Joanna kam herein. Sie war sehr bleich. Sie trat zu Owen. Dann blickte sie mich an.

Sie sagte: »Geh fort, Jerry. Das ist meine Sache.«

Als ich die Tür schloß, sah ich, daß sie bei seinem Stuhl niederkniete.

Die Geschehnisse der nächsten vierundzwanzig Stunden kann ich nicht mehr folgerichtig wiedergeben. In meinem Gedächtnis haben einzelne Ereignisse den Zusammenhang mit den anderen verloren.

Ich weiß noch, wie Joanna nach Hause kam, totenblaß und erschöpft, und wie ich versuchte, sie aufzuheitern, und sagte:

»Na, wer spielt jetzt den Schutzengel?«

Und an ihr armes, verzerrtes Lächeln erinnere ich mich, als sie klagte:

»Er sagt, er will mich nicht, Jerry. Er ist sehr, sehr stolz und verschlossen.«

Und ich hierauf:

»Mein Mädel will mich auch nicht ...«

Wir saßen eine Weile still beisammen, bis Joanna flüsterte:

»Es herrscht momentan keine sehr starke Nachfrage nach der Familie Burton ..

»Laß gut sein, mein Herzchen, wir haben immer noch einander.«

»Ich weiß nicht, Jerry, aber im Augenblick kann mich das nicht so richtig trösten ...«, seufzte meine kleine Schwester.

Owen kam am nächsten Tag und sang in geradezu unangenehmer Weise Hymnen auf Joanna. Sie war wundervoll, herrlich! Wie sie zu ihm gekommen war, wie sie sich bereit erklärt hatte, ihn zu heiraten - sofort, wenn er wollte. Aber das würde er nie zugeben. Nein, sie war zu gut, zu vornehm, um an einen solchen

jämmerlichen Kerl gebunden zu sein, als der er bald dastehen würde, wenn erst die Zeitungen sich des Falles bemächtigten.

Ich habe Joanna lieb, und ich weiß, wie anständig sie sich benimmt, wenn sie jemandem in seinen Schwierigkeiten Beistand leistet - aber diese pathetischen Ergüsse langweilten mich maßlos. Schließlich bat ich Owen ganz nervös, er möge doch nicht so verdammt edel sein.

Ich wanderte hinunter in den Ort und ging die Hauptstraße entlang. Alle Zungen waren in Bewegung und rührten sich, als ging's ums liebe Leben. Emily Barton erklärte, sie hätte Aimée Griffith nie vertraut. Die Kaufmannsfrau schwor mit Wonne, in Miss Griffiths Augen wäre ihr von jeher ein eigentümlicher Blick aufgefallen —

Die Untersuchung gegen Aimée Griffith war erfolgreich weitergeführt worden, wie ich von Oberinspektor Nash erfuhr. Eine Hausdurchsuchung hatte die ausgeschnittenen Seiten aus Emily Bartons Buch ans Licht gebracht - ausgerechnet in einem Vorzimmerschrank, in einer alten Tapete zusammengerollt.

»Ein ausgezeichnetes Versteck«, lobte Nash mit fachmännischer Hochachtung. »Man weiß nie, ob ein neugieriges Dienstmädchen nicht den Schreibtisch oder die Kommode durchstöbert - diese Gerümpelschränke jedoch, angefüllt mit alten Tennisbällen und Tapetenresten, die öffnet man nur, wenn man noch mehr altes Zeug hineinstopfen will.«

»Es scheint, als hätte die Dame gerade für diese Art von Versteck ein besonderes penchant«, bemerkte ich.

»Ja. Ein verbrecherischer Geist ist nicht sehr vielseitig. Übrigens, was die arme Agnes betrifft, da haben wir auch einen neuen Anhaltspunkt. Aus Dr. Griffiths Sprechzimmer fehlt von einem Mörser der schwere Stößel. Ich gehe jede Wette ein, daß Agnes damit betäubt worden ist.«

»Ein unhandliches Ding, wenn man es bei sich tragen muß«, widersprach ich.

»Nicht für Miss Griffith. Sie war an jenem Nachmittag unterwegs zu den Pfadfinderinnen und wollte außerdem Blumen und Gemüse beim Roten Kreuz abgeben, also hatte sie einen mächtig großen Korb mit.«

»Das Messer haben Sie nicht gefunden?«

»Nein, und das werden wir auch nicht finden. Das arme Geschöpf mag verrückt sein, aber so verrückt ist sie denn doch nicht, daß sie ein blutiges Messer aufbewahrt, nur um es uns leichter zu machen; da sie doch nichts anderes zu tun hatte, als es abzuwaschen und in die Küchenschublade zurückzutun.«

»Man kann eben nicht alles haben«, tröstete ich ihn.

Die gute Miss Marple war ganz verzweifelt. Sie sprach mit mir sehr ernsthaft über die Sache.

»Es ist nicht wahr, Mr. Burton. Ich bin ganz überzeugt - es - ist - nicht - wahr!«

»Leider ist es nur allzu wahr. Die Polizei lag auf der Lauer, wissen Sie, und hat der armen Aimée direkt dabei zugeschaut, wie sie jenen Brief schrieb.«

»Ja, ja, das mag ja stimmen. Ja. Darüber wundere ich mich nicht.«

»Und die Buchseiten, aus denen die Worte in den früheren Briefen ausgeschnitten waren, wurden in ihrem Haus versteckt gefunden.«

Miss Marple starrte mich an. Dann flüsterte sie kaum hörbar:

»Das ist ja entsetzlich - Gott, wie gemein!«

Mrs. Dane Calthrop kam hereingestürzt und fragte:

»Was ist denn los, Jane?«

Jane murmelte hilflos:

»Ach du lieber Gott, du lieber Gott, was kann man denn da machen?«

»Was quält dich, Jane?«

»Es muß doch irgendeine Möglichkeit geben! Aber ich bin so alt und unwissend - und leider auch so dumm!«

Ich war ganz verlegen und atmete auf, als Mrs. Dane Calthrop ihre Freundin hinausführte.

Aber ich sollte Miss Marple an diesem Nachmittag doch noch begegnen. Viel später, auf meinem Heimweg.

Sie stand an der kleinen Brücke unweit von Mrs. Cleats Häuschen und unterhielt sich ausgerechnet mit Megan. Ich wollte Megan sehen. Ich hatte mir den ganzen Tag gewünscht, sie zu sehen. Also beschleunigte ich meine Schritte. Als ich jedoch herankam, drehte Megan sich auf den Absätzen um und ging in der entgegengesetzten Richtung davon.

Das ärgerte mich, und ich wäre ihr gefolgt, aber Miss Marple vertrat mir den Weg.

»Ich möchte mit Ihnen sprechen«, erklärte sie. »Nein, gehen Sie Megan jetzt nicht nach, das wäre unklug.«

Ich wollte ihr eben heftig entgegen, als sie mich mit folgenden Worten entwaffnete.

»Dieses Mädchen hat großen Mut - hat den Mut eines Menschen von selten hohem Niveau.«

Immer noch drängte es mich, Megan zu folgen, aber die alte Dame hielt mich zurück.

»Machen Sie jetzt keinen Versuch, sie zu sprechen. Ich weiß, was ich sage. Sie muß jetzt ihren ganzen Mut zusammenhalten.«

Etwas im Ton der Warnerin bewirkte, daß es mir kalt über den Rücken lief. Es war, als wüßte sie etwas, das ich nicht wußte.

Ich hatte Angst - und begriff nicht, wovor.

Ich konnte nicht heim. Ich kehrte zurück in die Hauptstraße und ging dort ziellos auf und ab. Ich wußte nicht, worauf ich wartete, noch woran ich dachte.

Dieser ekelhafte alte Langweiler Colonel Appleton kriegte mich zu fassen. Wie gewöhnlich fragte er nach meiner »reizenden Schwester«, und fuhr dann fort:

»Was bedeutet eigentlich all dies Gerede über Griffiths Schwester - daß sie närrisch sei wie ein Heupferd? Man sagt, sie stecke

hinter der ganzen anonymen Brief-Geschichte, die für alle Welt so niederträchtig unangenehm war. Konnt' es zuerst nicht glauben, aber die Leute sagen, es ist bestimmt wahr.«

Wiederum versicherte ich, es sei leider nur allzu wahr.

»Soso, jaja - ich muß sagen, unsere Polizei ist wirklich tüchtig. Man muß ihr nur Zeit lassen, das ist alles, man muß ihr nur Zeit lassen. Komische Sache - diese Stänkerei mit den anonymen Briefen! Diese hysterischen alten Jungfern sind immer die wüsten - obschon diese Griffith gar nicht so übel ausgesehen hat - wenn auch die Zähne ein bißchen lang geraten sind. Aber es gibt eben überhaupt keine halbwegs hübschen Mädels in unserer Gegend - bis auf diese kleine Gouvernante vom Symingtons. Die ist wert, daß man sie anguckt. Liebenswertig ist sie auch. Und so dankbar für die kleinste Gefälligkeit! Da habe ich sie doch vor kurzem getroffen - mit diesen Kindern von Symington. Sie machten ein Picknick zusammen, oder was es war - die Buben tobten auf der Wiese herum und die Kleine saß ganz verzweifelt da, das arme Ding, weil ihr die Wolle ausgegangen war. »Na schön«, sage ich, »möchten Sie vielleicht, daß ich Sie nach Lymstock bringe? Muß sowieso dorthin, wegen meiner Angelrute. Brauche keine zehn Minuten, dann fahre ich Sie wieder hierher.« Sie war ein bißchen ängstlich wegen der Knaben, die wollte sie nicht allein lassen. »Keine Angst', sag' ich, »denen wird niemand etwas zuleide tun.« Ich wollte doch die Buben nicht mitnehmen - das hätte mir noch gefehlt! Also fuhr ich sie in die Stadt, setzte sie beim Wollegeschäft ab, holte sie dann wieder und brachte sie zu den Kindern zurück, und erledigt. Hat nur nett und lieb gedankt Dankbares Geschöpf. Nettes Mädel.«

Endlich gelang es mir doch, ihn loszuwerden.

Und in diesem Augenblick sah ich Miss Marple zum drittenmal. Sie trat soeben aus dem Polizeigebäude.

Wo kommen unsere Herzensängste her? Wo nehmen sie Form an? Wo verbergen sie sich, ehe sie hervortreten? Nur ein kurzer Satz. Gehört, zur Kenntnis genommen und nie ganz vergessen:

»Bringen Sie mich fort. - Es ist so schrecklich hier - und ich bin ein so schlechter Mensch ...«

Weshalb hatte Megan das gesagt? Weshalb hatte sie das Gefühl, schlecht zu sein?

Warum hielt dieses Kind sich für schlecht? Warum? Warum? War es denkbar, daß sie sich in irgendeiner Weise verantwortlich fühlte?

Megan? Unmöglich Megan konnte nichts mit diesen Briefen zu schaffen haben - mit diesen gemeinen, schmutzigen, unanständigen Briefen.

Owen Griffith kannte einen ähnlichen Fall - ein Schulmädchen.

Was hatte Inspektor Graves gesagt?

Etwas über Komplexe Jugendlicher

Ahnungslose, feine alte Damen lallen auf dem Operationstisch Worte, die sie im Leben gar nicht kennen ... Kleine Buben kritisieren Zoten an die Wände ...

Nein, nein, Megan nicht.

Erblich belastet? Schlechtes Blut? Die unbewußte Erbschaft einer Anomalie, einer Perversität? Ein Unglück, keine Schuld - ein Fluch, von früheren Generationen auferlegt ...

»Ich bin nicht die richtige Frau für Sie. ich kann besser hassen als lieben.«

Oh, meine kleine Megan, mein geliebtes Kind! Nur das nicht!

Alles, nur das nicht! Und diese alte Wühlmaus ist hinter dir her - Miss Marple hat einen Verdacht ... Sie sagt, du hättest Mut. Mut - um was zu tun?

Es waren nur Hirngespinnste - sie vergingen. Aber ich hatte den Wunsch, den heißen Wunsch - Megan zu sehen. Um halb zehn Uhr, am gleichen Abend, verließ ich das Baus, wanderte den Hügel hinab und begab mich zu den Symmingtons.

Und auf diesem Weg hatte ich plötzlich eine völlig neue Idee. Diese Idee betraf eine Frau, an die bisher noch niemand gedacht hatte.

(Oder hatte vielleicht Nash doch an sie gedacht?)

Abenteuerlich, unwahrscheinlich bis zum äußersten und - so hätte ich bis heute behauptet - auch völlig unmöglich. Aber unmöglich war es nicht, was ich dachte. Nein, unmöglich war es nicht.

Ich verdoppelte meine Schritte. Denn nun war es noch dringender nötig, Megan sofort zu sehen.

Jetzt öffnete ich Symmingtons Gartentor und eilte zum Haus. Die Nacht war dunkel und bewölkt. Ein schwacher Regen setzte ein. Die Sicht war schlecht.

An einem Fenster gewahrte ich einen Lichtstreifen. Kam das aus dem kleinen Frühstückszimmer?

Einen Augenblick lang zögerte ich. Dann bog ich, anstatt zur Haustür zu gehen, seitlich ab, schlich an einem großen Gebüsch vorbei bis unter das Fenster und duckte mich.

Das Licht kam aus einem Spalt im Vorhang, der nicht ganz zugezogen war. Man konnte leicht ins Zimmer sehen.

Ich erblickte ein seltsam friedliches, häusliches Bild. Symmington lehnte in einem großen Armstuhl, und Elsie Holland beugte den Kopf über ein zerrissenes Knabenhemd, an dem sie flickte.

Ich konnte ebensogut hören wie sehen, denn der Oberteil des Fensters stand offen:

Elsie Holland sprach:

»Aber ich bin überzeugt, Mr. Symmington, daß die Buben alt genug sind für ein Internat. Nicht daß es mir nicht schwerfallen wird, sie zu verlassen. Ich werde sehr traurig sein. Ich hab' sie ja beide so lieb.«

Symmington erwiderte:

»Vielleicht haben Sie recht, was Brian betrifft, Miss Holland. Ich habe beschlossen, ihn zum nächsten Quartalsbeginn nach Winhays zu schicken - dort war ich auch als Junge. Aber Colin ist doch zu klein. Ich will ihn lieber noch ein Jahr daheim behalten.«

»Nun ja, natürlich, ich kann Sie verstehen. Und Colin ist vielleicht noch ein wenig jünger als seine Jahre ...«

Ein ruhiges Familiengespräch - ein häusliches Idyll - und ein goldenes Köpfchen über die Näharbeit gebeugt ...

Da öffnete sich die Türe, und Megan trat ein.

Steil aufgerichtet stand sie im Türrahmen. In ihrem Wesen fühlte ich sofort etwas Gesammeltes, Angespanntes. Ihre Gesichtshaut war blaß und gestrafft, ihre Augen leuchteten hell und entschlossen. Nichts Schüchternes lag heute abend in ihrer Haltung, nichts Kindliches.

Megan wandte sich an Symmington, ohne ihn jedoch mit seinem Namen oder mit »Vater« anzureden. (Mir fiel ein, daß ich noch nie gehört hatte, wie sie ihn zu nennen pflegte. »Dick?« Oder wie sonst?)

»Ich möchte dich sprechen, bitte. Allein.«

Dann drehte sie sich zu Elsie Holland um.

»Sie entschuldigen, Elsie.«

»Aber selbstverständlich!«

Die Erzieherin sprang auf. Sie sah erschrocken aus und ein wenig nervös. Als sie zur Tür schritt, kam Megan etwas tiefer ins Zimmer herein, so daß Elsie an ihr vorbeigehen konnte. Einen kurzen Augenblick nur hielt Elsie Holland auf der Schwelle inne, stand regungslos da und blickte über ihre Schulter zurück. Ganz still, die Lippen geschlossen, eine Hand ausgestreckt, mit der andern die Handarbeit an sich gepreßt, so verharrte sie sekundenlang, ehe sie verschwand.

Ich hielt den Atem an - mit einemmal wieder ganz überwältigt von ihrer Schönheit.

Wenn ich jetzt an sie denke, dann sehe ich sie immer so vor mir - festgebannt in einer Haltung voll der unvergleichlichen, unsterblichen Schönheit, die den griechischen Göttern eigen war ...

Dann fiel die Tür hinter ihr ins Schloß.

»Nun, Megan, um was handelt es sich?« Symingtons Stimme klang recht ungehalten. »Was willst du?«

Megan war dicht an den Tisch herangetreten. Dort stand sie jetzt und blickte auf Symington herab. Von neuem machte mich die unerbittliche Entschlossenheit in ihren Zügen betroffen - und noch etwas anderes: eine Härte, die nur an ihr völlig neu war.

Sie öffnete die Lippen; was sie sagte, ließ mich bis ins innerste Herz hinein erschrecken.

»Ich will Geld«, sagte Megan.

Diese Forderung besserte Symingtons Laune keineswegs.

Scharf fuhr er sie an:

»Hättest du nicht bis morgen warten können? Was ist überhaupt los? Findest du dein Taschengeld ungenügend?«

»Ein anständiger Mensch«, ging es mir sogar in diesem Augenblick durch den Kopf. »Vernunftsgründen immer zugänglich, wenn er auch vielleicht nicht viel Sinn für Gefühlsmomente hat.«

Megans Antwort lautete:

»Ich will viel Geld. Sehr viel Geld.«

Symington richtete sich steif im Sessel auf.

»In wenigen Monaten bist du großjährig. Dann wird dir die Treuhandgesellschaft dein großmütterliches Erbteil auszahlen.«

Megan sah ihn an.

»Du verstehst mich nicht. Ich will das Geld von dir.« Sie fuhr rasch fort: »Man hat mir nie viel von meinem Vater gesprochen. Man wollte nicht, daß ich von ihm wisse. Aber ich weiß, daß er

im Gefängnis war, und ich weiß auch weswegen. Wegen Erpressung!«

Sie machte eine Pause.

»Nun, ich bin seine Tochter. Und vielleicht bin ich ihm nachgeraten. Ich verlange Geld von dir, und wenn du es mir nicht gibst -«, sie brach ab und vollendete dann sehr langsam und deutlich: »- wenn du es mir nicht gibst - dann werde ich sagen, was du an jenem Nachmittag mit den Pulvern gemacht hast - im Zimmer meiner Mutter. Ich habe alles gesehen.«

Wiederum Pause.

Dann sprach Symmington mit völlig unbewegter Stimme:

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Du weißt es ganz gut.«

Und Megan lächelte. Es war kein schönes Lächeln.

Symmington stand auf. Er ging hinüber an seinen Schreibtisch. Er zog ein Scheckbuch aus der Tasche und schrieb einen Scheck aus. Sorgfältig trocknete er die Schrift mit Löschpapier. Dann kam er zurück. Er reichte den Scheck Megan hin.

»Du bist jetzt erwachsen«, sagte er. »Ich kann verstehen, daß du manchmal Lust hast, dir etwas Besonderes zu kaufen, Kleider und ähnliches. Wovon du redest, weiß ich nicht. Ich habe nicht aufgepaßt. Aber hier ist ein Scheck.«

Megan sah das Papier an.

»Danke. Das wird zunächst genügen.«

Sie drehte sich um und verließ das Zimmer.

Symmington starrte ihr nach, starrte auf die geschlossene Tür. Dann wandte er sich wieder zurück - und als ich sein Gesicht sah, tat ich eine rasche, unbeherrschte Bewegung vorwärts.

Auf die merkwürdigste Weise wurde ich mitten in dieser Geste unterbrochen. Das große Gebüsch an der Hauswand war plötzlich kein Gebüsch mehr. Nashs Arme umschlangen mich, und seine Stimme hauchte mir ins Ohr:

»Still, Burton! Um Gottes willen!«

Und dann zog er mich mit unendlicher Vorsicht zurück, wobei er mich zwang, ihm zu folgen.

Als wir um die Hausecke herum waren, richtete er sich auf und wischte sich die Stirn.

»Natürlich«, knurrte er, »das sieht Ihnen ähnlich, Burton, da hereinzuplatzen.«

»Megan ist in Gefahr«, flüsterte ich drängend. »Haben Sie sein Gesicht gesehen? Wir müssen sie aus dem Haus fortnehmen!«

Jetzt packte der Oberinspektor meinen Arm mit festem Griff.

»Passen Sie mal auf, Burton - Sie müssen mir zuhören!«

44

Nun gut, ich hörte zu.

Es war mir schrecklich - aber ich gab nach.

Ich bestand jedoch darauf, an Ort und Stelle zu bleiben, und schwor, mich allen Anordnungen unbedingt zu fügen.

So kam es, daß ich mit Nash und Parker durch die Hintertür, die bereits aufgeschlossen war, das Haus betrat.

Und ich wartete mit Nash im Vorraum des ersten Stockwerks, hinter den Samtvorhängen, die eine Fensternische abschlossen - bis die Uhren im Haus zwei schlugen und Symingtons Tür sich öffnete.

Er schritt durch den Vorraum in Megans Zimmer.

Ich regte und bewegte mich nicht; denn ich wußte, daß Sergeant Parker im Zimmer drin war, von der sich öffnenden Tür verdeckt. Und ich wußte, daß Parker ein tüchtiger Polizeimann war, der sein Handwerk verstand. Und daß ich mich nicht auf mich selbst hätte verlassen können, daß ich mich nicht zurückgehalten, sondern vor der Zeit losgeschlagen hätte. Und als ich da wartete, mit hämmerndem Herzen, da sah ich Symmington wie-

der herauskommen; er trug Megan auf den Armen und stieg mit ihr die Treppe hinunter. In vorsichtigem Abstand folgten Nash und ich.

Symmington trug sein Opfer in die Küche. Er hatte Megan gerade bequem zurechtgelegt, den Kopf in den Gasofen, und drehte nun das Gas auf - da kamen Nash und ich herein und machten Licht.

Und dies war Richard Symmingtons Ende. Er brach zusammen. Obschon ich vollauf damit beschäftigt war, Megans Kopf aus dem Ofenrohr zu zerren und das Gas abzustellen, sah ich doch den Zusammenbruch. Er machte nicht einmal den Versuch, sich zu wehren. Er wußte, sein Spiel war verloren.

45

Dann saß ich an Megans Bett, wartete darauf, daß sie das Bewußtsein wiedererlange, und fluchte gelegentlich auf Oberinspektor Nash.

»Woher wissen Sie, daß ihr nichts fehlt? Das Wagnis war zu groß!«

Nash beruhigte mich nach Kräften.

»Es war ja nur ein kleines Schlafmittel in der Milch, die immer auf ihrem Nachttisch steht. Nichts weiter. Es ist doch klar, daß er's nicht riskieren konnte, sie zu vergiften. Nach seiner Überzeugung war mit Miss Griffiths Verhaftung jede Verdachtsmöglichkeit von ihm abgelenkt. Er konnte sich keinen unaufgeklärten Todesfall leisten. Keine Gewaltanwendung, kein Gift. Doch wenn ein etwas unglücklich veranlagtes Mädchen über dem Selbstmord der Mutter schwermütig wird und den Kopf in den Gasofen steckt - nun, dann werden die Leute nur sagen, sie war nie ganz normal, und der Schock durch den Tod ihrer Mutter hat ihr den Rest gegeben.«

Ich beobachtete nur immer Megan.

»Sie braucht lange, bis sie erwacht.«

»Haben Sie nicht gehört, was Dr. Griffith sagte? Herz und Puls sind tadellos - sie wird nur schlafen und auf natürliche Weise aufwachen. Er gibt seinen Patienten oft das gleiche Mittel, sagt er.«

Megan bewegte sich, murmelte etwas.

Diskret verließ Nash das Zimmer.

Gleich darauf schlug Megan die Augen auf.

»Jerry ...«

»Hallo, mein Süßes !«

»Hab ich's gut gemacht?«

»Großartig! Als hättest du schon in den Windeln Erpressungen verübt!«

Megan machte die Augen wieder zu. Dann flüsterte sie:

»Gestern abend - hab' ich dir geschrieben - für den Fall, dass es schiefgeht. Aber dann war ich zu schläfrig, um fertigzuschreiben. Dort drüben liegt der Brief ...«

Ich trat an den Schreibtisch. In einer abgenutzten kleinen Mappe fand ich Megans unvollendeten Brief.

»Mein lieber Jerry!« begann er schlicht.

»Ich habe in meinem alten Schul-Shakespeare gelesen und ein Sonett gefunden, das beginnt:

»Du bist für meinen Geist, wie Brot fürs Leben,

Wie süßer Jahreszeit Schauer für die Erd ...«

und ich sehe, daß ich nun doch in dich verliebt bin, denn genau das fühle ich für dich ...«

»Sie sehen also«, sagte Mrs. Dane Calthrop, »es war richtig von mir, daß ich einen Sachverständigen gerufen habe.«

Ich starrte sie an.

Wir waren alle im Pfarrhaus zu Besuch. Draußen strömte der Regen nieder, es brannte ein gemütliches Feuer im Kamin, und Mrs. Dane Calthrop war eben im Zimmer umhergewandert. hatte ein Sofakissen aufgenommen und es aus einem nur ihr bekannten Grund auf das Klavier gelegt.

»Ja - haben Sie denn einen Sachverständigen gerufen?« rief ich überrascht. »Wer war denn das? Was hat er gemacht?«

»Es war gar kein »er«, lächelte unsere Gastgeberin.

Mit einer schwungvollen Geste wies sie auf Miss Marple. Die alte Dame hatte ihre flockige weiße Strickerei beendet und war jetzt mit einer Häkelarbeit und einem Baumwollknäuel beschäftigt.

»Das ist mein Sachverständiger«, verkündete die Frau Pfarrer. »Jane Marple! Sehen Sie sich meine Freundin gut an. Ich sage Ihnen, diese Frau weiß mehr über die verschiedenen Sorten menschlicher Schlechtigkeit als irgendwer, den ich kenne.«

»Ach, sag das nicht, meine Liebe«, murmelte das alte Fräulein.

»Es stimmt aber.«

»Wenn man das ganze Jahr hindurch in einem Dorf lebt, dann lernt man die menschliche Natur eben kennen«, äußerte Jane Marple bescheiden.

Und da sie offenbar fühlte, daß es von ihr erwartet wurde, legte sie die Häkelei nieder und gab eine sanfte, altjüngferliche Abhandlung über Mord zum besten ...

»Das Wichtigste in derlei Fällen ist, sich einen offenen Sinn zu bewahren und völlig unvoreingenommen zu bleiben, verstehen Sie? Die meisten Verbrechen sind ja so unglaublich einfach. Dieses hier war es auch. Ganz normal und gradlinig - und durchaus verständlich - auf eine unsympathische Art, natürlich.«

»Sehr unsympathisch!«

»Die Wahrheit war ja offensichtlich. Und Sie selbst, Mr. Burton, haben sie gesehen, wissen Sie das?«

»Durchaus nicht!«

»Doch, doch, Sie haben die Wahrheit gesehen. Sie haben mir ja die ganze Sache aufgedeckt. Die inneren Zusammenhänge waren Ihnen gefühlsmäßig klar bewußt - nur hatten Sie einfach nicht genug Selbstvertrauen, um zu erkennen, worauf Ihr Instinkt hinauswollte. Da ist zunächst diese langweilige Redensart: »Kein Rauch ohne Feuer.« Sie waren davon irritiert, und es gelang Ihnen ganz richtig, sie als das zu erkennen, was sie war - als Verneblung. Ablenkungsmanöver - verstehen Sie - das Publikum sieht nach der falschen Richtung - nach den anonymen Briefen. Aber der Witz bei der Sache ist: Es gab gar keine anonymen Briefe!«

»Meine liebe Miss Marple, ich kann Ihnen versichern, es gab welche! Ich habe selbst einen bekommen.«

»Gewiß - aber das waren keine richtigen. Unsere liebe Maud Calthrop hat das bald herausgefühlt. Sogar im friedlichen Lymstock gibt es allerhand Skandalaffären, und - glauben Sie mir - jede Frau, die hier lebt und solche Briefe schreiben will, wird von den Affären wissen und sie in den Briefen verwerten. Aber ein Mann, verstehen Sie, interessiert sich nicht so sehr für Klatsch, und ein reservierter, intelligenter Mann wie Symmington erst recht nicht. Der Inhalt dieser Briefe hätte viel zutreffender sein müssen - wenn sie wirklich von einer Frau stammen würden.

Sie sehen also, wenn Sie den Rauch nicht beachten und sich nur das Feuer ansehen, dann wissen Sie gleich, woran Sie sind. Dann haben Sie die nackten Tatsachen und Geschehnisse vor sich. Und wenn man die Briefe beiseite läßt, dann ist nur eines geschehen: Mrs. Symmington ist gestorben.

Daraufhin muß man sich natürlich fragen! wer kann den Tod von Mrs. Symmington gewünscht haben? Und leider ist die erste Person, an die man in einem solchen Fall denkt - der Gatte. Dann fragt man weiter: Gibt es einen Grund? - ein Motiv? - zum Beispiel eine andere Frau?

Und das erste, was ich höre, ist, daß die Symmingtons eine sehr hübsche junge Erzieherin im Haus haben. So klar liegen die Dinge - nicht wahr? Mr. Symmington, ein etwas trockener, gehemmter, leidenschaftsloser Mann, an eine nörglerische, hysterische Frau gebunden - und plötzlich kommt dieses junge, strahlende Geschöpf daher?

Wissen Sie, es ist ja leider bekannt, daß es Herren, die sich in einem gewissen Alter verlieben, besonders schwer und heftig packt. Eine richtige Tollheit. Und Mr. Symmington ist, soviel ich ersehen kann, niemals ein wirklich guter Mensch gewesen. Er war nicht sehr freundlich, nicht sehr herzlich, nicht sehr zärtlich - seine Eigenschaften waren alle negativer Natur, also hatte er nicht die Kraft, seine Tollheit zu bekämpfen. An einem kleinen Ort, wie diesem hier, konnte nur der Tod seiner Frau dieses Problem für ihn lösen. Er wollte das Mädchen heiraten, verstehen Sie. Elsie Holland ist sehr geachtet, Mr. Symmington ebenfalls. Außerdem hängt er an seinen Kindern und mochte sie nicht aufgeben. Er wollte alles zusammen besitzen: sein Heim, seine Kinder, sein Ansehen und Elsie. Und der Preis, den er dafür zahlen mußte, war ein Mord.

Ich finde, er hat es sehr schlau angestellt. Aus seiner Erfahrung in Kriminalfällen wußte er genau, wie rasch der Verdacht sich gegen den Gatten richtet, wenn eine Frau ganz plötzlich stirbt. Und er wußte, daß bei Vergiftungsverdacht die Leiche obduziert, ja, eventuell auch exhumiert werden kann. So erfand er also einen Tod, der nur die Folge von etwas anderem zu sein schien. Er erfand »die Schattenhand«, einen fingierten anonymen Briefschreiber. Das Raffinierte daran war, daß die Polizei überzeugt war, daß eine Frau dahinterstecke - und damit hatten die Herren in gewissem Sinne recht. Es waren tatsächlich Frauenbriefe. Symmington nahm sich mit großem Geschick Briefe eines ähnlichen Falles aus dem vorigen Jahr und eines Falles, von dem ihm Dr. Griffith erzählte, zum Vorbild. Ich will damit nicht sagen, daß er so derb vorging, gewisse Episteln wörtlich zu kopieren; er entnahm ihnen jedoch verschiedene Phrasen

und Ausdrücke und mischte sie durcheinander. Das Resultat war, daß seine Briefe mit großer Deutlichkeit eine weibliche Mentalität widerspiegeln - eine halbverrückte Person voller Komplexe.

Er kannte alle Tricks, die der Polizei zur Verfügung stehen, graphologische Analysen, Schreibmaschinen-Gutachten, und so weiter. Sein Verbrechen bereite er von langer Hand vor.

Er tippte alle Briefumschläge, bevor er die Maschine dem Frauenklub stiftete. Und die Seiten aus dem Buch schnitt er schon vor längerer Zeit heraus, als er einmal im Wohnzimmer des »Waldheim« warten mußte. Die Leute nehmen ja derlei alte Traktate kaum je zur Hand.

Zu guter Letzt, als er seiner falschen »Schattenhand« genügend Geltung verschafft hatte, inszenierte er das, wozu alles andere nur Vorbereitung war. An einem schönen Nachmittag, an dem seine Stieftochter, die Erzieherin und die Knaben ausgingen und an dem die Dienstmädchen wie jeden Mittwoch frei hatten. Er konnte nicht voraussehen, daß die kleine Agnes mit ihrem Freund streiten und vorzeitig ins Haus zurückkehren würde.«

»Und was hat sie dort eigentlich gesehen? Wissen Sie das?« fragte Joanna.

»Ich weiß es nicht. Ich kann es nur vermuten. Und meine Vermutung geht dahin, daß sie überhaupt nichts gesehen hat.«

»Das war also eine falsche Hypothese?«

»Nein, nein, liebes Kind. Ich meine, sie stand wohl den ganzen Nachmittag am Fenster des Mädchenzimmers, wie die Polizei annimmt, und wartete darauf, daß ihr Jüngling kommen und zwischen ihnen wieder alles in Ordnung bringen würde. Und da sah sie - ganz gewöhnlich gesprochen - gar nichts. Das will sagen - niemand kam zum Haus, kein Briefträger und auch sonst keine Menschenseele.

Es dauerte eine Weile, bis Agnes sich klar darüber wurde, daß dies doch recht seltsam sei - das gute Kind war etwas langsam -

denn angeblich hatte Mrs. Symmington doch an jenem Nachmittag einen anonymen Brief erhalten —«

»Hat sie denn keinen erhalten?« fragte ich verwirrt.

»Natürlich nicht! Wie ich schon gesagt habe, dieses Verbrechen ist so einfach. Ihr Gatte tat nur eine Zyankalipille zuoberst auf die Migränepulver, die sie jeden Tag nach dem Essen einnahm. Und alles, was Symmington nun zu tun hatte, war, kurz vor Elsie Holland - oder gleichzeitig mit ihr - heimzukommen, seine Frau zu rufen, keine Antwort zu erhalten, hinauf in ihr Zimmer zu gehen, eine Spur Zyankali in das Wasserglas zu geben, aus dem sie zu der Pille getrunken hatte, den zusammengeballten »anonymen« Brief in den Kamin - und in die Hand der Toten einen Fetzen Papier zu legen, auf dem »Ich kann nicht mehr« stand.«

Miss Marple wandte sich an mich.

»Auch darin hatten Sie recht, Mr. Burton. Ein »Papierfetzen« - das ist natürlich Unsinn. Man hinterläßt nicht die letzte Botschaft vor dem Selbstmord auf einem kleinen, abgerissenen Papierfetzen. Dazu nimmt man ein ordentliches Stück Briefpapier - manchmal auch ein Kuvert. Ja, das mit dem Papierfetzen war falsch - und Sie wußten es.«

»Sie überschätzen mich«, wehrte ich ab. »Ich wußte nichts.«

»Aber Sie müssen es doch gewußt haben, Mr. Burton, unbedingt! Wie hätte Ihnen sonst die Notiz Ihrer Schwester auf dem Telefonblock augenblicklich diesen starken Eindruck machen können?«

Ich wiederholte langsam: »» ... falls Dr. Griffith anruft, heute ist es schon zu spät, ich kann nicht mehr mit ihm ausfahren; vielleicht geht es übermorgen ...« - Ach, ich verstehe! »ich kann nicht mehr ...««

Jane Marple strahlte mich an.

»Ganz richtig! Mr. Symmington stieß eines Tages auf eine derartige Notiz und erkannte die darin enthaltene Möglichkeit. Er riß das Stück Papier mit den Worten, die er brauchte, ab - in der

Originalhandschrift seiner Frau - und bewahrte es auf, bis die Stunde gekommen war.«

»Habe ich sonst noch geniale Entdeckungen gemacht?« erkundigte ich mich.

Miss Marple zwinkerte mir zu. »Sie haben mich auf die Spur gebracht, das können Sie mir glauben. Sie haben diese Tatsachen chronologisch für mich zusammengefaßt - und als Krönung des Ganzen erzählten Sie mir das Allerwichtigste, nämlich, daß Elsie Holland nie einen anonymen Brief bekommen hatte.«

»Denken Sie, gestern abend glaubte ich, sie sei die Briefschreiberin« gestand ich, »und deshalb habe sie selbst keine Briefe erhalten.«

»Ach, du lieber Gott, nein ... Wer anonyme Briefe schreibt, schickt sich selbst für gewöhnlich auch welche. Das gehört mit zum - nun ja, zum Reiz, stelle ich mir vor. Nein, nein, diese Tatsache interessierte mich aus einem völlig andern Grund.

Darin lag die eigentliche Schwäche Mr. Symingtons. Er konnte es nicht über sich bringen, auch dem Mädchen, das er liebte, einen schmutzigen Brief zu schreiben. Das wirft ein interessantes Licht auf einen Teil der menschlichen Natur - und spricht eigentlich in gewisser Hinsicht für Dick Symmington aber dies war der schwache Punkt, durch den er sich verraten hat.«

»Und er hat Agnes getötet?« fragte Joanna. »Das war doch sicher völlig überflüssig?«

»Vielleicht. Aber Sie machen sich nicht klar, meine Liebe (da Sie ja nie gemordet haben), daß nach einer solchen Tat das Urteil getrübt und verzerrt ist und alles in übertriebenen Dimensionen sieht. Zweifellos hörte er, wie das Mädchen an Miss Partridge telefoniert und vielleicht sagte, daß sie seit Mrs. Symingtons Tod etwas auf dem Herzen hätte, und daß sie etwas nicht recht verstehen könnte. Er kann kein Risiko eingehen - dieses dumme närrische Mädel hat etwas gesehen - weiß etwas!«

»Und doch war er anscheinend den ganzen Nachmittag in seinem Büro?«

»Ich bin überzeugt, er hat sie getötet, bevor er hinging. Miss Holland hielt sich in Küche und Eßzimmer auf. Er ging nur in die Halle hinaus, öffnete die Haustür und schloß sie wieder, als wäre er fortgegangen, und versteckte sich. dann in dem kleinen Garderoberraum. Sobald Agnes allein im Haus war, läutete er wahrscheinlich die Türglocke, glitt in die Garderobe zurück, trat hinter sie, als sie die Tür öffnen wollte, und versetzte ihr den Schlag auf Hinterkopf. Nachdem er die Leiche im Schrank verstaut hatte, eilte er in seine Kanzlei und kam nur ein bißchen später als sonst, was jedoch überhaupt nicht auffiel, wie es scheint. Sehen Sie, einen Mann hat eben niemand verdächtigt.«

»Was für eine maßlose Roheit!« rief die Frau Pfarrer.

»Er tut Ihnen nicht leid, Mrs. Dane Calthrop?« forschte ich.

»Nicht im geringsten. Warum?«

»Das freut mich zu hören. Weiter nichts.«

Joanna ließ nicht locker.

»Aber was ist mit Aimée Griffith? Ich weiß, daß die Polizei den gestohlenen Stößel aus Owens Ordinationszimmer gefunden hat und das Messer auch. Für Männer ist es offenbar nicht so leicht, etwas in eine Küchenschublade zurückzuschmuggeln. Und raten Sie, wo diese beiden Gegenstände waren! Oberinspektor Nash hat es mir eben erst erzählt, als ich ihm auf dem Herweg begegnete. In einem dieser staubigen, alten Briefordner in Symmingtons Kanzlei. Im Dossier des Sir Jasper Harrington-West selig.«

»Der arme Jasper«, seufzte Mrs. Dane Calthrop, »war mein Cousin. Ein korrekter alter Junge. Der würde sich ja im Grab umdrehen!«

»War es nicht Wahnsinn, die Waffen zu behalten?« meinte ich.

»Sie fortzuwerfen wäre vielleicht noch wahnsinniger gewesen«, gab Maud Calthrop zur Antwort. »Kein Mensch hatte einen Verdacht gegen Symmington.«

»Er hat Agnes gar nicht mit dem Stößel erschlagen«, verkündete Joanna. »Man fand ein Uhrengewicht mit Blut und Haaren

daran. Den Stößel hat er, so glaubt man, an jenem Tag entwendet, an dem Aimée verhaftet wurde. Gleichzeitig hat er auch die Buchseiten in ihrem Haus versteckt. Und das bringt mich wieder auf meine erste Frage: Was ist mit Aimée Griffith? Die Polizei hat doch tatsächlich gesehen, wie Aimée den Brief an Elsie Holland schrieb.«

»Gewiß«, nickte Miss Marple, »diesen Brief hat sie auch tatsächlich geschrieben.«

»Aber warum das?«

»Ach, meine Liebe, Sie sind sich doch sicher klar darüber, daß Miss Griffith ihr ganzes Leben lang in Dick Symmington verliebt war?«

»Das arme Ding«, murmelte Mrs. Dane Calthrop mechanisch.

»Die beiden waren von jeher gute Freunde, und man kann wohl annehmen, daß sie glaubte, nach Mrs. Symmingtons Tod werde sie eines Tages - vielleicht - nun ja —« Miss Marple hustelte zartfühlend. »Und dann fing die Klatscherei über Elsie Holland an; ich glaube, das hat ihr arg zugesetzt. Die arme Aimée sah in der kleinen Gouvernante eine berechnende Verführerin, die sich Dick Symmingtons Herz erschleicht und seiner durchaus unwert ist. Und so ist Miss Griffith wohl der Versuchung erlegen. Warum nicht noch einen anonymen Brief zu den bisherigen gesellen - und so das Mädchen aus der Stadt vertreiben? Das Unternehmen muß ihr völlig ungefährlich erschienen sein; sie wandte, wie sie sich einbildete, jede Vorsichtsmaßregel an.«

»Nun und?« drängte meine Schwester. »Erzählen Sie zu Ende!«

»Ich stelle mir vor, daß Elsie Holland den Brief gleich nach Empfang Mr. Symmington gezeigt hat; der sah sofort, wer das geschrieben hatte und daß hier seine Chance lag, den Fall ein für allemal zu erledigen und sich selbst völlig zu sichern. Das war nicht sehr schön von ihm, nein, nicht sehr schön. Aber er hatte Angst, verstehen Sie. Die Polizei konnte sich nicht zufrieden geben, ehe sie nicht »die Schattenhand« gefunden hatte. Als er den Brief auf das Polizeiamt brachte und erfuhr, daß die Detektive Aimée tatsächlich beim Schreiben beobachtet hatten, da

fühlte er, daß dies eine einmalige Gelegenheit war, sich die ganze Geschichte vom Halse zu schaffen.

Er machte mit der ganzen Familie einen Teebesuch bei Griffiths. In seiner Aktentasche konnte er die herausgeschnittenen Buchseiten leicht mitnehmen und sie im Schrank unter der Treppe verbergen. Dieses Versteck war eine schlaue Idee, denn es ließ an Agnes' versteckten Leichnam denken und auch technisch konnte er diesen Trick ohne weiteres durchführen. Als er nämlich Aimée und den Polizeibeamten nachfolgte, genügte es ihm, sich ein oder zwei Minuten in der Halle aufzuhalten - und das Corpus delicti war untergebracht.«

»Trotz alledem gibt es etwas, Miss Marple«, erklärte ich, »das ich Ihnen nicht verzeihen kann: daß Sie Megan in die Sache verwickelt haben.«

Miss Marple legte die Häkelnadel, zu der sie bereits gegriffen hatte, wieder hin. Sie betrachtete mich über die Brille hinweg; ihre Augen waren streng.

»Mein lieber junger Mann - etwas mußte doch geschehen! Es gab keinerlei Beweise gegen diesen außerordentlich intelligenten und skrupellosen Mann. Ich brauchte eine Hilfe, einen Menschen mit viel Mut und Verstand. Diesen Menschen habe ich gefunden.«

»Es war aber sehr gefährlich für sie.«

»Jawohl es war gefährlich. Aber wir sind nicht in diese Welt gesetzt, Mr. Burton, um der Gefahr aus dem Wege zu gehen, wenn das Leben unschuldiger Mitmenschen auf dem Spiel steht. Verstehen Sie mich?«

Ich verstand.

Morgens in der Hauptstraße.

Miss Emily Barton tritt mit ihrer Einkaufstasche aus dem Bäckerladen. Ihre Wangen sind gerötet, ihre Augen blank vor Erregung.

»O mein lieber Mr. Burton, ich bin ganz außer mir! Nein, daß ich nun doch eine Weltreise machen werde!«

»Ich wünsche Ihnen recht viel Vergnügen.«

»Ja, das werde ich sicher haben. Allein zu fahren hätte ich ja nie gewagt. Nun hat die Vorsehung alles so gefügt, wie es recht ist. Schon seit langem habe ich ja gefühlt, daß ich mich vom »Waldheim« trennen sollte, daß mir meine Mittel diesen Luxus wirklich nicht mehr erlaubten - aber die Vorstellung, das liebe Haus Fremden zu überlassen, konnte ich einfach nicht ertragen. Jetzt aber, da sie es gekauft haben, mein lieber Mr. Burton, und mit Megan dort leben werden, ist es natürlich etwas anderes.. Und dann noch unsere gute Aimée, die nach dieser schweren Prüfung nicht recht wußte, was mit sich anfangen - wo doch auch ihr Bruder sich verheiratet - wie nett, daß nun Sie beide, Ihre Schwester und Sie, bei uns daheim sind! - ja -, daß unsere gute Aimée eingewilligt hat, mit mir zu reisen! Wir haben die Absicht, ziemlich lange fortzubleiben. Ja, es könnte sogar sein, daß wir« - Miss Barton senkte die Stimme - »um die ganze Erde herumfahren! Und Aimée ist ja so tüchtig und praktisch! Ich glaube wirklich - Sie nicht auch? -, daß sich alles zum besten gefügt hat!«

Einen flüchtigen Augenblick lang dachte ich an Mrs. Symmington und Agnes Woddel in ihren Gräbern auf dem Friedhof draußen und fragte mich, ob die gleicher Ansicht wären, wie die kleine Miss Barton ...

Dann jedoch erinnerte ich mich, daß Agnes' Freund sie nicht besonders gern gehabt hatte und daß Mrs. Symmington gar nicht nett zu Megan gewesen war, und - zum Teufel! - wir müssen alle einmal sterben! Und ich gab Miss Barton recht, es stehe alles zum besten in dieser besten aller Weiten.

Ich ging die Hauptstraße hinunter, bis an Symmingtons Gartenzaun. Megan trat aus dem Haus und kam mir entgegen. Es war keine sehr romantische Begegnung; denn ein riesen-großer alt-englischer Schäferhund drängte sich neben Megan durch die Tür und rannte mich mit seinen ungelegenen, stürmischen Zärtlichkeitsbeweisen beinahe über den Haufen.

»Ist er nicht zauberhaft?« rief Megan.

»Ja, ein bißchen - übertrieben zauberhaft. Gehört er uns?«

»Ja. Er ist das Hochzeitsgeschenk von Joanna. Wir haben doch schöne Hochzeitsgeschenke bekommen, nicht wahr? Dieses flaumige, wollige Ding, von dem wir nicht wissen, was es ist - von Miss Marple, und das herrliche Krönungs-Teeservice - von Mr. Pye, und Elsie hat mir einen elektrischen Brotröst geschickt ...«

»Wie typisch für sie!«

»Und sie schreibt dazu, sie habe eine Stellung bei einem Zahnarzt und sei sehr glücklich. Und - was habe ich eben gesagt?«

»Du hast die Hochzeitsgeschenke aufgezählt. Vergiß nicht, wenn du dir's anders überlegst, dann mußt du alle wieder zurückgeben.«

»Ich werde mir's nicht anders überlegen. Wart' mal, was haben wir sonst noch bekommen? Ach ja, Mrs. Dane Calthrop hat uns einen ägyptischen Skarabäus geschickt.«

»Eine originelle Frau«, warf ich ein.

»Du lieber Himmel! Du weißt ja das Beste noch nicht! Stell dir vor - Miss Partridge hat mir ein Geschenk gemacht! Die abscheulichste Tischdecke, die du je gesehen hast. Aber ich denke mir, jetzt muß sie mich doch gern haben, denn sie schreibt, daß sie jeden Stich mit eigener Hand gestickt hat.«

»Das Muster besteht aus sauren Trauben und Brennesseln, nicht wahr?«

»Nein - aus Vergißmeinnicht und Männertreu!«

»Schau, schau, die Partridge entwickelt sich.«

Megan zog mich ins Haus und plauderte dabei:

»Ein Geschenk ist angekommen, das ich nicht recht verstehe. Außer dem Halsband, das der Hund anhat, und der Leine hat Joanna noch extra Halsband und Leine geschickt. Was glaubst du, wozu ist das?«

»Das ist«, entgegnete ich, »einer von Joannas kleinen Scherzen ...«